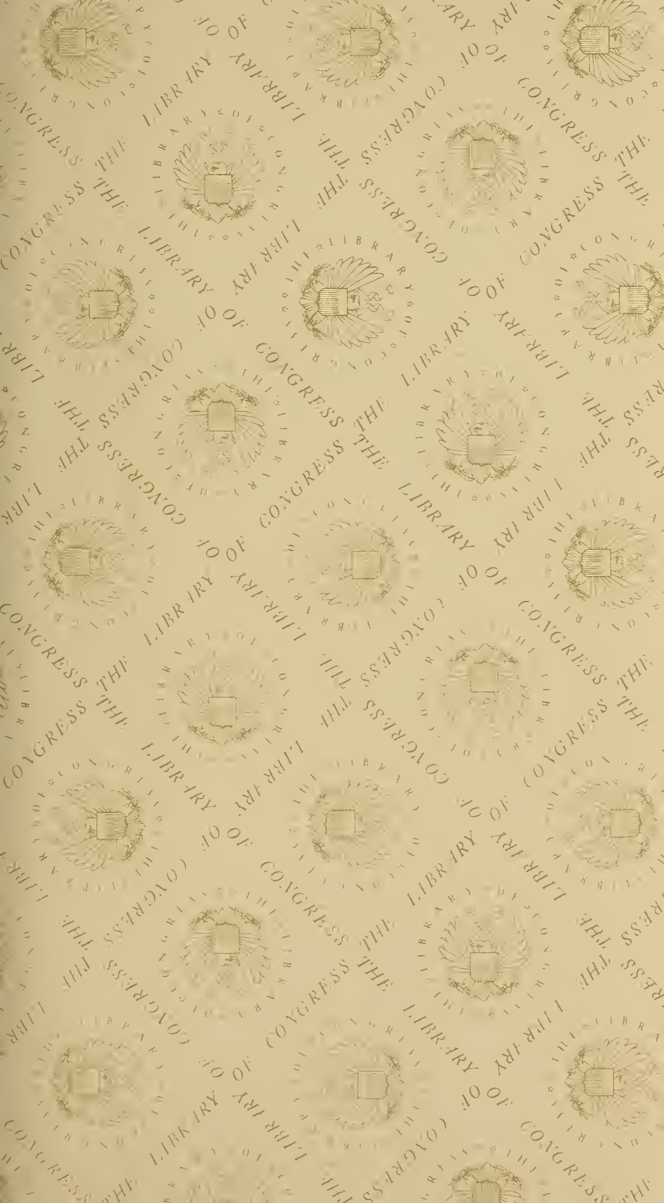



THE LIBRARY OF CONGRESS

Neue Novellen

von

Paul Heyse.

Der Novellen zehnte Sammlung.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1875.

Frau Sarah Lazarus

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet.

Wie oft, liebe Freundin, denke ich jener Freitag-abende, die ich in Ihrem Hause zugebracht, und die auch Sie, wie ich weiß, in guter Erinnerung behalten haben. Wie sollten Sie auch nicht! Es war die Zeit Ihrer jungen Ehe, Ihr lieber Philosoph lud seine Freunde an Ihren traulichen Abendtisch, vor uns Allen lag noch das Leben fröhlich und voller Verheißungen, wir Alle trugen noch die ganze zuversichtliche Liebe in uns zu allem Schönen und Wundervollen, was das Leben bringen sollte, und das gute, heitere Gesicht Ihrer alten Mutter, die still dabei saß, wenn wir unsere munteren Reden führten, war uns wie eine Bestätigung, daß das Leben Wort halten würde, daß man alt werden und heiter und gut bleiben könne.

Und hat es nicht auch Wort gehalten? Zwar das Vierteljahrhundert, das seitdem hingegangen, hat auch uns nicht geschont. Aber der bittere Ernst des Lebens, den wir Alle inzwischen erfahren sollten, hat die Quelle der Jugend in uns nicht verschütten können. Denn Sie wissen, liebe Freundin: damit eine Quelle

nicht in den Sand verrinne, muß sie gefaßt und mit einem sicheren Rande umhegt werden. In diesem nicht immer leichten Geschäft haben damals die Freunde Einer dem Andern treulich geholfen, und eine solche Wohlthat ist lebenslang unvergeßlich.

Auch die Quelle der Dichtung verrinnt nur allzu bald, wenn sie nicht gefaßt wird, „befestiget mit dauernden Gedanken." An jenen Freitagabenden, wo das Gespräch über die Räthsel dieser wunderlichen Welt nie stockte, wo ein Jeder das Beste gab, was er hatte, und immer, wenn wir uns von den Gipfeln der Betrachtung hinweg in die Wolken erhoben, ein heiterkluges Wort der Hausfrau zur rechten Zeit uns wieder zu der schönen Erde zurücklockte, — an jenen Abenden ist auch dem Jüngsten in Ihrem Kreise der Blick aufgethan worden in manche Regionen, an denen das Auge des Poeten, wenn er nur aus Büchern und in Hörsälen philosphiren lernt, zu seinem eigenen Schaden vorbeisieht. Seitdem, so oft mich tiefere Probleme der geistigen und sittlichen Welt beschäftigten, habe ich an jenen Kreis gedacht, in welchem ich schon früh den Ernst des Gedankens üben und jeden schönen Schein, der nicht die Farbe der Wahrheit trägt, verschmähen lernte.

Lassen Sie mich zur Erinnerung an jene Zeit dieses kleine Buch Ihnen widmen. Es enthält, neben Harmloserem, ein paar nachdenkliche Geschichten, über die sich allerlei philosophiren ließe. Wie viel lieber

brächte ich sie Ihnen ins Haus, als Studien und Beiträge zum „Leben der Seele“, und horchte, was die Freunde für und wider zu sagen hätten. Aber den Füßen ist jetzt der Weg zu weit geworden, so nahe die Köpfe und Herzen einander geblieben sind. So muß man sich mit geschriebenen Worten behelfen lernen.

In alter Treue

Ihr

Paul Heyse.

München, im November 1874.

Inhalt.



Er soll dein Herr sein.

(1873.)

Die Nacht war schon hereingebrochen, und der Erzengel Michael auf dem Thurmknopf der alten Stadtkirche, den ein frommes altes Jüngferchen erst vorm Jahr auf eigene Kosten hatte frisch vergolden lassen, sah so grau und unscheinbar aus, wie ein ganz ordinärer Wetterhahn aus verrostetem Eisen. Um diese Stunde regte sich sonst in der kleinen bayrischen Garnisonsstadt nur noch wenig öffentliches Leben. Die Hausväter saßen beim Bier, die Hausmütter in den Kinder- und Gesindestuben dachten schon halb und halb daran, ob sie nicht, um Licht zu sparen, heute ein Stündchen früher als gewöhnlich zu Bett gehen sollten, und was etwa noch auf den spärlich beleuchteten Gassen hin und her huschte oder in den Hausthüren und dunklen Mauerecken flüsterte, war sich vollkommen des Reizes einer unerlaubten Nachtschwärmerei bewußt.

An dem Abend aber, von dem hier die Rede ist, ging es trotz der nachtschlafenden Zeit in Häusern und Straßen so laut und lustig zu, wie es besagter Erzengel, der Schutzpatron der guten Stadt, auch aus den letzten Jahren vor seiner Vergoldung sich nicht

entsinnen konnte. Alles Militär, das hier garnisonirte, zwei Bataillone Infanterie und eine Schwadron Chevauxlegers, schien auf den Beinen zu sein, rasselte mit Säbel und Gewehr über das schlechte Pflaster, saß in den Bräustuben in dichten Haufen, aber bunt mit Bürgern durchspickt, beisammen, und es gab kaum eine Hausthür, wo nicht ganz ungescheut irgend ein zärtliches Paar, in eifrige Zwiesprach vertieft, gelegentlich durch ein hörbares Weinen, Lachen oder Küssen die Tonart seines Duettes angab, ohne sich darum zu kümmern, daß die Glücks- und Leidensgefährten rechts und links sie hätten belauschen können, wenn sie nicht mit sich selbst vollauf zu thun gehabt hätten. In allen Häusern waren die Fenster erleuchtet, kleine Kinder saßen im Nachtröckchen auf den Treppenstufen und schauten verwundert bald zu dem sommerlichen Sternenhimmel hinauf, bald in das hastige Gewimmel, das sich besonders auf dem Marktplatz um die alte Kirche herumtrieb, und horchten dazwischen auf die Trompeten und Clarinetten der Regimentsmusik, die im Saal des Rathhauses allerlei schöne patriotische Weisen zum Besten gab.

Dort fand nämlich ein Abschiedsmahl statt, welches die Väter der Stadt dem Offiziercorps zu Ehren veranstaltet hatten. Der Krieg mit Frankreich war erklärt, die Mobilmachungsordre vor Kurzem eingetroffen, und morgen mit dem Frühesten sollte die Eisenbahn Alles, was in zweierlei Tuch einherging, die gesammte Gar-

nison, sowie die in Eile herangezogenen Landwehrpflichtigen nach der Hauptstadt entführen und von da an den Rhein. Da wahrscheinlich Mancher, der heute in heller Lebensfreude unter guten Kameraden saß, diesen ehrwürdigen Saal nicht wiedersehen und den edlen Trunk nicht wieder kosten sollte, so steigerte sich die Stimmung selbst der Trägeren und Gemüthloseren über die gewöhnliche Festlaune hinaus zu jener schönen, übermüthigen Begeisterung, wo das Bild des Todes alle Wonnen des Daseins erst recht lieblich macht, während der Gedanke an Pflicht und Ehre, an Vaterland und Freiheit jedem Einzelnen das Leben als ein geringes Opfer erscheinen läßt.

Das Fest hatte schon seit einer halben Stunde begonnen, und in der nicht sehr großen Zahl der Geladenen fehlten noch Zwei, die sonst eifrig darauf hielten, überall dabei zu sein, wo es die Ehre des Corps zu vertreten galt: ein Hauptmann von der Infanterie und ein Unterlieutenant von den Chevauxlegers. Der Grund, weßhalb Beide sich heut verspäteten, war ein und derselbe und zwar folgender.

Das stattlichste Haus nächst dem Rathhause, das am Markte lag und sich vor den übrigen durch einen zierlich geschwungenen Balkon im Zopfstil hervorthat, gehörte der jungen Wittwe eines alten Majors, der schon vor vier Jahren gestorben war und im Commando der Garnison sofort einen Nachfolger gefunden hatte, nicht aber im Regiment seines Hauses und im

Herzen seiner jungen Frau. Dies war um so wunderbarer, als Jedermann wußte, wie das schöne junge Wesen, als eine blutarme Waise, ganz ohne Neigung durch ihren weltklugen Vormund zu der Ehe mit dem grilligen, unwirschen Funfziger überredet worden war, so daß, als der Tod sie endlich von diesen aufgedrungenen Pflichten befreite, Nichts natürlicher und löblicher gewesen wäre, als wenn sie unter ihren vielen Bewerbern bald eine neue Wahl nach ihrem Herzen getroffen hätte. Sämmtliche Offiziere der Garnison, die ihr schon bei Lebzeiten des ersten Gatten gleichsam dienstpflichtschuldigst gehuldigt hatten, befürchteten nur das Eine, daß sie nach dem Trauerjahr ihr Haus verkaufen, den Staub der kleinen Stadt von ihren zierlichen Füßchen schütteln und nach München ziehen möchte, um dort das Licht ihrer blühenden Jugend weiterhin leuchten zu lassen, als es auf den Casinobällen und Dilettanten-Concerten des Provinznestes geschehen konnte. Sie hatten sich aber alle getäuscht. Die junge Wittwe schien wie mancher große Mann und manche schöne Frau den Wahlspruch Cäsar's erwählt zu haben: „Lieber der Erste in einem Dorf, als der Zweite in Rom!" Sie selbst führte zwar als Grund ihres Dableibens an, daß sie für die Residenz nicht wohlhabend genug sei. Was der Major ihr hinterlassen, erlaube ihr in der kleinen Stadt behaglich und sogar mit einigem Ueberfluß zu leben; in München würde es eben nur zu den Carnevals-Toiletten aus-

reichen. Denn Haus und Garten möchte sie doch nicht zu sehr unter dem Werth verkaufen, und die Zeiten seien nun einmal zur vortheilhaften Veräußerung liegender Gründe nicht die günstigsten.

In Erwartung besserer Gelegenheit also fuhr sie fort, das Haus ganz allein mit ihrer alten Köchin, einem Laufmädchen und dem Gärtner, welcher Bursche bei dem Major gewesen war, zu bewohnen, dann und wann kleine gesellige Unterhaltungen darin zu veranstalten, — theils ungemischte Kaffees, theils gemischte, aus Männlein und Weiblein vorsichtig zusammengesetzte Theegesellschaften, wobei sie sich, trotz der Argusaugen der weiblichen Eifersucht, so klug und musterhaft betrug, daß man ihrem einsamen Leben nicht das Geringste nachreden konnte. Höchstens zuckten einige alte Jungfern die Achseln und erklärten, sie sei eine kalte, selbstsüchtige, kokette Schlange, eine Art Lorelei, der es ein viel größeres Vergnügen mache, am Felsen ihrer Unnahbarkeit „Schiffer und Kahn" zerschellen zu sehen, als einen hübschen, braven, verliebten Jungen mit ihrer Hand zu beglücken. Wurde sie selbst von wohlwollenden Freundinnen geradezu befragt, ob sie etwa eine geheime unglückliche Liebe hege, oder aus sonst einem Grunde das Gelübde ewiger Wittwenschaft gethan habe, so erklärte sie einfach, die Tyrannei, die sie in ihrer ersten Ehe erlitten, da ihr Mann seine Gewohnheit, zu commandiren, von der Stadtgarnison auf seine junge Frau übertragen, habe

ihr ein für alle Mal ein Leben verleidet, in welchem das Gebot der Bibel: „er soll dein Herr sein“ auf das Schnödeste mißbraucht und übertrieben werden könne. All die zärtlichen Herren in Uniform und Civil — denn auch das ganze Landgericht lag ihr zu Füßen — betheuerten ihre Unterwürfigkeit und ritterliche Selbstverleugnung nur darum so eifrig, um hernach desto übermüthiger den Herrn zu spielen, wenn die Angebetete vom Altar zum häuslichen Herde hinabgestiegen sei. Sie aber wolle ihre eigene Herrin bleiben und zu den seltenen Beispielen gehören, daß auch einmal ein Mensch durch Schaden klug geworden sei.

Diese Grundsätze, so vernünftig sie klangen, nahm natürlich Niemand für Ernst, weder die guten Frauen, die eine solche Charaktergröße als eine krankhafte und unzweifelhaft vorübergehende Laune betrachteten, noch die männliche Bevölkerung des Städtchens, die des Glaubens lebte, wenn der Rechte komme, werde sich das schon geben. Und da Nichts hinderte, daß sich einstweilen Jeder zutraute, dieser Rechte zu sein und nur noch eine kleine Probezeit durchmachen zu müssen, bis seine Verdienste das spröde Herz erweichten, so hatten in diesen letzten vier Jahren Civil und Militär einen eifrigen Wettlauf nach der Gunst der schönen Frau gehalten, ohne daß Einer sich rühmen konnte, dem Ziele näher gerückt zu sein.

Nur die oben erwähnten Zwei waren in jüngster Zeit allen Uebrigen um eine Manneslänge vorausge-

kommen, wenn sie auch wiederum unter einander eifersüchtig darüber wachten, daß Keiner sich nur um die Breite einer Degenklinge eines Vorsprungs rühmen konnte. Auch hielten ihre sehr verschiedenen Ansprüche einander so ziemlich die Wage. Der Hauptmann, zwar schon ein angehender Vierziger, war doch noch, bis auf einen bedenklichen Ansatz zur Corpulenz, ein stattlicher Mann, mit sanften, veilchenblauen Augen und einem hellblonden Schnurrbart, bei all seinen Kameraden und Untergebenen beliebt, weil er, wie man sagte, die gute Stunde selbst war, auch von angesehener Familie und wohlhabend. Nebenbei spielte er für einen Dilettanten ganz artig Fagott, wobei er nur leider ungewöhnlich stark transpirirte, befliß sich in seinen dienstfreien Stunden der Bildung und besaß in seiner Bibliothek die sämmtlichen Werke Hackländer's. Da sein Vormann nächstens pensionirt werden sollte, war ihm der Major auch ohne den Krieg so gut wie gewiß, so daß eine Majorswittwe, die ihm ihre Hand reichte, einer Degradation sich nicht ausgesetzt hätte. Diese seine Ansprüche erschienen so gegründet, daß sämmtliche ältere und kühlere Bewerber vor ihm zurücktraten. Dagegen fanden die jüngeren, daß gegen seinen Rivalen, den Unterlieutenant von den Chevauxlegers, schwer aufzukommen sei. Dieser war ein junger, etwas leichtfertiger, aber sehr liebenswürdiger Baron, tollkühner Reiter, brillanter Tänzer, passabler Bariton und unwiderstehlicher Eroberer weiblicher Her-

zen. Daß die schöne junge Selbstherrscherin der kleinen Stadt gegen so viel Verdienste kühl blieb, hatte den sehr selbstbewußten Herrn nach und nach zu solcher Leidenschaft entflammt, daß er noch mehr Schulden und tolle Streiche als sonst machte, um die Aufrichtigkeit seiner Gefühle zu beweisen, und seinem einzigen Nebenbuhler lieber zehn- als einmal den Hals gebrochen hätte, wenn nicht der Respect vor dem Vorgesetzten und die stille Ueberzeugung, ein so dicker Mensch könne ihm nicht im Ernst gefährlich sein, ihn in Schranken gehalten hätte.

Die schöne Kaltsinnige — es ist wohl endlich Zeit zu sagen, daß sie Rosamaria hieß — ließ sich als das verwöhnte Kind, das sie war, auch diese Huldigungen wie etwas Selbstverständliches gefallen, ohne sie zu ermuntern noch auch ganz zu entmuthigen. Es belustigte sie, zu beobachten, wie die beiden sehr verschiedenen Bewerber einander im Schach hielten; wenn der junge heute mit einer Bariton-Arie sich um sie bemühte, gab der ältere morgen unfehlbar ein Fagott-Concert an ihrem Theetisch zum Besten; galoppirte der Baron an ihrem Balkon vorbei und überreichte ihr, ohne anzuhalten, einen zierlichen Blumenstrauß, so schoß der Hauptmann, der ein eifriger Jäger war, ein Paar Rebhühner, die er ihr in die Küche schickte, als eine zarte symbolische Andeutung, daß er, wenn auch sein Frühling abgeblüht, doch wohl die solidere und nahrhaftere Zukunft ihr zu bieten hätte.

Die junge Frau stellte die Blumen in Wasser, ließ sich die Rebhühner braten, gönnte aber außer einem freundlichen Lächeln keinem ihrer beiden Ritter einen Dank, der zu größeren Hoffnungen berechtigt hätte. Auch an jenem Abend vor dem Ausmarsch, wo Beide wie verabredet in der gleichen Minute ihren Abschiedsbesuch machten, Jeder in der Hoffnung, das Fest im Rathhause würde den Andern abhalten, ihm auch diesmal den Rang abzulaufen, vermochte die übliche weiche Stimmung des Scheidens Frau Rosamaria nicht zu einem wärmeren Ton gegen Einen der Beiden hinzureißen. Vielmehr schien sie noch schalkhafter und spottlustiger aufgelegt als sonst. Den Hauptmann bat sie, ihr recht genaue Schlachtberichte zu schicken, und den jungen Baron, sich nach dem Einzug in Paris zu erkundigen, welche Modistin gerade die gesuchteste sei. Uebrigens sei es gar nicht galant, daß die Herren zwei Tage vor ihrem Geburtstage sich verabschiedeten, unter dem nichtigen Vorwande, das Vaterland retten zu müssen, während dem Einen doch nur das Avancement, dem Andern die Mysterien von Paris vorschwebten. Auf diese Scherze antwortete der Hauptmann mit treuherzigen Betheuerungen seiner für das Vaterland und seine Dame gleich unwandelbaren Gefühle und bat sich als Amulet eine Locke von ihrem Haar aus. Sein junger Nebenbuhler versprach, alle Grisetten zur Verzweiflung zu bringen durch die Schilderung deutscher Reize, und bemächtigte sich ohne weiter zu fragen einer

rothen Cravattenschleife, die er auf dem Herzen zu tragen versprach, als unsichtbares Band von Amors Ehrenlegion. Frau Rosamaria drohte ihm lächelnd mit dem Finger und ging dann, ihrem verständigeren Anbeter seinen viel kühneren Wunsch zu erfüllen. Bald darauf kam sie mit einem kleinen Medaillon zurück, das eine Locke enthielt, die der wackere dicke Anbeter, über und über vor Freude erröthend, sofort in seiner Brusttasche verbarg, ohne vorher die Farbe des Haares mit den Locken der schönen Geberin zu vergleichen. Da es die höchste Zeit war, auf das Rathhaus zu gehen, beurlaubten sich Beide zum letzten Mal und stiegen ziemlich wohlgelaunt, da Jeder sich für den heimlich Begünstigten hielt, nebeneinander die Treppe hinunter.

Sie blickten unten auf der Straße gleichzeitig nach dem Balkon hinauf, in der Hoffnung, die Dame ihres Herzens werde ihnen noch so weit als möglich mit den Augen das Geleit geben. Aber die junge Frau, sobald sie sich allein sah, hatte einen tiefen Seufzer gethan, wie Jemand, der eben einen lästigen Zwang abgeschüttelt hat, und war darauf durch eine Hintertreppe in den Garten hinabgegangen, wo nach der Julihitze des Tages die Büsche und Bäume sich eben zu verkühlen begannen.

Wie sie nun ganz allein durch die Schatten hinwandelte und den Rosen- und Nachtviolenduft einathmete, dabei fern über den Markt herüber „Was ist des Deutschen Vaterland?" und „Heil unserm König, Heil!" blasen hörte, beschlich sie eine schwermüthige

Stimmung, eine Unlust an ihrem Leben und eine Herzenseinsamkeit, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Ihr zweck- und liebloses In-den-Tag-hineinleben war ihr nie so empfindlich gewesen, als eben jetzt, wo sie an gar Nichts einen rechten Antheil nahm, weder an Denen, die ins Feld zogen, noch an Denen, die zu Hause blieben; sie hatte beinahe Lust, mit Vaterland und König zu schmollen, weil jetzt alle Welt mit großer Erregung von nichts Anderem sprach und selbst einer so reizenden jungen Frau die letzten Verehrer abtrünnig wurden. Und das sollte nun wer weiß wie lange so fortgehen und sie aus ihrem stillen, entlegenen Winkel in den Weltlärm hinüberhorchen, wie ein Kind, das am Feiertag das Zimmer hüten muß und mit Aerger und Neid seine Kameraden draußen lärmen hört, unter denen es sonst die erste Rolle gespielt hat.

Zum ersten Mal seit langer Zeit stellte sich das Gefühl eines Mangels bei ihr ein. Sie hätte jetzt mit der Frau oder Braut eines dieser Offiziere tauschen mögen, denen der Abschied freilich schwerer wurde, die aber doch mit voller Seele mitten in der großen Zeit standen. Es dämmerte die Ahnung in ihr auf, daß, wer Nichts verlieren kann, auch Nichts wahrhaft besitzt, und daß sie andrerseits viel zu jung sei, um sich bloß so im Großen und Ganzen „ans Vaterland, ans theure, anzuschließen,“ ohne dabei einem seiner Söhne insbesondere ihre Liebe und Angst, ihre Sorge und Sehnsucht zuzuwenden.

In diesen Gedanken tauchte ihr plötzlich das Bild eines seit Jahr und Tag Verschollenen wieder auf, mit dem sie nicht gerade in der besten Freundschaft auseinandergekommen war. Es war ein junger Bildhauer, der in der Stadt Verwandte hatte und auch sonst, da ihn als Landwehroffiziers-Aspirant seine Dienstpflicht hierher führte, alljährlich Einmal sich sehen zu lassen pflegte; ein sehr talentvoller, wackerer und schmucker Mensch, der durch seine Kunst, zumal in der Holzbildhauerei für Kirchen, hinlänglich Ruhm und Geld zu gewinnen anfing, um nachgerade auch ans Heirathen denken zu dürfen. Da er aber ein paar verwöhnte Augen im Kopfe hatte, war ihm von allen weiblichen Wesen im Städtchen keines gefährlich geworden, als nur die junge Wittwe, diese aber dergestalt, daß seine Leidenschaft aller Klugheit spottete und er es nicht nur dahin brachte, daß sein Geheimniß in aller Leute Mäuler kam, sondern daß auch die schöne Frau, obwohl sie dem hübschen Menschen heimlich sehr geneigt war, ihm ihr Haus verbieten mußte, da er die lächerlichsten Schmoll- und Eifersuchtsscenen ohne eigentlichen Grund oder sicheres Anrecht vom Zaune brach. Mehrmals hatte sie ihm lachend gesagt: er würde der Letzte sein, sie ihrem ledigen Stande abtrünnig zu machen, da seine Eifersucht sie in einen Thurm mit sieben Pforten einsperren würde, um selbst als Drache sie darin zu bewachen.

So war er das letzte Mal nach einer stürmischen

Scene auf Nimmerwiedersehen auf und davon gegangen, und sie glaubte ihn wirklich verloren und — vergessen zu haben. Da stand plötzlich seine schlanke Figur, sein feuriges und doch treuherziges schwarzes Auge, sein Lockenhaar und die hübsche, trotzig reuevolle Miene, mit der er ihr Schelten anzuhören pflegte, leibhaft vor ihr, und eine Stimme sprach zu ihr, daß sie doch wohl Unrecht gethan, diesen prächtigen Menschen so lange zu entmuthigen. Wie es öfter, als man denkt, zu gehen pflegt, war ein Keim von zärtlicher Neigung ihr unbewußt im tiefsten Grunde ihrer Seele zurückgeblieben, der nun auf Einmal, von der einsamen Nachtstille, dem schwülen Blumenduft und ihrer Schwermuth angehaucht, rasch aufzusprießen und in die Höhe zu wachsen begann und, ehe sie sich's versah, ihr ganzes Herz ausfüllte.

Sie erschrak ein wenig, da sie es inne wurde, aber im nächsten Augenblick war ihr dies wundersame Aufblühen ihres Herzens so süß und wonnig, daß sie an dem Gitter, welches die Hinterthür des Gartens bildete, stehen blieb, die Stirn und die heißen Lippen gegen die Eisenstäbe drückte und mit geschlossenen Augen, die Hände über der Brust gekreuzt, sich der ganz neuen und glückseligen Empfindung überließ, einen Menschen zu wissen, den sie entbehrte und mit tausend Sehnsuchtsgedanken in der Ferne suchte.

Sie hätte auch ungestört hier die halbe Nacht so fortträumen können, da der Garten auf eine öde Gasse

mündete, wäre nicht etwas geschehen, das wie ein Wunder aussah und die alte Sage von der Wirkung zärtlicher Gedanken in die Ferne bestätigte. Denn plötzlich hörte sie einen leichten, raschen Männerschritt sich nähern, und als sie in froher Bestürzung die Augen öffnete, sah sie die wohlbekannte Gestalt eben Desjenigen, den ihre Sehnsucht herbeigewünscht, in dem helldunklen Gäßchen herankommen und, gleichfalls freudig erschreckend, an dem Gitter stehen bleiben.

Sie begrüßten sich Beide, wie man denken kann, mit ziemlich ungeschickten Worten; der junge Mann aber, der ein Ränzel und einen breiten Künstlerhut trug, schien, obwohl er hier wie ein Fuchs den Taubenschlag umschleichend ertappt worden war, dennoch unbefangener, als die schöne junge Frau, die ihn früher am kleinen Finger gelenkt hatte. In einer Art stürmisch begeisterter Hast erzählte er, was ihn hieher gebracht. In Böhmen, auf einem altfürstlichen Schlosse, habe er seit vielen Monaten an der Ausschmückung eines Saals und einer Hauskapelle gearbeitet, abgeschieden von aller Welt, da die Zeitungen unregelmäßig, die Post nur dreimal in der Woche durch einen Fußboten zu ihm gelangten. Das Schreiben, das ihn zu seiner Compagnie einberief, habe er durch einen reinen Zufall vor dem Schicksal gerettet, aus der offenen Tasche des Boten, der sich am Schloßwall niedergelegt, um seinen Rausch auszuschlafen, in den Wassergraben hinabzugleiten. So aber sei er Hals über Kopf auf-

gebrochen, und da er bei der nächsten Kreuzung der Bahnen den Anschluß verfehlt, in einem Einspänner, den er gemiethet, den übrigen mit Dampf beförderten Kameraden nachgefahren. Nun sei er froh, noch gerade zur rechten Zeit angekommen zu sein, um morgen früh beim Ausmarsch nicht zu fehlen. Denn dies sei einmal eine Sache, der jeder gute Deutsche mit Freuden Blut und Leben opfere, und daß es Hand in Hand und Schulter an Schulter mit allen deutschen Brüdern über den Rhein gehe, setze dem festlichen Gefühle die Krone auf.

Er sprach noch eine Weile in diesem Sinne fort und gerieth dabei in solches Feuer, daß er den Hut abnahm, als ob er die lodernde Glut unter der Stirn verdampfen lassen müsse. Sie bemerkte, daß er noch viel hübscher geworden war, als er ihr im Gedächtniß stand, und zugleich schürte seine Beredsamkeit, die einzig dem Vaterlande galt, die verstohlene Neigung in ihrer Brust zu heller Eifersucht. Es freue sie, versetzte sie scheinbar gelassen, daß er so hochherzige Gesinnungen hege, und sie wünsche ihm Sieg und Glück und sage ihm nun gute Nacht, um ihn nicht länger aufzuhalten, da er doch nur aus Versehen ihr hier begegnet sei. — Darin irre sie, stotterte, nun wieder befangener, der junge Mann. Zwar habe er nicht zu hoffen gewagt, daß er sie sehen werde, am wenigsten, daß ihm, nach der grausamen Art, wie sie ihn verabschiedet, ein so freundliches Gespräch mit ihr

vergönnt werden sollte. Aber — da leider sein Gefühl für sie ganz das alte geblieben und auch schwerlich je sich ändern werde — sei es ihm Bedürfniß gewesen, nicht ins Feld zu ziehen, ehe er wenigstens das Haus und den Garten wieder gegrüßt, wo er so viel selig unselige Stunden verlebt habe. Darum sei er hinten herumgeschlichen, daß ihn Niemand erkennen möchte, ehe er dies stille Abschiedsfest gefeiert.

Als hierauf keine Antwort kam, das geliebte Wesen aber auch nicht vom Gitter zurücktrat, um Nichts mehr davon zu hören, sondern ihr schönes Haupt, still auf die Brust gesenkt und von dem dunklen Haar umflossen, ihn im Profil sehen ließ, wurde er kühner und trat so dicht an die Eisenstäbe heran, daß sie zusammenfuhr und jetzt freilich einen Schritt zurücktrat. Er flehte aber so herzlich, ihn anzuhören, daß sie nicht weiter fortging, sondern ihn ruhig reden ließ. Wie oft, betheuerte er, habe er seine Hitze und lächerliche Heftigkeit bereut, sich über seine tyrannische Eifersucht geärgert und sich zugeschworen, wenn das Glück ihn je Gnade bei ihr finden lasse, nie wieder in den alten Fehler zu verfallen. Aber jetzt sei es nun freilich zu spät. Eine Stimme rufe ihm zu: er werde aus diesem Kriege nicht zurückkehren. Wenn sie nun — und hier zog der treuherzige Mensch mit der Schlauheit aller Verliebten recht wohlbedacht das rührendste Register — wenn sie nun nicht gar von Stein und Erz wäre, müsse sie sich erweichen lassen und ihn wenigstens versöhnt und mit

einem Schimmer von Hoffnung, für den Fall seiner siegreichen Wiederkehr, den Feuerschlünden entgegenschicken.

Die junge Frau, von der wir wissen, daß sie durchaus keinen Stein unter der linken Brust trug, besann sich ein Weilchen und sagte dann mit lieblich schüchterner Stimme, wie sie ihr feuriger Freund nie von ihr gehört hatte, daß seine Liebe und Treue sie freilich nicht ungerührt lasse, und daß sie es sich ewig zum Vorwurf machen würde, wenn sie ihn jetzt ohne jeden Trost verabschiedete. Aber in Fällen, wo ein ganzes Leben auf dem Spiel stehe, müsse man sich zusammennehmen und möglichst vernünftig handeln. Sie wolle ihm nur gestehen, daß sie gerade vorhin an ihn gedacht und recht empfunden habe, wie theuer er ihr sei, und wie sie sich ein Leben mit ihm wohl wünschen könne, wenn er seine herrischen Launen zügeln lerne. Denn obwohl sie durchaus nicht eitel und gefallsüchtig sei, könne und wolle sie es doch bei aller ehelichen Treue nicht anders, als daß sie unter Menschen fortleben und Diesem und Jenem noch gefallen dürfe. Ihr erster Gatte habe ihr junges Leben elend gemacht durch seine soldatische Strenge. Wenn sie einem Manne jetzt mit freiem Entschluß die Hand reichen solle, müsse sie erst Proben haben, daß ihre Gewalt über sein Herz hinlänglich groß sei, um sie vor knechtischer Unterwürfigkeit zu schützen. Er solle freilich „ihr Herr" sein, sie aber auch „seine Herrin."

Als der Ueberglückliche, dem diese Worte mehr als

die Erfüllung seiner kühnsten Träume verhießen, jetzt in sie drang, welche Prüfung sie ihm denn auferlege, um seine Sinnesänderung und lammfromme Ergebung in ihre Wünsche zu erproben, sagte sie, indem sie mit schalkhaftem Lächeln die Augen niederschlug: Sie wissen, Eduard, daß ich ein verzogenes Kind bin und seit dem Tode des Majors mir jeden Wunsch erfüllen konnte. Nun ist übermorgen mein Geburtstag, — mein dreiundzwanzigster — ja ja, man wird alt! — und über den Kummer, daß ich so alt werde, hilft mir diesmal Niemand hinweg, da alle Diejenigen, die mir sonst gratulirten und Blumen schenkten, die jungen wenigstens, mit ausmarschiren und nur die neidischen alten Schachteln schadenfroh zurückbleiben. Es wäre nun sehr galant von Ihnen, wenn Sie mich für all das zu Entbehrende entschädigen wollten. Niemand weiß, daß Sie hier sind; wenn Sie sich zwei Tage später melden und die schlechte Postverbindung geltend machen, kann Sie kein Vorwurf treffen, und um den Kaiser Napoleon gefangen zu nehmen oder Paris zu erobern, kommen Sie immer noch früh genug. Ihre alte Kinderfrau, die Christel im Thurmstübchen, empfängt Sie mit offenen Armen und hält Sie die zwei Tage über verborgen. Abends, sobald es ohne Gefahr und Aufsehen geschehen kann, kommen Sie dann zu mir herüber, natürlich mit der alten Frau, und wir trinken zusammen Thee und besprechen die Zukunft, und wenn Sie die Probe wirklich bestehen, so

gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß ich mich feierlich vor Ihrem Ausmarsch mit Ihnen verlobe, wobei die alte Christel und meine Dienstleute Zeugen sein sollen. Ich dächte, mein Herr Ritter, ich mache es gnädig mit Ihnen, da der einzige Drache, mit dem Sie zu kämpfen haben werden, die Langeweile oben im Thurmstübchen sein soll. Und auch damit wird es nicht so gefährlich sein, wenn Sie mich wirklich lieben und sich erinnern, daß mein Haus gerade Ihrem Thurmfenster gegenüber liegt.

Sie schien zu erwarten, daß er mit einem überschwänglichen Dank- und Freudenausbruch ihr ins Wort fallen würde; da er aber doch noch überlegte, wurde sie empfindlich betroffen und fuhr geschwinde fort, er möge um Gotteswillen Nichts thun, was ihn nachher gereuen könnte. Sie habe den abenteuerlichen Plan nur so im Scherz hingeworfen, begreife aber sehr wohl, daß für solche Scherze die Zeit zu ernsthaft sei, und wolle ihn also durchaus nicht länger aufhalten.

Jetzt erst fuhr er aus seiner Versonnenheit auf, bat um Verzeihung, daß ihn dies so plötzlich erblühende Glück stumm und schwindlig gemacht und unfähig, für die unerhörte Gunst, die sie ihm beweise, sogleich mit Worten zu danken. Er habe nur im Stillen noch erst erwogen, ob er es auch mit seiner Pflicht und Ehre vereinigen könne, noch zwei Tage zurückzubleiben. Aber sie habe ganz Recht: er versäume ja Nichts,

und Niemand werde dadurch verkürzt, daß er so selige Stunden genieße. Ob es denn wirklich ihr Ernst sei? Es sei ihm wie ein Traum, er könne nicht glauben, daß sie mehr als einen Scherz mit ihm vorhabe, um ihn recht ihre Macht fühlen zu lassen und hinterher —

Ob er sie denn für ein so herzloses Geschöpf halte? unterbrach sie ihn mit einer Stimme, die von Thränen der Kränkung zitterte. Nein, sie wiederhole jedes Wort, und zum Zeichen, daß sie es ehrlich meine, möge er hier diesen unscheinbaren Ring mit in den Thurm nehmen und ihn betrachten, so oft er an der Wahrheit und Sonnenklarheit ihrer liebevollen Wünsche zweifeln wolle. Wenn er selbst aber andern Sinnes würde, sei natürlich dies Pfand unverbindlich für beide Theile.

Mit diesen Worten reichte sie ihm einen kleinen Goldreif mit blauen Steinchen durch das Gitter hinaus und lachte ihn so zärtlich und dankbar an, daß ihm das Herz schwoll vor Entzücken und er ihre Hand stürmisch an seine Lippen drückte. Sie war ihm dabei hinter den Eisenstäben so nahe gekommen, daß er es wagen konnte, auch ihre Wange flüchtig mit seinen Lippen zu berühren. Da entzog sie sich ihm aber rasch mit unwilligem Erröthen, flüsterte ihm nur noch zu: Auf morgen Abend also! und war im nächsten Moment in den dunklen Laubgängen des Gartens verschwunden.

Wie ein Trunkener riß auch er sich endlich von

der Pforte hinweg, hinter der er seinen Schatz so sicher verwahrt wußte, und stahl sich durch enge Winkelgäßchen auf den Marktplatz, den Hut tief in die Stirne gezogen, so daß ihn in dem nächtlichen Leben und Lärmen Niemand erkannte. Die Thüre des Kirchthurms lag zum Glück im Schatten. Kein Mensch bemerkte es, daß da ein später Gast an der Klingel zog und nach einigem Warten von einem Weibchen in einer großen Haube mit lautem Freudenruf, der aber gleich wieder verstummte, eingelassen wurde. Diese curiose alte Person lebte hier schon seit einer Reihe von Jahren mutterseelenallein und versah pünktlich, seit dem Tode ihres Mannes, der ein geschickter Mechanicus gewesen und Eduard's Onkel war, die Geschäfte eines Thurmwächters. Sie hatte dem Seligen so viel abgesehen, daß sie die uralte Thurmuhr, die an einem chronischen Rheumatismus und launischen Schlaganfällen litt, allein zu behandeln wußte, und da sie außerdem, wie Thurmbewohner pflegen, mit der Zeit ein Nachtvogel geworden war und pünktlich jeden Brand, der ausbrechen wollte, sogleich an die große Glocke hing, hatte ein wohledler Magistrat kein Bedenken getragen, sie als Nachfolgerin des seligen Thurmwächters mit vollem Gehalt zu bestätigen.

Dieses kleine Käuzchen, das auf der Welt sonst nichts Liebes hatte, als den stattlichen jungen Mann, dessen Kindheit sie behütet, machte nun große Augen, als sie, oben im engen Thurmstübchen sitzend, die

wunderbaren Aussichten erfuhr, die dem Zurückgekehrten so plötzlich sich eröffnet hatten. Sie nickte, während er die Schönheit und Holdseligkeit seiner Geliebten pries, still vor sich hin und sagte kein Wort, auch nicht zu allem Uebrigen, wobei sie doch selbst eine Rolle spielen sollte, sondern fragte gleich darauf, ob er schon zu Nacht gegessen, und da er es bejahte, sagte sie, er werde sie für heute Nacht entschuldigen müssen und ein Treppchen höher sich in die Kammer hinaufbemühen, wo er schon vor Zeiten einmal während eines Marktes, der alle Gasthäuser überfüllte, ein Paar Nächte geschlafen. Es sei heute Festtag, und an vielen Orten gehe es hoch her mit Schießen, Illuminiren und Freudenfeuern, da müsse sie die Augen überall hinkehren und dürfe nicht schwatzen. Morgen, wenn die Garnison ausgerückt ist, setzte sie, an ihren Haubenbändern knüpfend und von ihm wegsehend, hinzu, morgen und übermorgen an dem „hohen Geburtstage“ hätten sie Beide ja Zeit genug, ganz friedlich sich mit einander die Langeweile zu vertreiben. Indessen werde er, wenn er noch nicht zu schlafen Lust habe, droben genug Unterhaltung daran finden, mit dem Fernglas, das sie ihm geben wolle, in die Häuser hinunter zu observiren, und so wünsche sie ihm gute Nacht und viel Vergnügen.

Dem jungen Manne kam ihr Wesen und Gebahren so besonders vor, daß er sich dachte: sie wird alt, und die Einsamkeit versteinert sie mit der Zeit so sehr, daß

sie für die Gefühle eines Verliebten und halb Verlobten kein Herz mehr hat, wenn es auch ihr eigener Pflegesohn wäre; — sagte also ebenfalls ziemlich kühl gute Nacht und kletterte mit einem Lämpchen und dem Fernglas versehen in das Stockwerk über dem Thürmerstübchen hinauf, das von einem einzigen achteckigen Gemach ausgefüllt war, dicht unter dem Raum, in welchem die alte Uhr ihr Wesen trieb.

Hier stand ein hartes, hochbetagtes Ledersopha, auf welchem der verewigte Mechanicus zu schlafen pflegte, da ihm, je näher seiner Patientin, je wohler war. Hier hatte auch unser junger Freund trotz des Rasselns und Schnarrens ihm zu Häupten, das ganz wie das schwere Athmen eines katarrhalischen Goliath klang, damals sanft genug geschlafen. Wenn es ihm heute nicht so gut werden sollte, so war kein zweihundertjähriges Wesen daran Schuld, sondern zunächst eines, das übermorgen dreiundzwanzig Jahre alt werden sollte.

Denn kaum hatte er sein Ränzel auf den alten Schemel gelegt und die Laterne auf die Truhe gestellt, in welcher das Werkzeug zur Reparatur der Thurmuhr aufbewahrt wurde, so öffnete er eines der beiden mit bleigefaßten Scheiben verwahrten Fenster und ließ die herrliche Nachtkühle in das dumpfe Gemäuer hereinströmen.

Da lag unter ihm das weite, stille Land im sanften Sternenlicht mit den dunkeln Waldbergen am Horizont

und dem Fluß, der unter Weidengebüsch an Kornfeldern und Wiesen vorbei in die Ferne wanderte. Das Alles schlief lautlos und friedlich, wie wenn es nie anders sein könnte; und doch mußte unwillkürlich der Späher oben auf seiner Warte daran denken, daß nun bald Krieg sein werde und vielleicht diese gesegneten Fluren von Blut triefen, von Hufen zerstampft und zuletzt vom Feuer bis auf die Wurzel verheert werden möchten. Nachdenklich wandte er seine Augen auf das, was näher unter seinen Füßen lag, die hohen Dächer des Städtchens, die lustig erhellten und belebten Gassen, den Markt, auf dem es noch immer schwarz war von Menschen, die, vor dem Rathhaus stehend, sich an der kriegerischen Bankettmusik erbauten. Dies konnte er aber zunächst nicht sehen, weil das Rathhaus ihm im Rücken lag. Desto bequemer war ihm das Haus seiner Geliebten gerade vor die Nase gepflanzt, und als er jetzt das Fernglas darauf richtete, trat die schöne Frau wie bestellt, eine Lampe in der einen Hand, eine kleine Gießkanne in der andern, auf den Balkon hinaus, die beiden Oleanderbäume zu begießen, die eben zu blühen anfingen. Sie bewegte sich in dieser zierlichen Beschäftigung so unbefangen, als ob sie nicht entfernt daran dächte, wie gut sie sich, von der Lampe beleuchtet, in dem leichten Sommerkleide zwischen dem blühenden Gesträuch ausnahm, und ob vielleicht gar vom Thurme herab zwei feurige Künstleraugen sich an ihrer Gestalt erfreuten.

Auch hielt sie sich nicht ungebührlich lange auf, sondern, nachdem sie die Pflanzen erfrischt, ohne etwa über den Markt hinüber auf „Lützow's wilde verwegene Jagd" zu lauschen, die kräftig von dem Stabstrompeter intonirt wurde, zog sie sich in ihr Häuschen zurück, in welchem auch bald darauf der letzte Lichtschein erlosch.

Der Verliebte droben in seinem Luginsland hatte indessen genug gesehen, um, wenn es überhaupt noch nöthig war, in helle Flammen zu gerathen. Nie war ihm das reizende Gesicht, ihre Art, sich zu bewegen, die vornehme Manier, mit der sie die Haare in den Nacken zurückwarf, kurz, die ganze geliebte Person so liebenswerth erschienen, und wenn er sich vorstellte, daß er dies einzige Wesen morgen um diese Zeit in aller Muße sich gegenüber sehen, sie als die Seine betrachten und nach bestandener Probe unverwehrt in seine glückseligen Bräutigamsarme schließen sollte, fing die Stadt und das Land unter ihm an, sacht im Kreise herumzugehen, daß er einen Augenblick vom Fenster wegtreten mußte, um des Schwindels Meister zu werden. Wie er dann wieder hinuntersah, war Alles dunkel. Er warf noch eine Kußhand auf den leeren Balkon hinab und wendete sich dann an das Fensterchen gegenüber, aus welchem man das Rathhaus sehen konnte.

Das Fest unten in dem mit Trophäen, Inschriften und Kränzen geschmückten Saal ging auf die Neige, die Meisten waren schon aufgestanden und ganz gegen die Regel Keiner darunter, weder im blauen noch im

schwarzen Rock, der nur schwankend auf der geraden Linie hätte hinwandeln können. Jedoch ließ sich eine ungewöhnliche Stimmung erkennen, heute durch einen andern Geist entfacht, als den des Gersten- oder Rebensaftes. Man konnte viele Händedrücke, Umarmungen und Verbrüderungen beobachten, und die Worte, die schließlich der Bürgermeister, auf einem Stuhle stehend, an die Gäste richtete, wurden mit so stürmischen Hochrufen erwiedert, daß sie den Trompetentusch übertos'ten, auf den Markt hinaus sich fortpflanzten und von der Menge draußen in vielhundertstimmigem Echo zurückgeworfen wurden. Was man eigentlich hatte hochleben lassen, wußte draußen Niemand. Daß es aber nur dem Vaterlande gelten konnte, stand bei Allen fest. Und so wurden denn auch die Hinaustretenden, die Offiziere zumal, mit großem Jubel begrüßt und feierlich mit schnell herbeigeschafften Fackeln heimbegleitet.

Der Späher im Thurm erkannte Manchen im Zuge, jetzt den dicken Hauptmann, der sich den Schweiß von der Stirn trocknete, wie wenn er eben sein Fagott weggelegt hätte, den jungen Baron, seinen gefährlichsten Rivalen von damals, und Andere, denen er in dem Balkonzimmer hinter den Oleandern oft begegnet war. Er hätte jetzt wohl Ursache gehabt, sich ins Fäustchen zu lachen, da die Andern alle davonziehen mußten und er als ihr lachender Erbe zurückblieb. Aber es war seltsam: gerade, als er das bedachte,

stieg ein Mißgefühl in ihm auf, das den Triumph und die Schadenfreude dämpfte. Die braven Leute da unten, seine Vorgesetzten und Kameraden, die so wacker und aufrecht zur letzten heimischen Nachtruhe in ihre Wohnungen gingen, kamen ihm er wußte nicht, warum, heute so besonders ehrwürdig vor, daß er sich fast schämte, es besser zu haben, als sie alle. Einer aus der Schaar, zufällig sein Nebenmann im Gliede, blickte so verloren nach dem Lichtschein im Thurm hinauf und sprach dann gleich wieder ernsthaft mit einem Bürger neben ihm. Aber der Blick hatte genügt, um den Verborgenen droben wie einen ertappten Sünder mit einer dunklen Röthe zu übergießen, so daß er froh war, als der Zug in den Straßen rechts und links sich zerstreute und der Markt menschenleer wurde.

Nun aber wurde es in den Häusern lebendig, und gerade in den kleinen Zimmern der oberen Stockwerke, in die man vom Thurm aus ziemlich tief hineinsehen konnte, brannten trotz der späten Nachtzeit und des bevorstehenden Ausmarsches vor Thau und Tage die Lampen und Lichter lange fort. Neben dem Rathhaus lag das spitzgieblige Haus eines wohlhabenden jungen Bürgers und Bäckermeisters, der natürlich mit beim Feste gewesen war. Als er nun zu seiner guten Frau wieder ins Zimmer trat, stand sie von der Wiege des Kindes, die sie sacht geschaukelt hatte, auf und fiel ihrem Mann um den Hals. Der Wächter im Thurm glaubte deutlich zu sehen, daß sie nasse Augen hatte und

daß ihr Mann dieselben mit dem Rücken seiner derben Hand behutsam trocknete. Das Kind wachte auf und verlangte auf den Arm des Vaters, der den kleinen Burschen im Nachtröckchen auf dem Arm herumtrug, indessen die Frau die Montur und Säbel und Gewehr ihres Mannes ordentlich auf den Ehrenplatz im Sopha für morgen zurechtlegte. Nun dauerte es nicht lange, so mußte der junge Vater selbst den Helm aufsetzen und dem Bübchen das Seitengewehr in die Hand geben, und so spielten sie eine Weile Soldat, bis das Kind wieder schläfrig wurde, aber doch nicht anders zu Bette ging, als daß es den Säbel neben sein Kissen gelegt sah. Die Eltern saßen noch eine ganze Weile, die Frau auf dem Schooß ihres Mannes, und er streichelte von Zeit zu Zeit ihr schlichtes blondes Haar und sprach ihr zu, und sie nickte manchmal mit dem Kopf und schien sich Alles tief ins Herz zu schreiben, was er sagte, und sah ihn dann wieder an mit einem liebevoll gefaßten Gesicht, daß er sie herzlich an seine Brust drückte. Und dann gingen sie noch eine Weile Arm in Arm durch das Zimmer, bis es so spät wurde, daß sie ans Schlafen denken mußten; da wurde die Wiege in das hintere Zimmer getragen und das Licht ausgelöscht.

Aber nebenan, in einem Dachstübchen, brannte es noch fort und brannte die halbe Nacht. Hinten an der Wand stand ein Bett, darauf lag in voller Uniform, nur ohne Stiefel, ein junger Mensch, der eben

aus einem Biergarten mit seinen Kameraden heimgekehrt war und sich lieber gleich wie er ging und stand schlafen gelegt hatte, um morgen früh ja zur rechten Zeit marschfertig zu sein. Indessen saß eine blasse, ältliche Frau bei einem Talgstümpfchen vor dem geöffneten Tornister, den sie heimlich mit allerlei nützlichen und unnützen Sachen vollstopfte, wie eben eine Mutter sie ihrem einzigen Sohn mit auf die Reise giebt. Der Späher im Thurm sah sie an ein Schränkchen in der Ecke gehen und es aufschließen, um ein kleines schwarzes Büchelchen herauszunehmen, wahrscheinlich ein Gebetbuch. Aber nicht bloß an das Seelenheil ihres Kindes dachte die Gute, sondern sie steckte ein schmales Häufchen Guldenscheine, wohl ihren ganzen Nothpfennig, sorgsam in ein Papier, legte das zwischen die geistlichen Blätter und schob das ganze Packetchen zu unterst in den Tornister, darüber eine wohleingewickelte Wurst, ein Röllchen Cichorienkaffee, eine Düte mit Zucker und mehrere andere genießbare Dinge; worauf sie sich dicht neben den Schläfer ans Bett setzte und ihr Strickzeug vornahm, offenbar um noch ein Paar Socken bis morgen fertig zu bringen.

Noch ein anderes Fenster war durch das Fernrohr zu erreichen, und obwohl es lustig genug dahinter zuging, war es gleichwol für den Zuschauer oben dasjenige, das ihm am meisten zu denken gab. Es mußten Brautleute sein, die da nach dem Abendessen unter der Obhut einer älteren Person, so etwas wie eine

Tante oder Pflegemutter, den Abschied feierten. Das Mädchen betrug sich neckisch und übermüthig, während der junge Mann es nur zu einem nachdenklichen Lächeln brachte. Dann ging die ältere Dame mit den Schüsseln und Tellern hinaus und schien lange des Wiederkommens zu vergessen, für die jungen Leute dennoch nicht lange genug. Aber als es gar zu spät wurde und der Bräutigam nun doch endlich aufbrechen mußte und sein Gesicht von dem seiner Liebsten lös'te, sah man wieder ihre Augen lachen und die weißen Zähne zwischen den rothgeküßten Lippen blitzen, so daß es schien, als wisse und ahne sie nicht, was diese Trennung bedeute. Sie begleitete ihn bis an die Hausthür. Dann dauerte es noch eine Weile, bis sie wieder ins Zimmer trat, nun aber ganz verwandelt. Mit heftiger Geberde fassungslosen Schmerzes warf sie sich auf das Sopha, die Hände vor die Augen gedrückt, und weinte all ihr krampfhaft behauptetes Heldenthum an der Schulter der Alten aus, die neben sie hingeknieet war und sie wie ein krankes Kind zu beschwichtigen suchte.

Endlich erlosch auch hier das Licht, und nun schien bis auf wenige schlaflose alte Leute das ganze Städtchen unten in die tiefste Ruhe versenkt, wie sie, nächst einem guten Getränk, vor Allem ein gutes Gewissen zu verleihen vermag. Nur in dem Hause, wo der Stadtcommandant wohnte, blieben die Fenster noch hell, da es immer noch Mancherlei zu schreiben und zu

betreiben gab, und auf dem Bahnhof brannten die Laternen und liefen dunkle Menschengestalten hin und her, die Zurüstungen zu morgen zu vollenden. Warum konnte der Gast oben im Thurm keinen Schlaf finden? Warum mußte er immer von Neuem sein Fernglas nach der Commandantur und dem Bahnhofsgebäude richten? Freilich, ein gutes Getränk, das ihm als Schlaftrunk hätte dienen können, war ihm heute versagt geblieben. Aber ein gutes Gewissen — hatte er das nicht in den Thurm mit hinaufgenommen, und was war denn geschehen, daß es ihm plötzlich abhanden gekommen und die Unruhe, es wieder zu finden, ihn nicht schlafen ließ?

Die da unten freilich, die in den dunklen Häusern schliefen, um morgen vor Tag wieder aufzustehen, die heute Abend schon ihr Haus bestellt, ihren Tornister gepackt, ihr Herz in die Hände genommen und es von Allem, was sie liebten, losgemacht hatten, — die hatten gut schlafen. Für sie gab es nur noch Einen Gedanken, und der war hoch über Allem erhaben, was diese niedrigen Mauern, diese traulichen Gassen und Winkel umschlossen. Noch war das Alles, was bisher ihr Leben erfüllt hatte, in ihrer nächsten Nähe; aber schon hatten sie es von Herzen hingegeben, und der Traum, der letzte, den sie in der heimathlichen Enge träumten, trug ihre Seelen voraus über den Rhein in Feindesland und zeigte ihnen die großen Bilder von Kampf und Sieg, von Tod und Befreiung,

wo jeder einzelne Lebensfunken in der herrlich lodernden Flamme einer hohen Begeisterung aufging und alle Liebeskraft, die bisher an sichtbare Wesen sich angeklammert hatte, nun den verschleierten und doch allgegenwärtigen Mächten der Ehre und Pflicht sich hingab.

Und Einer allein blieb zurück, Einer dachte an seine zärtlichen Freuden und versteckte sich unter Weibern! Während Alle, die ein Manneschwert zu regieren vermochten, sich unter die Fahne des Vaterlandes schaarten, blieb er an ein Schürzenband gebunden im Verborgenen daheim, mit dem Vorbehalt freilich, wenn er erst noch ein paar gute Tage genossen, nachzukommen, und mit einer Beschönigung seines Säumens, bei der er den Blick niederschlagen mußte! — —

In diesem Augenblick setzte oben im Thurm die alte Uhr zum Schlagen ein, und dröhnend fuhren die zwölf harten, ehernen Schläge durch das zitternde Gemäuer und durch die Seele des einsamen Lauschers. Das Fernrohr glitt ihm aus der Hand, die Erde schien unter ihm zu wanken, er hielt sich unwillkürlich an dem Fenstersims, und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust los, in der es immer beklommener und wunderlicher gewühlt und gearbeitet hatte. Als die Mitternachtsstunde ausgeschlagen, richtete er sich fest in allen Gliedern auf, griff nach seinem Hut und tappte die Stufen zu dem Stübchen seiner alten Freundin hinab.

Er fand sie an einem der Fenster, ein geistliches Buch auf dem Schooß, von dem sie verwundert aufsah. Sie habe gedacht, er schlafe schon längst, da er sich so still verhalten. Ob er doch noch Hunger bekommen habe? — Nein, aber er müsse noch einen Gang machen, der sich nicht aufschieben lasse. In einen halben Stunde denke er zurück zu sein, um dann desto besser zu schlafen.

So verließ er die Frau, ohne ihr offen ins Gesicht zu sehen. Sie schüttelte hinter seinem Rücken den Kopf und fuhr dann fort zu lesen.

Am andern Morgen, als die ganze Stadt auf den Beinen war, um den Truppen beim Aufbruch zu dem heiligen Kriege wenigstens bis an den Bahnhof das Geleit zu geben, blieb Frau Rosamaria, obwohl der Lärm des Vorbeimarsches sie weckte, behaglich in ihrem Bette und dachte mit heimlichem Vergnügen daran, daß ihr Herz keinem der Ausrückenden nachschlug, sondern daß Der, dem es zärtlich zugethan war, wohlaufgehoben und ihres Winkes gewärtig zurückbleibe. Sie gestand sich, daß sie wirklich sehr in diesen ihren Getreuesten verliebt sei, und wunderte sich, wie sie selbst es so lange nicht gemerkt habe. Nun nahm sie sich vor, ihn und sich selbst desto reichlicher für alles Versäumte zu entschädigen und, so weit es irgend in Ehren geschehen könne, diese wenigen Tage, die er ihr

schenken dürfe, ihn mit den holdseligsten Zeichen ihrer Liebe und Huld zu beglücken.

In diesen erfreulichen Gedanken schlief sie noch einmal ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand und ihre Zofe mit einem Briefchen ins Zimmer trat. Die alte Christel aus dem Thurm habe es so eben abgegeben und sich dann gleich wieder entfernt.

Die schöne Frau, die nicht anders dachte, als daß ihr Geliebter, sich die Langeweile zu vertreiben, seine Morgenstunden mit Abfassung eines Liebesbriefs oder gar eines Gedichtes zugebracht habe, schickte ihre Dienerin wieder hinaus, um recht ungestört diese frühe Huldigung zu genießen. Als sie aber das Briefchen öffnete, fiel ein Ring heraus, — derselbe, den sie gestern Abend dem stürmischen Werber als Pfand gelassen, und mit erröthenden Wangen las sie die folgenden Zeilen:

„Theure, ewiggeliebte Frau!

Wenn dies Blatt in Ihre Hände kommt, bin ich schon weit von Ihnen entfernt. Werden Sie es mir je verzeihen, daß ich die Probe, die Ihnen selbst nicht nur leicht, sondern für einen wahrhaft Liebenden so beseligend scheinen mußte, nicht bestanden habe? Wenn ich den Zustand Ihnen schildern könnte, in welchem ich die Stunden bis Mitternacht hingebracht, würden Sie Alles begreifen. Jetzt, in der Eile des Aufbruchs, da ich noch so Vieles vorzubereiten habe, um morgen mit auszurücken, kann ich

nur sagen, daß es mir gegen den Mann geht, wenn all meine Kameraden mit klingendem Spiel in den großen Entscheidungskampf ziehen, mich versteckt zu halten, um hinter der Front heimlich ein Glück zu kosten, das ich noch gestern nicht im Traume zu hoffen wagte. Dieses Glück würde mir durch den Gedanken, ihm meine Pflicht geopfert zu haben, so vergällt, daß ich ihm lieber entsage, zumal ich der Meinung bin, auch Ihnen könne ein Bräutigam nicht wahrhaft werth und theuer sein, der sich Ihren Wünschen um den Preis seiner Selbstachtung gefügt hätte. Ich trenne mich daher mit schwerem Herzen von dem inliegenden Zeichen Ihrer Gunst, da ich die Bedingung, unter der Sie es mir geliehen, nicht zu erfüllen vermag. Wenn Sie mir trotzdem hold bleiben können, schreiben Sie mir nur eine Zeile durch die Feldpost, und glauben Sie, Schönste und Geliebteste unter allen Frauen, daß ich, wo ich auch sein werde, keinen seligeren Gedanken haben werde, als die Hoffnung, nach glorreich erkämpftem Frieden auch Ihre verscherzte Gunst wieder zu erobern.

Eduard R."

Es ist nicht bekannt, obwohl in kleinen Städten sonst Nichts unbekannt bleibt, welchen Eindruck diese Epistel auf die Empfängerin gemacht habe. Aeußerlich war ihr nichts Besonderes anzumerken, da die größere Stille und Eingezogenheit ihres Lebens seit jenem Tage

auf das Natürlichste sich durch die veränderte Weltlage erklärte, die alle Gemüther einzig auf die große Entscheidung jenseits des Rheins gerichtet hielt. Man verwunderte sich allerdings über den Eifer, mit welchem die junge Frau, die sonst nur an ihren Putz gedacht und übermäßige Anstrengungen gescheut hatte, jetzt an allen wohlthätigen Werken Theil nahm. Verbandzeug für die Verwundeten, späterhin wollene Decken und Winterhemden für die Orleans-Armee fertigen half, mit vollen Händen zu den häufigen Transporten der Liebesgaben beisteuerte und in dem Frauenverein, dem die Frau Bürgermeisterin vorstand, recht eigentlich die Unermüdlichste und Sinnreichste war, ohne ihre Verdienste jemals vorzudrängen oder sich damit zu schmücken. Man erkannte in der thätigen, hülfreichen, barmherzigen Seele die frühere gefeierte Schönheit nicht wieder, der man allgemein ein kaltes, eigensüchtiges Herz nachgesagt hatte.

Dabei schien sie nur an die große allgemeine Sache zu denken und gar nicht an die Personen, die sich derselben geweiht hatten. Wenigstens hatte die Feldpost weder Liebesgaben von ihrer Hand an diese oder jene bestimmte Adresse zu befördern, noch auch nur einen Brief, obwohl sie selbst deren viele erhielt. Der fleißigste ihrer Correspondenten war und blieb der dicke Hauptmann, dessen Briefe, ausführliche strategische Ausarbeitungen, an Corpulenz ihrem Schreiber nichts nachgaben. Von Zeit zu Zeit kamen auch halb zärt=

liche, halb humoristische Feldbriefe des jungen Barons, ganz in seinem übermüthigen Don-Juan-Stil, so daß sie sämmtlich gleich nach dem Empfang verbrannt werden mußten, — bis auf einen einzigen, mit dem es eine ganz besondere Bewandtniß hatte. Er war nämlich nur aus Versehen in Frau Rosa's Hände gekommen, wie es oft geschieht, wenn Jemand zwei Briefe zu gleicher Zeit abschickt und in der Eile die Adressen vertauscht. Eigentlich sollte er an eine kleine Putzmacherin im Städtchen gelangen, die nun den für die junge Frau Majorin bestimmten Brief erhalten hatte. Frau Rosamaria las diese Zeilen, die ihr ein sorgfältig verhülltes Geheimniß entschleierten, mit einem eigenthümlichen Lächeln, steckte dann den arglosen Verräther ruhig in das falsche Couvert zurück und bewahrte ihn in ihrer Mappe.

Der junge Landwehrmann schrieb nur einmal einen kurzen Brief mit einem summarischen Bericht über seine Abenteuer. Als aber die Frage am Schluß, ob sie ihm noch zürne, unbeantwortet blieb, verstummte er für die ganze Dauer des Feldzuges, und sie hörte nur durch die dritte Hand und gelegentliche Postkarten, die er an die Christel im Thurme schickte, daß er unverwundet viele Gefechte ehrenvoll mitgemacht habe und längst Lieutenant geworden sei.

So verging das große, einzig erhabene Jahr der Wunder und Zeichen. Als man im Herbst allerorten die Heimkehr der Sieger feierte, blieb auch unser Gar-

nisonsstädtchen nicht dahinten, dem zu Muth war, wie einem scheintodten Körper, in welchen plötzlich die entflohene Seele zurückkehrt. Wie es bei diesem Anlaß im Großen und Kleinen zuging, lebt noch so klar in eines Jeden Erinnerung, daß wir die geschmückten Thore und Straßen, die Böllerschüsse und den Jubel der Begrüßung, die Kränze, Inschriften und Transparente an den Häusern nicht weitläufig zu schildern brauchen. Nur so viel sei bemerkt, daß, wie sich die junge Wittwe während der ganzen Kriegszeit an Eifer für die Kämpfer und Verwundeten hervorgethan hatte, auch beim Siegesheimzug ihr Häuschen am Markt unbestritten den Preis davontrug, durch reichen und sinnigen Schmuck, der selbst ein Künstlerauge überraschen mußte. Das Schönste daran war freilich der Balkon, der in einen Rosengarten verwandelt schien, und Frau Rosamaria war klug genug gewesen, als lebende Blumen die hübschesten ihrer Freundinnen zu sich einzuladen, so daß der Flor der weiblichen Bevölkerung hier in einen einzigen Strauß vereinigt die vorbeiziehenden Helden anlachte und mit einem Blütenregen überschüttete.

Der dicke Major — denn das war inzwischen unser wackerer Hauptmann geworden — ritt an der Spitze des Regiments würdevoll vorbei, senkte salutirend den Degen und erhob zugleich einen kühnen Siegerblick zu seiner Angebeteten, die er jetzt unbestritten als seinen rechtmäßigen Heldenpreis zu betrach-

ten schien. Mit seiner Schwadron folgte dann, auf einem erbeuteten französischen Hengst courbettirend, den linken Arm in der Binde, übrigens gesund wie ein Fisch, der junge Baron, jetzt Oberlieutenant, und winkte gleichfalls, aber mit mehr Grazie und Uebermuth, zu den Schönen hinauf, von denen so ziemlich eine Jede Grund hatte, die Huldigung auf sich zu beziehen. Hinter den frischen Truppen kamen auf einigen offenen Wagen Diejenigen, die ihrer Wunden wegen nicht im Zuge mitmarschiren konnten, darunter der junge Landwehroffizier, der die letzten Monate am Typhus daniedergelegen und noch nicht wieder rüstig genug war, um zu Fuß zu gehen. Diese Nachzügler wurden, da der Blumenregen ziemlich erschöpft war, mit desto lauteren Hochrufen begrüßt, und nur von dem bewußten Balkon fiel eine große, dunkle Centifolie gerade unserm Freunde in den Schooß. Als er erröthend hinaufsah, begegnete er einem stillen Blick der geliebten Augen, aus welchem er sein Schicksal nicht zu lesen vermochte.

Das eigentliche Fest, das die Stadt den Tapfern gab, sollte erst am Abend stattfinden. Für den Mittag hatten die Bürger sich die Ehre ausgebeten, in ihren Häusern die Truppen zu bewirthen. Auf der Commandantur fand der Major eine Einladung zu Frau Rosamaria, die ihn bat, auch den Baron und den Landwehrlieutenant mitzubringen, ein Zusatz, der sein Siegerbewußtsein durchaus nicht niederschlug, da

es sich doch nicht geschickt hätte, vor der Erklärung ihn allein zu Gast zu bitten. Auch während des Essens selbst, bei dem die schöne Frau auf das Liebenswürdigste die Wirthin machte, schwamm er in einem Meer von Stolz und Wonne und betrachtete die beiden Andern mit gnädiger Freundlichkeit als nothwendige Uebel, indem er sich im Stillen vornahm, sobald er Herr im Hause wäre, diese überflüssigen Zeugen seines Glückes sich zu verbitten. Gegen seine ausführlichen und sachkundigen Erörterungen des Feldzugs, wobei er sämmtliche Fehler, die der feindliche Generalstab gemacht, nachzuweisen wußte, konnte der junge Baron freilich nicht aufkommen. Aber die lustigen Anekdoten und kleinen Abenteuer, die dieser zum Besten gab, brachten die schöne Wirthin doch zum Lachen, und die rauhe Luft der Bivouaks schien auch seine Flamme durchaus nicht abgekühlt zu haben. Still und in sich gekehrt saß der Bildhauer am Tische und hatte sich keiner besonderen Großthaten zu rühmen, da er behauptete, nur gerade seine Schuldigkeit gethan zu haben. Aber die Reconvalescenz gab ihm eine interessante Blässe, die das Feuer seiner Augen nur leuchtender machte, und wenn auch Frau Rosamaria ihn mit sichtlicher Förmlichkeit behandelte, war doch für die Zukunft ein solcher Hausfreund nicht gerade wünschenswerth.

Der Major dachte daher, das Eisen zu schmieden, so lang es glühte, führte nach aufgehobener Tafel die junge Hausfrau auf den Balkon und gestand ihr dort, daß

er wohl wisse, alles Glück dieses Feldzuges habe er nur dem Medaillon mit ihren Haaren zu verdanken. Es möchte zwar etwas hastig erscheinen, aber an ein rasches Ergreifen des Moments sei der Stratege gewöhnt, und darum bitte er inständigst, sie möge die Entscheidung über sein Lebensglück nicht länger hinausschieben. Ehe sie noch die Lippen öffnen konnte, um zu antworten, trat der Baron zu ihnen, vom Wein noch etwas keker gemacht, als ihm sonst schon im Blute lag, und sagte, er stehe zwar im Dienst des Vaterlandes hinter der höhern Charge zurück, aber im Frauendienst kenne man keine Anciennetät, im Gegentheil seien da die höheren Dienstjahre oft hinderlich, und so erlaube er sich die bescheidene Anfrage, ob er sich an der sorgfältig behüteten rothen Schleife aufhängen, oder sie heut Abend öffentlich als die Farben seiner Herrin an der Brust tragen solle.

Die Schöne, die so plötzlich zwischen zwei Feuer gerathen war, schien zu erwarten, daß ein Dritter kommen und sie aus dieser mißlichen Lage wenigstens für den Augenblick retten sollte. Dieser Dritte aber war im Zimmer zurückgeblieben, durch das gleichmüthig freundliche Betragen der Geliebten völlig entmuthigt und entschlossen, heute für immer von ihr Abschied zu nehmen, da er in seiner Krankenschwäche jede Zuversicht zu seinem guten Glück verloren hatte.

Er hörte die Reden draußen auf dem Balkon, und seine letzte Hoffnung versank, als Frau Rosamaria nun antwortete, sie wisse die Ehre, daß zwei so tapfere Vaterlandsvertheidiger sich um sie bewürben, vollkommen zu schätzen, aber sie wolle keinen von ihnen in Gegenwart des Andern zurücksetzen und bitte daher, daß sie jetzt ohne Streit nach Hause gingen, wo sie ihre Antwort bereits vorfinden würden. Auf den Abend hoffe sie bei dem Fest zu erscheinen, und zwar nur, wenn Jeder vorher gelobe, ohne Groll und feindselige Verstimmung die Entscheidung hinzunehmen.

Sie mußten ihr das feierlich mit Handschlag versprechen, worauf sie spornstreichs nach ihren Häusern eilten. — Wollen Sie mich auch schon verlassen, lieber Eduard? wandte sich dann die junge Frau an den düster blickenden Freund. Nun denn, gehn Sie nur nach Hause und ruhen Sie noch ein paar Stündchen, denn Abends dürfen Sie nicht fehlen, ich rechne darauf.

Sie reichte ihm, wie wenn nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre, die Hand, die er, sich stumm verneigend, an seine Lippen drückte, innerlich fest entschlossen, vom Feste wegzubleiben und sie nie wiederzusehen. So ging auch er, und die schöne Frau machte eine Bewegung, als ob sie ihn zurückhalten wollte, besann sich aber wieder und blieb einsam in ihrem Wittwensitz zurück.

Als der Major in sein Zimmer trat, sah er etwas Langes sorgfältig eingewickelt auf dem Tische liegen.

Der Diener der Frau Majorin habe es vor einer Stunde abgegeben. Mit bebenden Händen riß er die Umhüllung ab, und hervorkam in einem Lederfutteral ein prachtvoller Ehrendegen, der einmal beim fünfundzwanzigjährigen Offiziers-Jubiläum dem seligen Major von seinen Kameraden verehrt worden war. Dabei lag ein Blatt von der Hand der Frau Rosamaria, worin sie ihm schrieb: da die Reliquie, die schon ihr seliger Gatte auf der Brust getragen, die goldene Kapsel mit einer Locke des berühmten Prinzen und Feldherrn Max Emanuel, ein theures Familienvermächtniß im Hause des verstorbenen Majors, ihren tapferen jetzigen Besitzer, besser als es einer Locke vom Haupte einer schwachen Frau möglich gewesen wäre, zu so rühmlichen Thaten begeistert habe, werde diese Waffe vollends ihm den Weg zu den höchsten kriegerischen Ehren bahnen, und sie hoffe, den treuen und bewährten Freund dadurch nicht zu verscherzen, daß sie ihn nur in solcher Weise zum Nachfolger des Verewigten zu machen im Stande sei. — —

Der junge Baron, als er, eine französische Chanson trällernd, in seine Wohnung zurückkehrte, fand nur einen Brief auf seinem Tisch, und da er vollkommen zu wissen glaubte, was darin stand, zündete er sich erst noch eine Cigarre an, ehe er das Siegel erbrach. Aber die Cigarre ging ihm wieder aus, als er aus dem Couvert seinen eignen Feldbrief mit der vertauschten Adresse hervorzog und von der Hand der schönen

Frau nur die Worte hinzugefügt sah: „Irren ist menschlich, und darum keine Feindschaft. Ich bitte den Brief in die rechten Hände zu befördern, aus denen auch die so treu gehütete rothe Schleife hervorgegangen ist.“ — —

Viel langsamer, als seine beiden Vorgänger, erklomm der Dritte die Stufen, die ihn in das Thurmstübchen der alten Christel führten. Er wollte nur Abschied von ihr nehmen, dann auf die Commandantur, um sich Urlaub zu erbitten, und womöglich heute noch der Stadt den Rücken kehren, um irgendwo im Gebirge die Genesung seines Leibes abzuwarten, wenn auch die Wunde seines Herzens noch lange nicht sich schließen würde.

Er fand die treue Alte nicht auf dem gewohnten Platz; sie hatte sich in das obere Stübchen zurückgezogen, um ihn das kleine versiegelte Päckchen, das auf dem Tische lag, ohne Zeugen öffnen zu lassen. Obwohl er sofort die Hand seiner Geliebten erkannte, griff er doch nur mechanisch danach. Was sollte er sich erwarten, als irgend ein Andenken, das ihm nur schmerzlich sein konnte? Aber als er das Papier geöffnet hatte, kam eine kleine Brieftasche zum Vorschein, die innen eine Photographie der schönen Frau enthielt, auf der Rückseite aber mit feinen Buchstaben die Worte geschrieben: „Du sollst mein Herr sein und ich nicht deine Herrin, sondern deine treue und gehorsame Frau.“ Dazu das Datum des heutigen Tages und

ein Lorbeerkranz, der die Schrift zierlich einrahmte. Und wie er jetzt mit freudezitternden Händen das Seitentäschchen öffnete, fiel der kleine Ring mit dem blauen Stein wieder heraus, in einen Zettel gewickelt mit den Worten: „Ich danke dir, daß du die Probe nicht bestanden hast. Verzeihe diese letzte Thorheit deiner glücklichen Braut.“ — —

Es bleibt nichts hinzuzufügen, als daß wenige Augenblicke nach dieser Enthüllung ein blasser junger Mann oben am Thurmfenster erschien und gleichzeitig unten eine über und über erglühende junge Frau auf dem blumengeschmückten Balkon des Hauses gegenüber, und daß die Nachbarn behaupten wollten, zum ersten Mal habe die alte Christel eine Feuersbrunst, die sie aus ihrer hohen Warte beobachtet, nicht an die große Glocke gehängt.

Die ungarische Gräfin.

(1874.)

Auf einem Schloß in Ungarn, nahe der westlichen Grenze dieses Landes, lebte in den vierziger Jahren eine Frau, die durch ihre große Schönheit und mancherlei seltene geistige Gaben viel von sich reden machte und durch ihr räthselhaftes Ende noch lange die Gemüther beschäftigte.

Gräfin Helene S . . ., einem alten österreichischen Adelsgeschlecht entstammt, hatte sich in großer Jugend, obwohl ihr die Auswahl unter einer zahlreichen Schaar junger und glänzender Bewerber freistand, mit dem bejahrtesten und unansehnlichsten unter ihren Verehrern, dem bereits fünfzigjährigen Grafen N — y, vermählt und war ihm fern von ihrer Heimath auf seine ungarischen Güter gefolgt. Ihr Gemahl, ein ritterlicher Offizier, aber durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde genöthigt, frühzeitig seinen Abschied zu nehmen, schien wenig dazu geschaffen, die Phantasie oder die Sinne einer blutjungen Schönheit zu bestechen, und eben so wenig konnte sein Reichthum, der dem ihrigen kaum gleichkam, zur Erklärung ihres seltsamen Entschlusses dienen. Nur ihre Nächsten kannten den

frühreifen Ernst dieser jungen Seele, die jahrelang den Gedanken gehegt, in ein Kloster einzutreten, und es dann als die schwerere christliche Pflicht auf sich genommen hatte, die Pflegerin und Gefährtin eines alternden Gatten zu werden. Ihre Mutter warnte sie umsonst. Schon als Kind hatte sie von Niemand Rath annehmen wollen, als von ihrem eigenen Herzen, dessen Geheimnisse sie sorgfältig zu hüten pflegte. So erfuhr auch Niemand, ob sie in den fünf Jahren, die ihre Ehe währte, Ursache fand, ihre Wahl zu bereuen. Zwar legte sie bei dem Tode ihres Gatten in keiner Weise eine ausschweifende Trauer an den Tag, die auch Niemand, so sehr der Graf im Ruf eines trefflichen Mannes stand, für aufrichtig gehalten hätte. Daß aber die zweiundzwanzigjährige Wittwe sich auch nach dem Trauerjahr nicht von ihrem einsamen Schlosse hinweglocken, geschweige zu einer neuen Verbindung bewegen ließ, daß sie sogar ihre Eltern nur immer auf kurze Wochen besuchte und alle Freuden des Wiener Carnevals verschmähte, schien auf ein tieferes Gefühl hinzudeuten, das über das Grab fortdauerte.

Sie hatte ihrem Gatten ein einziges Kind geboren, ein Jahr vor seinem Tode, einen zarten Knaben, den am Leben zu erhalten nur der aufopferndsten Muttersorge gelang. Viele waren der Meinung, es wäre dem Kinde selbst eine größere Wohlthat gewesen, wenn man sich weniger Mühe gegeben hätte, ihm ein Dasein zu erkämpfen, von welchem es kaum Freude zu er=

warten hatte. Der Knabe, sobald er in die Jahre kam, wo der Geist aufzuwachen beginnt, zeigte leider eine so auffallende Verkümmerung aller Denkkraft, daß er nur mit großer Noth und Geduld dahin gebracht wurde, einige Worte sprechen zu lernen, und gar an weiteren Unterricht nicht zu denken war. Sein Aussehen verrieth nicht auf den ersten Blick die Größe seines Unglücks. Er war schlank und wohlgebildet, das Gesicht hatte die schönen, gewinnenden Züge der Mutter, seine Augen blickten mit einem sanften Ausdruck von Träumerei umher, und wer nicht wußte, wie es um ihn stand, konnte ihn für einen etwas verweichlichten Muttersohn halten, dem nur eine kräftigere Hand fehlte, um ihn aus seiner Trägheit aufzurütteln. Dazwischen kamen freilich Zeiten, wo sich Niemand über seinen Zustand getäuscht hätte. Er litt in den Nächten an krampfartigen Zufällen, auf welche Tage des tiefsten Stumpfsinns und lähmender Erschöpfung folgten. Dann machte Nichts Eindruck auf ihn, als die Stimme seiner Mutter, die selbst in den Augenblicken völliger Umnachtung ein Lächeln auf seine Lippen zu locken vermochte. An seinen besseren Tagen hatte dies Lächeln einen eigenen Zauber. Aller Adel eines Gemüths, das in der Knospe verkümmert war, schien darin aufzudämmern. Die Schloßbewohner, die Leute im Dorf, Jeder, der ihm nahe kam, war dem Unglücklichen zugethan, und die weiblichen Dienstboten vollends wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Später natürlich als alle Anderen hatte die eigene Mutter sich in die trostlose Ueberzeugung ergeben, daß dieses Unglück als ein unabänderliches hinzunehmen sei. Kein berühmter Arzt, kein erfahrener Pädagoge war, so lange das Knabenalter währte, von ihr unbefragt geblieben, ohne daß sie Mehr erreicht hätte, als eine Erleichterung der nächtlichen Zufälle durch zweckmäßige körperliche Pflege. Als der Aermste in die Jünglingsjahre trat, war auch ihr jede Hoffnung geschwunden, ihn noch einmal zu einem selbständigen Leben heranreifen zu sehen. Von da an schien sie nicht nur nach außen, wo sie sich selbst in den Zeiten ihres schweren Kummers fest und gleichmüthig gezeigt, sondern auch in ihrem eigenen Innern zu einer gewissen Ruhe und Heiterkeit zurückzukehren. Sie öffnete ihr Haus wieder mehr als sonst der nachbarlichen Geselligkeit, nahm, wiewohl selten, da sie den Sohn ungern allein ließ, Einladungen auf die nahen Güter an und erklärte auf mitleidige Reden, die manchmal verletzend genug an ihr Ohr drangen: sie tausche mit so mancher Mutter nicht, deren Söhne ihre vollen Geisteskräfte nur dazu erhalten zu haben schienen, um durch Wüstheit und zuchtlose Streiche sich und ihre Familien zu entehren.

Kam sie von einem ihrer kurzen Ausflüge zurück und hörte schon von fern das Geigenspiel ihres Sohnes, der gewöhnlich, in der Begleitung seines alten Dieners, dem Wagen der Mutter eine Strecke weit entgegen-

ging, und erblickte ihn dann, das mädchenhaft zarte Gesicht auf die Geige geneigt, die blonden Haare, die er in freien Locken trug, auf die Schultern und über den Steg des Instrumentes herabhängend, und sah das Aufleuchten der Freude in seinen sanft umschleierten Augen, so konnte selbst ein Dritter begreifen, daß es ihr mit ihrer Ablehnung fremden Bedauerns völliger Ernst war und sie selbst sich trotz alledem nicht für eine unglückliche Mutter halten mochte.

Die Musik war die einzige Sprache, die der junge Graf geläufig sprechen lernte, Notenhefte die einzigen Bücher, die er fließend las. Er mußte das Talent vom Vater ererbt haben. Gräfin Helene hatte nie Musik getrieben. Sie war daher leider nicht im Stande, ihren Sohn in dieser seiner einzigen leidenschaftlichen Neigung selbst zu fördern, und da sein bisheriger Lehrer, der Geistliche des Dorfs, an eine andere Stelle versetzt wurde und sein Nachfolger nicht musikalisch war, entschloß sich die Gräfin, durch die Zeitungen sich nach einem passenden Ersatz umzusehen.

Unter den unzähligen Briefen, die auf ihre Annonce einliefen, erregte einer ihr besonderes Interesse, ohne daß sie recht wußte, wodurch. Er kam aus einem kleinen schlesischen Städtchen und war von einem jungen Manne geschrieben, der zuerst Theologie studirt, dann aber sich ganz der Musik gewidmet hatte und jetzt seine alte Mutter und zwei Schwestern durch

Klavierunterricht erhielt. Der einfache und doch gebildete Stil, eine gewisse Melancholie, die sie mehr zwischen als aus den Zeilen herauslas, vielleicht der bloße Zug der Handschrift bestimmten die Gräfin, von allen Anmeldungen nur diese eine zu berücksichtigen, — die einzige, der keine weiteren Zeugnisse und Empfehlungen beigefügt waren. Sie sandte ein ansehnliches Reisegeld an den jungen Mann, der sich Georg Linder nannte, und schrieb ihm, er möge unverzüglich aufbrechen, falls der Zustand ihres Sohnes, den sie ihm jetzt ganz unverhohlen schilderte, in seinem Entschluß keine Aenderung hervorbringe.

Ein paar Wochen vergingen, ohne daß der Erwartete eintraf. Schon glaubte die Gräfin, der junge Mann habe sich eines Anderen besonnen, als eines Abends ein verstaubter Fußwanderer bei ihr eintrat, dem man die Mühsal einer weiten Reise deutlich am Gesicht und an den Kleidern ansah. Es war ein bleicher, zartgebauter junger Mensch mit trübsinniger Stirn und geistvoll blitzenden schwarzen Augen, der wenig Worte machte, aber sich trotz seines dürftigen Aufzuges mit vollkommenster Sicherheit der Schloßherrin gegenüber betrug. Er erklärte ihr unbefangen, daß er, um das überschickte Reisegeld der Mutter zurückzulassen, den größten Theil des Weges zu Fuß gemacht habe. Sein Koffer werde mit einer wohlfeilen Gelegenheit nachkommen; das Nöthigste trage er im Tornister bei sich.

Die Gräfin ließ ihn durch den Haushofmeister nach einem Zimmer führen, das neben den Gemächern des jungen Grafen lag. Sie fühlte eine Art Enttäuschung, über deren Grund sie sich nicht klar wurde. Das Bild des jungen Mannes entsprach vollkommen seinem Briefe. Weder seine Armuth hatte er verleugnet, noch sein freies, unbekümmertes Selbstgefühl. Doch mochte sie wohl erwartet haben, daß ihre Person, deren Schönheit und weibliche Hoheit manchen hochgeborenen Herrn verwirrt hatten, auf den unbedeutenden Jüngling einen größeren Eindruck machen würde. Nun hatte er nicht ein einziges Mal den Blick vor ihr niedergeschlagen, und nur ein rasches Erröthen, das beim ersten Anblick der stolzen Schloßfrau sein Gesicht überflog, verrieth, daß er Mannesblut in den Adern hatte.

Als sie ihn dann nach einigen Stunden bei der Abendtafel erscheinen sah, erstaunte sie von Neuem. Er hatte die Zeit so gut dazu benutzt, sich mit seinem armen Zögling vertraut zu machen, daß er, seinen Arm um den Nacken des jungen Grafen geschlungen, ihn wie einen jüngeren Bruder in den Saal führte, gleichsam zum Beweise für die Mutter, daß er trotz seines dürftigen Rockes die beste Gesellschaft sei, die sie für ihren Sohn hätte wünschen können. Diesem leuchteten die Augen von ungewöhnlicher Heiterkeit, und er streichelte, während sie zu Tische saßen, zuweilen heimlich den Arm seines Nachbarn, was immer das Zeichen seiner Zuneigung war.

Nach dem Essen öffnete der Candidat — wie der junge Mann im Hause genannt wurde — den Flügel, stellte die verlorene Stimmung wieder her und begleitete das Spiel seines Zöglings mit solcher Meisterschaft, daß nach und nach das ganze Schloßgesinde draußen im Vorsaal sich versammelte, um „den Deutschen" spielen zu hören. Auch die Gräfin, die genug der besten Musik in ihrem Leben genossen hatte, um zu wissen, was sie hörte, erstaunte über die Macht und Fülle seiner musikalischen Gedanken, da er sehr bald die Noten bei Seite ließ und über einige ungarische Volksweisen, die der junge Graf gespielt, sich in freien Phantasieen erging. Sein Zögling hatte die Geige längst weggelegt und lauschte völlig hingerissen dem Spiel seines neuen Freundes. Als der Candidat geendigt, blieb Stephan noch eine Weile sitzen, wie unter dem Bann einer Verzauberung. Die Mutter trat auf ihn zu; er hatte helle Thränen in den Augen. Glücklich! Glücklich! war Alles, was er zu stammeln vermochte.

Von nun an waren die beiden jungen Leute unzertrennlich. Wenn Georg arbeitete, componirte, oder las und schrieb — sein Kofferchen hatte fast nichts als Bücher und Noten enthalten —, lag Graf Stephan auf einem niedrigen Divan mitten im Zimmer, die schönen Augen still auf seinen Gefährten geheftet, der ihm den Rücken zugekehrt hatte und stundenlang seiner Anwesenheit ganz zu vergessen schien. Sobald er dann

das geringste Zeichen gab, daß er nun wieder für ihn da sei, sprang der Jüngling auf, wie ein treuer Hund auf den ersten Wink seines Herrn, und fragte mit seinen unbeholfenen Worten, was er wünsche, ob sie ausgehen, reiten oder Musik machen wollten. Die Leute im Hause und im Dorf erzählten sich, wie viel besser es jetzt mit dem jungen Grafen gehe; er blicke so viel freier aus den Augen und spreche mit weniger Mühe. Das Alles mache der deutsche Lehrer, der sich ganz anders mit dem Armen beschäftige, als je zuvor ein Mensch und sogar die eigene Mutter es vermocht habe.

Nur wenn sein Zögling durch Unwohlsein ans Zimmer gefesselt war, sah man den Candidaten allein spazieren gehen, oft stundenweit durch den Wald oder die Nachbardörfer. Er erwiederte freundlich die respectvollen Grüße, mit denen man ihm begegnete, redete aber nie einen Menschen an. Die Dorfdirnen, denen er nicht mißfiel, — sein Aussehen war bei dem reichlicheren Leben im Schlosse besser geworden, obwohl er noch immer die gleichen geringen Kleider trug —, die Mägde im Schlosse selbst und die hübsche Frau des Haushofmeisters sprachen oft von ihm unter einander. Alle verwunderten sich, daß er für ihre Reize und aufmunternden Winke blind und taub schien, und Boriska, das Kammermädchen der Gräfin, konnte sich dies Wunder nur durch eine Brautschaft erklären, die er in seiner Heimath zurückgelassen habe. Die Deutschen

seien alle viel treuer als die Ungarn! behauptete sie; es sei aber schade um den netten jungen Menschen; er könnte ein viel vergnügteres Leben haben, wenn er nur die Augen aufmachen wollte.

Diese ihre Beobachtung theilte sie auch ihrer Herrin mit, die übrigens um Alles, was nicht das Verhältniß des Candidaten zu ihrem Sohne betraf, sich wenig zu kümmern schien. Sie hatte nach den ersten Wochen eine Gelegenheit wahrgenommen, dem jungen Manne ihren Dank auszusprechen für den günstigen Einfluß, den er auf seinen Zögling ausübe. Zugleich hatte sie, wie es dem um fünfzehn Jahre Jüngeren gegenüber wohl angebracht schien, mit wahrhaft mütterlichem Antheil nach seinen eigenen Schicksalen geforscht, ihn gefragt, warum er trotz seiner Jugend und seines herrlichen Talents nicht froher sei und ob sie selbst irgend etwas zur Erleichterung seiner Lage thun könne. Nach Mutter und Schwestern hatte sie sich theilnehmend erkundigt, auch ein Briefchen an die Mutter geschrieben, voll Dankbarkeit dafür, daß sie ihr den Sohn überlassen habe, der ihrem eigenen wie ein Bruder nahe getreten sei. Auf all diese Zeichen der gütigsten Gesinnung hatte er sich nur abwehrend verhalten, einsilbige Auskunft gegeben und erklärt: daß er nicht munterer sei, liege ihm im Blut; sein eigener Vater, ein ganz unbescholtener Beamter, habe sich aus Melancholie in den Fluß gestürzt; ihn selbst halte, wie er sich mit

einem düstern Lächeln ausdrückte, „nur sein bischen Musik über Wasser."

Nach dieser kühlen Abweisung ging es der Gräfin gegen ihren Stolz, dem jungen Hausgenossen anders als mit gleichmäßiger Höflichkeit zu begegnen. Sie mußte erkennen, daß sie selbst in äußeren Dingen keine Macht über ihn besaß. Da er in ihren Gesellschaften, wenn der glänzende Adel der Umgegend versammelt war, immer in dem abgeschabten Röckchen erschien, das er von Hause mitgebracht, suchte sie ihn halb scherzend zu bewegen, daß er sich einmal in der Nationaltracht zeigen möchte. Sie ließ ihm einen feinen schwarzen Schnürrock anfertigen, der ihm eines Tages ins Zimmer gebracht wurde. Er verstand die Absicht nur zu wohl und schickte den Rock wieder an die Herrin zurück, mit dem Bemerken, er sei ihm beim Klavierspiel unbequem. Von da an war nicht weiter von seiner Toilette die Rede.

Auch hatten sich die Nachbarn, Herren und Damen, bald daran gewöhnt, in den Räumen des gräflichen Schlosses den unscheinbaren Deutschen erscheinen zu sehen, meist Arm in Arm mit dem blöden jungen Grafen, oft aber auch allein und immer so unbefangen, als ob er von Jugend auf nur in vornehmen Kreisen verkehrt hätte. Er war nie vordringlich, schwieg lieber, als daß er mitsprach, äußerte aber, wenn er angeregt wurde, seine Meinung mit solcher Ruhe und Schärfe, als sei es ihm ganz gleichgültig, ob man sie theile oder

nicht. Damals wurde viel politische Discussion geführt, und er, als Deutscher, stand meist allein. Aber wenn er durch seine entschiedene Sprache hie und da verletzt oder die Stimmung aller Gäste gegen sich gewendet hatte, bedurfte es nur einer Aufforderung der Gräfin, sich an den Flügel zu setzen, um die gereizten Gemüther sogleich wieder zu versöhnen.

Einladungen auf die Güter der Nachbarn nahm er nie an. Er schien zu fühlen, daß er nur im eignen Hause in seinem einzigen Hauskleide sich sehen lassen dürfe.

So vergingen Monate, ohne in dem Verhältniß der Schloßbewohner zu einander irgend etwas zu verändern. Nur daß die Röthe der Jugend, die sich anfangs auf den Wangen des Candidaten eingefunden, nach und nach der früheren Blässe wieder weichen mußte. Seine Stimmung war ungleicher, selbst sein Spiel wilder und freudloser geworden. Gegen den jungen Grafen blieb er immer derselbe zartfühlende, herzliche und doch überlegen lenkende Freund; der Gräfin aber wich er an manchen Tagen sichtbar aus, ließ sich von den Mahlzeiten entschuldigen und verschwand auf halbe Tage in der Umgegend. Boriska behauptete, er verkehre draußen auf den Kreuzwegen mit Hexen oder Gespenstern, anders lasse sich der Ausdruck seines Gesichts nicht erklären.

Es geht gegen das Frühjahr, sagte die Gräfin ruhig. Das macht alle melancholischen Leute in

Deutschland toll. Es wird auch bei ihm wieder vorübergehen.

Als aber der Sommer kam und der Candidat, statt wieder zur Vernunft zu kommen, sein wunderliches Wesen nur ärger trieb, wurde sie doch ernstlich besorgt um ihn. Sie beschloß, obwohl sie sich seit dem ersten mißglückten Versuch jede Einmischung in seine Privatverhältnisse streng versagt hatte, noch einmal an seine verschlossene Seele zu klopfen; sie fühlte es als eine Art Pflicht, Denjenigen, dem sie so viel verdankte, nicht aus falschem Stolz seinen dunklen Dämonen zu überlassen.

Zunächst freilich brachte sie ein Zwischenfall, der allerlei Aufregungen verursachte, wieder von ihrem Vorsatz ab.

Schon seit Weihnachten war ein reicher Magnat auf einem der Nachbargüter erschienen, der viele Jahre in Paris und Italien zugebracht und jetzt erst das Bedürfniß empfunden hatte, sich in seiner Heimath fest anzusiedeln. Gleich beim ersten Zusammentreffen mit der Gräfin, die jetzt in ihrem siebenunddreißigsten Jahre stand, zugleich aber noch in der reifsten Sommerblüte ihrer Schönheit, hatte der Graf sich's merken lassen, daß sie einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht habe, und da er die Vierzig eben überschritten hatte und in allem Andern, auch im Adel der Erscheinung und wahrhaft vornehmer Gesinnung ihr ebenbürtig war, hielt man allgemein dieses Paar für einander

vorbestimmt und begriff nicht, welche Gründe den Abschluß einer so selbstverständlichen Sache hinauszögern konnten.

Der Graf selbst hatte die erste freundliche Abweisung, die er erfahren, nicht für ein letztes Wort genommen und eifrig seine Bemühungen um die Gunst der schönen Frau fortgesetzt. Hierzu bot sich während des geselligen Winters vielfache Gelegenheit. Aber auch als mit der guten Jahreszeit der nachbarliche Kreis sich aufzulösen begann, dauerte die Bewerbung des leidenschaftlich gefesselten Mannes fort, und kaum verging ein Tag, wo er nicht auf seinem englischen Pferde in den Schloßhof gesprengt kam, um bis in die Nacht hinein der geliebten Frau Gesellschaft zu leisten. Sie hatte ihm dies erlaubt, unter der Bedingung, daß er niemals auf seinen Antrag zurückkommen dürfe. Sie war ihres eigenen Entschlusses zu sicher und überdies von gewissen Vorurtheilen gegen die Beständigkeit der Männer zu sehr durchdrungen, um eine Gefahr darin zu sehen. Wenn Sie mich näher kennen, hatte sie ihm gesagt, werden Sie finden, daß ich mehr Anlagen zu einer guten, ehrlichen Freundschaft habe, als zur Liebe, die ja auch in unseren Jahren eine lächerliche Illusion sein würde. Ich habe den festen Vorsatz, nie wieder zu heirathen, schon beim Tode meines Mannes gefaßt. Ich fühlte, daß die Frau, die einem so unglücklichen Knaben das Leben geschenkt, ihm hinfort ihr ganzes eigenes Leben schuldig sei. Niemand, auch wenn er es

mit Stephan noch so gut meinte, würde mich schon in jüngeren Jahren diesem Entschluß abtrünnig gemacht haben. Jeder Dritte könnte die Sorge für den armen Unschuldigen nur als eine Last empfinden und früher oder später es mich fühlen lassen, daß ich ihm eine so traurige Pflicht mit ins Haus gebracht hätte. Also sprechen wir nicht mehr von unmöglichen Dingen.

Graf Alexander schien sich darein ergeben zu haben und sich an der Abfindung mit „guter ehrlicher Freundschaft" genügen zu lassen. Aber trotz seiner vierzig Jahre war sein Blut noch ungestüm und verwegen genug, um eines Tages mit seinem feierlich gegebenen Versprechen durchzugehen.

Bei einem Spazierritt, den er mit der Gräfin durch den fröhlich aufgrünenden Wald machte, kam es zu einer neuen Erklärung.

Sie ließ ihn ruhig ausreden, hielt dann den Schritt ihres Pferdes an und sagte:

Es thut mir leid, Graf Sandor, daß Sie es mit meinen Worten so wenig ernst genommen haben, wie mit Ihrem eigenen. Sie werden begreifen, daß ich nun auf Ihren Umgang, der mir recht angenehm war, verzichten muß. Sie kennen meine Gründe. Es ist daran nichts geändert worden, seit ich einige Monate älter geworden bin. Uebrigens sans rancune, lieber Graf. Wenn über Jahr und Tag eine Luftveränderung Sie von dieser Thorheit geheilt hat, werde ich Sie mit Vergnügen wiedersehen.

Dann setzte sie durch einen Schlag mit der Reitgerte ihr Pferd in einen ruhigen Galopp und sprach von gleichgültigen Dingen.

Der Graf, ins Tiefste getroffen, hatte Mühe, seine weltmännische Haltung zu bewahren. Als sie nach einer einsilbigen halben Stunde bei dem Schlosse wieder anlangten, wollte er sich sofort verabschieden. Die Gräfin aber, wie um seine Strafe zu verlängern, bestand so unbefangen darauf, ihn nicht vor der gewohnten Stunde zu entlassen, daß ihm nichts übrig blieb, als sich stumm zu verneigen und den Kelch bis auf die Neige zu leeren.

Das Gesicht der schönen Frau war gerötheter als sonst, das ihres Begleiters bleicher und finsterer, als sie mit einander in den Speisesaal traten. Sie fanden hier den jungen Grafen mit seinem Hofmeister ihrer wartend, die Mutter umarmte ihren Sohn und küßte ihn dabei auf den Mund, was sie sonst nie vor Fremden that; den Candidaten grüßte sie mit ungewöhnlicher Güte und Huld. Es war, als wollte sie Beiden stillschweigend andeuten, wie wohl ihr sei, daß das trauliche Verhältniß zwischen ihnen Dreien aufs Neue gegen jede Störung gesichert sei.

Dennoch verlief das Mahl in beklommener Stimmung. Der Graf schien bei jedem Bissen zu empfinden, daß er seine Henkersmahlzeit einnahm; der Candidat, der gegen den glänzenden Weltmann von Anfang an eine fast unfreundliche Kälte an den Tag ge-

legt hatte, sah stumm auf seinen Teller; einige andere Hausgenossen waren zu bescheiden, um das Wort zu führen, und auch die Gräfin versank zwischen mühsamen Versuchen, ein zwangloses Gespräch in Gang zu bringen, in nachdenkliches Schweigen.

Die Dämmerung brach endlich herein, man stand von Tische auf und begab sich in das Musikzimmer nebenan, wo man nach der Tafel noch einige Stunden zusammenzubleiben pflegte.

Der Graf trat an den jungen Deutschen heran, mit dem er den ganzen Abend noch kein Wort gewechselt hatte.

Was werden Sie uns heute zum Besten geben? sagte er mit einem Ton, der deutlich verrieth, daß die Antwort auf seine Frage ihm vollkommen gleichgültig war.

Ich spiele heute nicht, erwiederte Georg, indem er sich abwendete und die Noten auf dem Flügel mit der ruhig geballten Hand ein wenig zurückschob.

Sind Sie nicht wohl? Oder ist Ihnen das Publikum heut zu klein?

Die Gründe, Herr Graf, werde ich ja wohl für mich behalten dürfen.

Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Candidat. Zumal Ihre Art zu reden besorgen läßt, daß Sie sich auch beim Spiel heute in der Tonart vergreifen würden.

Das Auge des Jünglings blitzte den Sprecher an.

Ich erinnere mich, was ich dem Hause, wo wir uns treffen, schuldig bin, sagte er mit leise bebender

Stimme. An jedem anderen Ort hätte ich eine andere Antwort, Herr Graf.

Er verneigte sich leicht und verließ langsam das Gemach.

Die Gräfin näherte sich dem Betroffenen, der seinen Verdruß unter einem kurzen Auflachen zu verbergen suchte.

Was haben Sie mit meinem Musikus gehabt? fragte sie. Ich kenne sein Gesicht. Sie müssen ihn gekränkt haben.

Wahrhaftig ohne meinen Willen, Gräfin! Aber ich habe heut einen Unglückstag. Ich brauche nur den Mund zu öffnen, so kehrt man mir den Rücken. Wissen Sie übrigens, daß ich mich über Parteilichkeit von Ihrer Seite zu beklagen habe? Mir selbst verbieten Sie von morgen an Ihre Thür, und einen Menschen, der noch viel kopfloser als ich sich die Flügel am Licht Ihrer Schönheit verbrannt hat, dulden Sie in Ihrer täglichen Nähe.

Sie sah ihn groß an.

Ich verstehe Sie in der That nicht, Graf Sandor.

Seltsam. Und Sie behaupteten doch eben, das Gesicht dieses jungen Deutschen zu kennen.

Sie scherzen sehr zur Unzeit, Graf.

Zur Unzeit? Ich wüßte nicht. Ein kleiner Galgenhumor ist doch wohl zeitgemäß eine halbe Stunde nach der Henkersmahlzeit. Indessen sollten Sie die Sache nicht zu scherzhaft nehmen. Ich selbst habe

hier nur mein Herz verloren. Der kleine Deutsche sieht mir ganz danach aus, als ob er eines schönen Tages auch den Verstand darüber verlieren könnte. Daß er mich so unhöflich behandelt hat, als ob ich ein begünstigter Nebenbuhler wäre, ist schon verrückt genug; hätte er noch seine fünf Sinne beisammen, so wäre es ihm klar geworden, wie wenig er von mir zu fürchten hat. Ich fühle nur zu sehr, wie schlecht ich dazu tauge, für „gnädige Straf'" zu danken. Aber ich bin Ihrer Verzeihung gewiß, theure Gräfin. Sie werden Fälle erlebt haben, wo Menschen in meiner Lage noch weniger bonne mine à mauvais jeu zu machen wußten. Uebrigens ist es spät, und ich bitte um meine Entlassung.

Er ergriff ihre Hand und führte sie leicht an seine Lippen. — Auf Wiedersehen übers Jahr und gute Besserung bis dahin! sagte sie mit einem zerstreuten Ausdruck. Ihre Gedanken waren von einer viel lebhafteren Sorge in Anspruch genommen, als wie der Graf diesen Abschied überstehen würde.

Sie entließ ihre übrigen Gäste, schickte den Sohn zu Bett und zog sich in ihr Boudoir zurück. Boriska hatte alle Kerzen anzünden und die Fenster weit öffnen müssen. Der Herrin war heiß und beklommen, unruhig ging sie mit über der Brust gekreuzten Armen das Zimmer auf und ab, die Stirn von schwerem Sinnen gefurcht, manchmal am Fenster die Nachtluft einathmend, ohne daß die Kühle sie beruhigen wollte.

Sie konnte von hier aus die Fenster ihres Sohnes sehen, bei dem das Licht bald erloschen war. Nebenan in dem Zimmer seines Hofmeisters brannte noch die Lampe. Es war nichts Ungewöhnliches, daß sie erst lange nach Mitternacht erlosch. Dennoch schien es ihr heut zum ersten Mal aufzufallen.

Um zehn Uhr klingelte sie ihrer Zofe.

Ich lasse den Herrn Candidaten bitten, noch einmal herüberzukommen. Ich hätte etwas mit ihm zu besprechen, was ich nicht bis morgen verschieben möchte.

Nach fünf Minuten klopfte es an der Thür des Boudoirs. Georg trat herein.

In seinem Aeußeren war keine Veränderung zu bemerken. Er sah die schöne Frau mit dem ernsten Blick, der ihm eigen war, an, ohne Neugier oder Unruhe zu verrathen.

Sie haben befohlen, Frau Gräfin?

Sie antwortete nicht sogleich. Sie betrachtete ihn eine Weile mit einem halb erstaunten, halb unmuthigen Ausdruck, wie man sich im Gesicht eines Menschen, der uns plötzlich in ganz anderem Lichte erscheint, zurechtzufinden sucht. Er aber hielt diesen Blick ohne jede Verlegenheit aus.

Ich habe Sie zu mir bitten lassen, lieber Georg, sagte sie endlich, ohne ihm einen Sessel zu bieten; — was ich Ihnen zu sagen habe, ist mir von großer Wichtigkeit; dergleichen ist besser vor dem Schlafengehen abzuthun. Sie wissen, wie sehr ich Sie

schätze, wie glücklich es mich macht, daß mein Sohn einen Freund und Gefährten in Ihnen gefunden hat; dem er von ganzem Herzen zugethan ist. Und auch Sie schienen den Aufenthalt in diesem Hause nicht als ein Unglück anzusehen. Sie hatten hier wenigstens Muße und Gelegenheit, sich in Ihrer Kunst zu üben, die Sorge um Ihre Angehörigen durfte Sie weniger drücken, und wenn Sie Mutter und Schwestern entbehren mußten, — eine wahrhaft mütterliche Theilnahme war Ihnen von meiner Seite gewiß, sobald Sie einer solchen bedurften. Sie haben sie freilich bis jetzt nie in Anspruch genommen; ich legte das so aus, als wären Sie mit Ihrer Lage, wie sie nun einmal war, zufrieden. Aber ich scheine mich dennoch schwer getäuscht zu haben.

Sie hielt einen Augenblick inne. Er hatte das Gesicht von ihr abgewendet und sah vor sich nieder. Woraus schließen Sie das, Frau Gräfin? fragte er mit einer Stimme, der nur ihr geschärftes Ohr die Erregung anhören konnte.

Sie sind von Monat zu Monat einsilbiger, düsterer, menschenscheuer geworden. Sie magern ab, Ihre Farbe wird blässer, Ihr Auge unstäter. Ich müßte nicht das wahrhafte Interesse an Ihnen nehmen, das ich Ihnen schon im Namen meines armen Sohnes schuldig bin, wenn mir diese Veränderung entgangen sein sollte. Irgend ein Kummer oder ein physisches Leiden nagt an Ihnen, versuchen Sie es nicht, zu leugnen,

lieber Freund. Ich kann das nicht länger mit ansehen. Ich würde die Mutterpflichten, die ich stillschweigend auch gegen Sie mit übernommen habe, schwer verletzen, wenn ich Sie nicht endlich direct um den Grund befragte, — selbst auf die Gefahr hin, daß es Heimweh sein möchte, was Sie hier nicht heiter und gesund sein läßt. Ich kenne Ihre großherzige Seele. Vielleicht glauben Sie es meinem armen Sohne schuldig zu sein, ihm Ihre eigenen liebsten Wünsche aufzuopfern. Aber so sehr mich das betrüben würde, ein solches Opfer kann ich nicht annehmen. Ein gesunder Mensch voller Jugendkräfte und reicher Talente darf seine Zukunft nicht aufs Spiel setzen, sein Leben nicht aufopfern, um die Tage eines für immer vom wahren Leben Ausgeschlossenen ein wenig erträglicher zu machen. Das Opfer ist zu unverhältnißmäßig gegenüber dem Erfolge. Keine Humanität, keine noch so überschwängliche christliche Liebe kann das fordern oder gutheißen. Ich dächte, hiergegen wäre nichts einzuwenden.

Sie schwieg wieder und ging, um ihm Zeit zum Besinnen zu lassen, über die weichen Teppiche ein paar Mal auf und ab. Seine Augen folgten ihr, die große, herrliche Gestalt schien ihn unwiderstehlich zu fesseln.

Und Sie selbst? sagte er endlich. Opfern Sie sich nicht auch? Haben Sie nicht auf Mehr verzichtet, als ein armer Mensch, wie ich, jemals einer solchen Pflicht zum Opfer bringen könnte?

Sie blieb vor ihm stehen. Wie können Sie das vergleichen! sagte sie ruhig. Ich bin seine Mutter. Und übrigens — ich habe keine Zukunft mehr, die in Betracht käme. Lassen Sie uns vernünftig reden, Georg. Noch einmal: Sie sind hier nicht an Ihrem Platze; Sie streben heimlich hinweg, und nur die Rücksicht auf Ihre Mutter oder die andere auf Stephan hält Sie fest in einem Elemente, wo Sie sich verzehren. Sie müssen nach Wien oder sonst in eine große Stadt, wo Sie hundertfache Anregung für Ihr Talent finden und das Blut nicht im einförmigen Tageslauf stocken fühlen. Erlauben Sie mir, Ihnen die Wege zu ebnen. Ich habe an das Haus meiner Cousine, der Fürstin D. gedacht, Sie entsinnen sich der Dame vom vorigen Herbst; schon damals hätte sie nicht übel Lust gehabt, Sie mir zu entführen, um ihre Kinder von Ihnen unterrichten zu lassen, ihre kleinen Hausconcerte Ihrer Leitung zu übergeben. Es kostet mich nur zwei Worte, und Sie werden dort mit offenen Armen aufgenommen. Soll ich heute noch diesen Brief schreiben?

Er hatte den Blick wieder gesenkt; auf seinem bleichen Gesicht arbeitete eine heftige Erregung; langsam strich er mit der Hand das Haar von der Stirn und trat an das offene Fenster. Hier stand er eine Weile und schien Mühe zu haben, seiner inneren Aufregung Meister zu werden.

Schreiben Sie diesen Brief nicht, Frau Gräfin, kam es endlich tonlos von seinen Lippen. Ueberlassen

Sie mich meinem Schicksal, das mich unter Ihr Dach geführt hat, weil es mir wohlwollte. Wenn ich diese Gunst des Glückes mir selbst verderbe durch meine unselige Natur — Sie trifft keine Schuld; und wenn ich zu Grunde gehen sollte, Ihnen habe ich in alle Ewigkeit zu danken.

Ich wußt' es, erwiederte die Gräfin schmerzlich; Ihre Antwort überrascht mich keinen Augenblick. Obwohl ich mich wundere, daß ich es nicht längst kommen sah. Georg, was Sie da sagen, soll mich im Dunkel über Sie erhalten; aber jedes Wort bestätigt meine traurige Vermuthung. Wenn Sie es denn auch nicht zur Sprache zu bringen wünschen, es muß zwischen uns ausgesprochen werden, so sehr es mir widerstrebt: Sie haben sich in mich verliebt, Georg. Sie sehen selbst ein, wie wahnsinnig das ist, wie hoffnungslos, wie es Ihr Leben zerstört und unser Beisammensein auf die Länge unmöglich macht. Aber Sie wollen sich lieber zu Grunde richten, als dieser thörichten Verirrung widerstreben. Ist es nicht so?

Er schlug die Augen voll zu ihr auf. Es ist so! sagte er, wie wenn er etwas betheuerte, das so selbstverständlich wäre, wie irgend ein Naturgesetz.

Sie betrachtete ihn mit wachsendem Erstaunen. Schon mancher Mann hatte ihr gegenüber das Geheimniß seines Herzens bekannt, keiner in diesem Tone.

Und wenn es so ist — was haben Sie sich vorgestellt daß daraus werden soll?

Nichts. Was hätte ich zu hoffen? Ich weiß es — ich wußte es vom ersten Tage an, es war mein Schicksal.

Schicksal! Sprechen Sie nicht anderen schwachen Menschen dies Wort so leichtsinnig nach, das so oft nichts Anderes bedeutet als unsere Feigheit und Thorheit! Wie? es wäre Ihr Schicksal, sich und Anderen das Leben zu verderben, indem Sie überspannte Gefühle nähren für eine Frau, die fast Ihre Mutter sein könnte? Ich habe Sie für besonnener, für tapferer gehalten, Georg.

Ich bin leider weder das Eine noch das Andere, erwiederte er mit seinem düster resignirten Lächeln. Das heißt: ich habe beides zu sein versucht, monatelang. Zuletzt — mußte ich der Gewalt weichen. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich — Aber wozu davon reden? Es kann Sie nicht im Geringsten interessiren. Es ist auch vorbei.

Sein Gesicht und seine Stimme waren wieder ganz ruhig geworden, wie eines Menschen, der mit dem, was er sagt, keinen Eindruck zu machen denkt und Alles für unabänderlich hält.

Sie sind erst zweiundzwanzig Jahre alt? fragte die Gräfin nach einer Pause.

Schon zweiundzwanzig.

Wie oft haben Sie schon geliebt?

Noch nie. Außer in meinem zwölften Jahre, wo ich aus Eifersucht auf ein Kind — aber das sind alte Kindereien.

Sie scheinen mit den Kinderschuhen den Hang zu kindischer Eifersucht nicht abgelegt zu haben. Ihr Benehmen heute Abend dem Grafen Alexander gegenüber —

Eine hohe Röthe übergoß plötzlich das Gesicht des Jünglings.

Ich bitte um Vergebung, stammelte er; ich vergaß, daß ich einem Gast Ihres Hauses Rücksichten schuldig bin, wenn er auch seinen beleidigenden Hochmuth gegen mich herauskehrt. Es soll nicht wieder geschehen; ich werde ihm auszuweichen suchen.

Dieser Mühe sollen Sie überhoben sein. Der Graf betritt mein Haus nicht wieder. Er hat mir wiederholt seine Hand angeboten, und ich habe sie ausgeschlagen. Sie sehen, daß es mir Ernst damit ist, Alles so zu erhalten, wie es für das Wohl meines Sohnes und meine Ruhe am besten ist. Dazu gehört aber noch Eins: daß Sie vernünftig werden, Georg. Sie sind ein Idealist, ein Schwärmer; Sie stellen sich die Dinge dieser Welt anders vor, als sie in Wirklichkeit sind. Wenn Sie Erfahrungen in der Liebe gemacht hätten, würden Sie über die Laune Ihres Herzens, die sich zufällig nun eben auf mich gerichtet, leichter hinwegkommen. Aber leicht oder schwer: Sie müssen darüber hinauskommen, Georg, oder wir können nicht beisammen bleiben. Das sehen Sie doch ein, daß ich es Ihrer Mutter schuldig bin, Sie von mir zu entfernen, wenn Sie diese wahnsinnige Marotte nicht bezwingen und mit Ruhe neben mir hinleben

können. Ich würde es schon um meines armen Sohnes willen tief beklagen, wenn Sie es nicht dahin brächten. Aber da hülfe kein Bedauern, es müßte sein, Sie müßten dies Haus verlassen. Sie sind trotz Ihrer fieberhaften Verblendung noch verständig genug, um das einzusehen. Ueberlegen Sie sich's, ich gebe Ihnen acht Tage Bedenkzeit; hernach hoffe ich, daß Sie zu mir kommen und mir ehrlich gestehen werden, Sie wären nun so weit, Ihre eigene Thorheit zu belächeln. Und jetzt — gute Nacht und gute Gedanken!

Sie streckte ihm die Hand entgegen, um ihn wie sonst zu entlassen. Er aber, nachdem er noch etwas hatte sagen wollen, aber mit den Worten vergebens gerungen hatte, verneigte sich so tief vor ihr, daß sein Gesicht seine Brust berührte, und ging dann, ohne ihre Hand zu ergreifen, mit wankenden Schritten aus dem Zimmer.

Ich werde ihn verlieren, ich seh' es kommen! sagte die Frau vor sich hin. Schade drum! Er ist ein Mensch wie wenige, und er thut mir von Herzen leid. Und ich — soll ich mir nicht auch leid thun? Warum ist das Leben immer neu und nie so, wie man es wünscht? Warum müssen uns gerade die besten Menschen am meisten Noth machen?

Sie entkleidete sich ohne Boriska's Hülfe und suchte rasch ihr Lager. Den Schlaf aber fand sie lange nicht. Es waren keine Gedanken weiblicher Schwäche, geschmeichelter Eitelkeit, die sie wach hielten, obwohl die

Gestalt des seltsamen Jünglings, der so ergeben sich zu seinem Schicksal bekannt hatte, beständig vor ihrer Seele stand. Sie trug keine glimmenden Funken halbausgeglühter Leidenschaften unter der Asche ihrer einsamen Jahre mit sich herum, die ein Hauch aus einem verworren stammelnden Munde wieder anfachen konnte. In ihrer Ehe, die voll verschwiegener Prüfungen gewesen, hatte sie glückliche Liebe nie kennen gelernt; sie dachte darum gering von Allem, was junge Sinne reizt und rührt. Ihr Gemahl war, wie sie zu spät inne wurde, ein gebrochener Mann, als er sie heimführte, und nur ihr Stolz hatte es ihr verwehrt, den Irrthum ihrer Wahl einzugestehen. Sie war zuletzt fast ruhig und mit ihrem Loose ausgesöhnt worden, da er ihr das Opfer, das sie gebracht, auf jede mögliche Weise zu erleichtern suchte. Daß dieses Opfer über seinen Tod fortdauern sollte in der Sorge für den unglücklichen Knaben, war eine härtere Aufgabe, als Manche gelös't haben würde. Dieser seltenen Frau hatte sich die Kraft gestählt an der Schwere ihrer Pflicht. Auch jetzt war ihr einziger Gedanke, wie Stephan die Trennung von seinem Freunde ertragen würde, die sie als unvermeidlich ansehen mußte. Sie täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß das Gespräch dieses Abends erfolglos bleiben würde. Sie „kannte sein Gesicht“, wie sie dem Grafen gesagt hatte. Jetzt erst kannte sie es g a n z.

Es war heller Morgen, als das Kammermädchen,

ohne auf das Zeichen der Glocke gewartet zu haben, hastig bei ihrer Herrin eintrat. Die Gräfin fuhr erschrocken aus einem kurzen Schlummer auf und fragte, was vorgefallen sei.

Der Herr Candidat sei plötzlich erkrankt, der Reitknecht fort nach der Stadt, den Doctor zu holen, aber das Fieber nehme so überhand, daß sie den Kranken nicht mehr im Bette halten könnten. Er verlange heftig, bei der Frau Gräfin vorgelassen zu werden, er habe ihr etwas Wichtiges mitzutheilen; als man ihn mit Gewalt zurückgehalten, sei er in Thränen ausgebrochen, der junge Graf habe auch zu weinen angefangen, es sei so herzbrechend anzusehen, daß kein Auge trocken bleiben könne.

In äußerster Aufregung kleidete sich die Gräfin an und eilte nach dem Zimmer Georg's. Sie fand ihn schon etwas ruhiger, in seinem Bette liegend, die Augen weit geöffnet, aber er erkannte sie nicht. Nur als sie seinen Namen nannte und fragte, wie er sich fühle, glänzte ein wehmüthiges Lächeln über seine Züge, das dieselben ungewöhnlich anziehend machte. Er antwortete aber nicht, nur ihre Stimme schien einen Funken seines Bewußtseins geweckt zu haben. Sein Zögling, halb angekleidet, saß neben dem Bett auf einem Fußschemel, die herabhängende Hand des Freundes in seinem Schooße haltend, die er beständig streichelte.

Nach zwei bangen Stunden hörte man den Wagen in den Schloßhof rollen, der den Arzt brachte. Er

fand das Fieber sehr bedeutend, die Gefahr groß, daß es in eine Gehirnentzündung ausarten möchte. Doch gelang es der sorgsamsten Pflege, nach einigen Tagen das Aergste abzuwenden. Noch immer lag der Kranke bewußtlos; aber was er in seinen Fieberträumen lallte, verstand Niemand als Gräfin Helene, da er nie einen Namen nannte. Boriska, die bei diesem Anlaß ihren heimlichen Gefühlen für den spröden jungen Mann den Zügel schießen ließ und all ihre freie Zeit in seinem Zimmer zubrachte, erzählte in der Gesindestube: es sei ihr nun ganz klar, eine unglückliche deutsche Liebschaft habe den jungen Herrn aus den Fugen gebracht, er rede beständig von hoffnungslosen Gefühlen, von Trennung und ewigem Verlieren, und dabei sehe er so rührend aus, ordentlich schön, daß man nicht begreife, wie ein Frauenzimmer mit einem lebendigen Herzen im Leibe einen so reizenden Menschen habe unglücklich machen können.

Der junge Graf war während der ganzen Krankheit nicht von der Seite seines Freundes zu bringen, ja in der Nacht stand er mehrmals auf, schlich an das Bett Georg's, horchte auf seinen Schlummer und weckte den Krankenwärter, so oft er ihn eingeschlafen fand. Auch die Gräfin saß stundenlang neben dem Krankenlager, erneuerte mit eigenen Händen die Eisumschläge und brachte das Glas mit der Arznei an die fiebernden Lippen. Als aber nach sechs Tagen das Bewußtsein wiederkehrte, fand sie es für gut, sich

zurückziehen und ihre Sorge für den langsam Genesenden nur aus der Ferne zu bethätigen.

Auch verlangte er, sobald er wieder sprechen konnte, niemals, die Schloßherrin zu sehen. Es schien, als habe eine dumpfe Ermattung sich seines leidenschaftlichen Herzens bemächtigt, eine Stille, wie sie nach dem Verlust eines theuren Menschen durch den Tod über die Seele kommt, wenn die erste Bitterkeit der Schmerzen sich ausgetobt hat, und das Bild des Verlorenen wie aus einem fernen Spiegel zurückgeworfen uns anblickt. Er ließ ihr täglich auf ihre Erkundigungen sagen, es gehe ihm viel besser, er hoffe, bald es ihr selbst sagen zu können, er danke ihr für ihre gütige Sorge um ihn. Boriska fügte hinzu, daß er heiterer sei als je, manchmal sogar eine Czardasmelodie vor sich hin singe, so daß sie fast fürchte, es möchte von der Krankheit etwas zurückgeblieben sein, daß er so ganz anders erscheine als vorher. Der Arzt indessen, der der Gräfin täglich berichten mußte, erklärte diese Furcht für unbegründet. Der junge Mann scheine durch Arbeiten und Nachtwachen seine Nerven überreizt zu haben, jetzt sei durch die heftige Krisis Alles wieder auf den guten, natürlichen Weg zurückgebracht, und das Gefühl der Reconvalescenz pflege die ärgsten Hypochonder aufzuheitern, geschweige einen rüstigen, jungen Menschen, dem nur die Ueberfülle der Jugend als eine unschädliche Melancholie im Blute gespukt habe.

Als er die erste Ausfahrt machen durfte, stand die Gräfin oben am Fenster und rief ihm freundlich glückwünschende Worte zu, für die er mit leichtem Erröthen dankte. Er schien größer geworden seit der Krankheit, seine Haltung war freier, sein Gesicht, von den langen Haaren eingerahmt, hatte einen eigenthümlich weichen Ausdruck gewonnen. Auch stand der Bart, den er sich hatte wachsen lassen, gut zu seinen bleichen Wangen, so daß ihm das Gesinde und die Bauersleute in ihrer gutmüthigen Art Complimente machten. Nach einer Stunde kam er mit luftgeröthetem Gesicht, aber noch ziemlich erschöpft, in sein Zimmer zurück, wo er Blumen fand, die ihm die Gräfin geschickt hatte. Doch erst am nächsten Tage ließ er anfragen, ob er ihr nicht mündlich dafür danken könne. Bei diesem Wiedersehen betrug er sich so heiter und unbefangen, daß von nun an seine Clausur stillschweigend aufgehoben wurde. Er erschien wieder mit seinem Zöglinge zu der Mittags- und Abendtafel, auch die Musik, die so lange verstummt war, lebte wieder auf; nachbarliche Besucher, die ein paar Wochen ausgeblieben waren, hätten kaum eine Veränderung in dem Betragen der Hausgenossen bemerkt, nur daß die Gräfin stiller und ernster geworden war, und der Hofmeister ihres Sohnes ganz gegen seine frühere Gewohnheit selbst die ihm widerwärtigsten Meinungen mit der sanftesten Geduld vertheidigen hörte, als ginge ihn aller Streit der Welt nichts mehr

an, seitdem er dem Tode entronnen sei und das Leben wieder lieb gewonnen habe.

Es war offenbar, daß er beschlossen hatte, jedes Opfer zu bringen, all seine tiefsten Wünsche und Leiden niederzukämpfen, nur um fernerhin unter diesem Dache athmen zu dürfen.

Wie die Gräfin darüber dachte, blieb im Dunkeln. Sie selbst war mit keiner Silbe auf das verhängnißvolle Gespräch jenes Abends zurückgekommen. Er durfte mehr und mehr sich in der Zuversicht wiegen, daß sie ihm und seiner Herrschaft über die hoffnungslose Leidenschaft vertraue und keine gewaltsame Aenderung herbeizuführen gedenke.

Darüber war der größte Theil des Sommers vergangen. An einem milden Abende hatte die Schloßherrin mit ihrem Sohn und seinem Gefährten eine Fahrt nach einem nahen Dorfe gemacht, wo eine junge Bäuerin, die ehemals in ihren Diensten gestanden, ihre Hochzeit feierte und die Gegenwart der Gräfin bei der Trauung als eine besondere Gunst sich erbeten hatte. Sie hatten der Feier in der kleinen Dorfkirche beigewohnt und waren, nachdem das schmucke junge Paar von der Gräfin beschenkt worden war, in die Kirche zurückgekehrt, die noch von Weihrauch und Blumen duftete; Georg hatte den Wunsch ausgesprochen, auf der Orgel zu spielen, die schon unter den Händen des Schullehrers sich als ein Werk von seltener Trefflichkeit gezeigt hatte. Während aus der Schenke von

fern die Geigen zum Tanz aufspielten, stieg der junge Musiker auf den Orgelchor hinauf und stimmte ein machtvolles Bach'sches Präludium an, das die weltlichen Töne draußen wundervoll übertönte. Die Gräfin saß, in ihren Schleier gehüllt, unten in einem der Kirchenstühle ganz allein, Graf Stephan war, unzertrennlich wie immer von seinem Freunde, diesem auf den Chor hinauf gefolgt und lauschte hingerissen aus nächster Nähe dem meisterlichen Spiele, das die Mauern der Dorfkirche mit einem Strome von Kraft und Wohllaut erschütterte.

Die Nacht war hereingebrochen, der Spieler schien Zeit und Ort vergessen zu haben und sich nicht ersättigen zu können, das wiedergewonnene Leben in Tönen auszuströmen. Als er endlich mit einer kühnen Fuge schloß, war es so dunkel um ihn her, daß er mühsam, seinen Zögling am Arme führend, sich die schmalen Treppen hinuntertasten mußte.

Unten trat ihnen die Gräfin entgegen. Sie sprach kein Wort, sie drückte dem Jünglinge nur leise die Hand. Als er ihr in den Wagen half, der vor dem Kirchlein gewartet hatte, sah er beim Strahle der Laterne, daß ihre Augen naß waren.

Er hatte sie nie weinen sehen. Warum diese Thränen ihn froh machten, wußte er sich nicht zu deuten. Aber auf dem ganzen Heimwege saß er in einem seltsam schaurigen Wonnegefühl ihr gegenüber

die den Schleier doppelt um ihr Gesicht gezogen hatte und mit keiner Silbe das Schweigen brach.

Im Schloß angelangt, zeigte sie wieder ihr gewöhnliches Gesicht. Nur daß sie auch während des Abendessens in sich gekehrt blieb und gleich nachher die beiden jungen Leute verabschiedete, obwohl ihr Sohn Lust zeigte, auch seinerseits noch etwas Musik zu machen.

Dann rief sie ihr Kammermädchen, schloß sich eine Stunde lang mit ihr ein und ließ einige Koffer packen, schrieb dazwischen ein paar Briefe und gab dem Mädchen allerlei Aufträge. Als es zehn Uhr war, sagte sie:

Ich will noch nach meinem Sohne sehen; ich fürchte, er hat wieder eine böse Nacht, er hat sich durch die Fahrt zu sehr aufgeregt, das Gewitter, das sich wieder verzog, drückte auf seine Nerven. Du kannst zu Bett gehen, Boriska; du mußt morgen so früh wieder heraus. Ich selbst will wenigstens bis Mitternacht seinen Schlaf beobachten.

Das Mädchen küßte ihrer Herrin die Hand und ging in ihre Mansardenkammer hinauf. Die Gräfin aber saß noch eine Weile im leichten Nachtkleide, das schöne, reiche Haar, das sie sich selbst frisirte, noch geordnet, wie sie es bei Tage trug. Sie stand dann auf, ging einmal durchs Zimmer und warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel.

Wie mir das Gesicht brennt! sagte sie. Von dem Winde draußen, oder —

Sie warf das Haar in den Nacken zurück und richtete sich in die Höhe. Dann löschte sie alle Kerzen bis auf eine, ergriff den Leuchter und ging den langen, dunkeln Corridor entlang nach dem anderen Flügel, wo die Zimmer ihres Sohnes lagen.

Ein reich ausgestatteter Salon trennte das Schlafzimmer des jungen Grafen von dem seines Hofmeisters. Die Thür war unverschlossen. Sie durchschritt das leere Gemach und öffnete leise die Thür zu ihrem Sohne, das Licht mit der Hand verdeckend. Gleichwohl drang der Schein durch seine eben geschlossenen Augenlider. Er erschrak aber nicht über den nächtlichen Besuch der Mutter; er war es gewohnt, daß sie oft mitten in der Nacht nach ihm sah.

Mutter, sagte er, ihr die Hand entgegenstreckend, doch ohne sich aufzurichten, ich schlafe sehr gut, mir ist sehr wohl, er hat so wunderschön gespielt, ich höre es noch beständig im Traum.

Sie setzte sich neben ihn, sprach aber nichts, sondern hielt seine Hand in ihrer linken und legte ihm die rechte auf die Stirn. So hatte sie ihn schon in heftigen Anfällen seines Leidens beruhigt; heute währte es keine Viertelstunde, bis er fest entschlafen war.

Er merkte es nicht, daß sie ihre Hand aus der seinen zog und, das erloschene Licht mit sich nehmend, aus der Thüre glitt. Nebenan stand sie dann noch ein paar Secunden lang und horchte. Es war Alles still bei ihrem Sohn, nur in Georg's Zimmer hörte

sie Geräusch. Er schien wie gewöhnlich keinen Schlaf zu finden und rastlos hin und her zu wandern; vielleicht componirte er.

Auf einmal hörte er ein kaum vernehmliches Klopfen.

Herein! rief er in jähem Erstaunen, da er das Eintreten der Gräfin bei ihrem Sohn überhört hatte.

Die Thür öffnete sich geräuschlos; er sah in dem röthlichen Zwielicht seiner Lampe die angebetete Frau auf seiner Schwelle stehen.

Heiliger Gott, rief er, was ist geschehen? Ist Stephan erkrankt?

St! machte sie, indem ein geheimnißvolles Lächeln ihre Züge belebte, das gleich wieder verschwand. Er schläft tief und gut. Wecken wir ihn nicht. — Georg — ich komme zu Ihnen — ich kann nicht Schlaf finden, ehe — eh' ich dich noch einmal gesehen habe — Gott sei mir gnädig — ich weiche der Gewalt! — —

* * *

Erst spät am Morgen, wie der an Nachtwachen Gewöhnte seit Jahren that, fuhr Georg aus seinen Träumen auf, Träumen, die ein Erlebniß fortgesponnen hatten, das über alle Träume war. Er lag wohl noch eine Stunde, bald mit geschlossenen Augen sich Alles zurückrufend, was die Sterne dieser Nacht ihm gegönnt hatten, bald im Zimmer umherblickend, wo nun jedes Geräth, die stummen Bilder an der Wand, der Teppich, der ihre Füße getragen, das Glas, aus

dem sie die heißen Lippen genetzt, ihm ein unerhörtes, ungeahntes, unbegreifliches Glück bezeugten. Er hatte im ersten Morgengrauen eine verstohlene Unruhe im Schloß und auf dem Hofe zu vernehmen geglaubt; aber schon gewohnt, daß der Tag für die Anderen früher anfing, als für ihn, war er von Neuem darüber eingeschlafen. Nun blieb Alles um so stiller ringsum. Nicht einmal die Pferde im Stall unten hörte er stampfen, noch Boriska's helle Stimme, die selten vorbeiging, ohne ein Volksliedchen zu singen. Es war ihm unsäglich lieb, daß Nichts die süßen Worte übertönte, die ihm von der Nacht her noch immer durch das Herz flüsterten. Auch wenn er die Augen eindrückte, war es wie ein Rosenschimmer um ihn her, ein Duft auf seinem Kissen wie von einem ganzen Frühling, eine sanfte Glut durch all seine Adern ergossen, als wenn er nie zuvor gefühlt hätte, was Jugend sei. Er seufzte zuweilen, wie um die Brust auszuweiten, die ihre Fülle nicht fassen konnte. Dann lächelte er vor sich hin und vergrub das Gesicht in seinem Pfühl.

Der Gedanke an Stephan bewog ihn endlich, aufzustehen. Er fühlte eine so innige Zärtlichkeit für den Unglücklichen, als habe er jetzt erst ein volles Recht darauf, sich ihm zu widmen. Der junge Graf pflegte um diese Zeit bei ihm einzutreten, sich zu seinem Tische zu setzen und bei seinem Frühstück zugegen zu sein. Er wunderte sich, warum er heute ausblieb.

Auch in seinem eigenen Zimmer drüben war er nicht zu finden. Vielleicht hatte er, da Georg länger als sonst geschlafen, einen Gang durch den Park gemacht.

Er klingelte nach dem Diener. Auf dem Frühstücksbrette, das dieser ihm hereintrug, lag ein versiegelter Brief.

Von der Frau Gräfin! sagte der Alte mit einem mürrischen Tone, der ihm sonst fremd war. Sie lassen Ihnen noch mündlich Adieu sagen, sie sind heut in aller Frühe nach Wien abgereis't. Wir haben Alles in großer Eile und ganz heimlich herrichten müssen, um den Herrn Candidaten nicht zu wecken. Frau Gräfin meinten, der junge Herr Graf und der Herr Candidat würden es Beide nicht recht vertragen, wenn sie erst noch Abschied von einander nähmen. Graf Stephan wußte, wie er in den Wagen stieg, noch kein Sterbenswort davon, daß es so weit weg ging; sie dachten, es sei bloß ein Besuch in Sár bei der Gräfin Szilagyi, — werden sich jetzt recht grämen, haben sich so an Herrn Candidaten gewöhnt; aber Frau Gräfin kommen hoffentlich bald wieder, haben es nie lange in Wien bei den alten Herrschaften ausgehalten.

Er ordnete den Frühstückstisch und wunderte sich im Stillen, daß der Candidat die überraschende Nachricht so gleichmüthig aufzunehmen schien.

Als Georg wieder allein war, saß er noch eine ganze Weile wie abwesenden Geistes auf dem Sopha, hielt den Brief in der Hand und spielte mit ihm, als

wäre es ihm sehr gleichgültig, was darin stand, oder als wüßte er jedes Wort voraus. Endlich erbrach er doch das Siegel und las die wenigen Zeilen:

„Ich bringe meinen Sohn auf einige Wochen oder Monate zu meinen alten Eltern, um durch neue Umgebungen ihm die Trennung zu erleichtern, die unabwendbar ist. Wann wir zurückkehren, ist noch ungewiß; keinesfalls, ehe ich die Nachricht erhalten habe, daß Sie das Schloß verlassen haben. Ich erwarte von Ihrer Ritterlichkeit, daß Sie diesen meinen Willen ehren und ihn nicht zu kreuzen suchen. Bleiben Sie hier bis zu Ihrer völligen Genesung, oder bis Sie eine Stelle gefunden, die Ihnen zusagt. Daß wir uns nicht wiedersehen dürfen, kann Ihnen nicht schmerzlicher sein als mir, die es Ihnen nie vergessen wird, welch ein Freund Sie meinem Sohn und mir gewesen sind. Aber das Schicksal ist stärker als unsere Wünsche. Leben Sie wohl! Helene."

* *
*

Georg blieb den ganzen Tag auf seinem Zimmer, mit Schreiben beschäftigt. Abends sandte er einen dicken Brief durch den Reitknecht nach der nächsten Post. Der Brief war nach Wien adressirt an die Gräfin.

Dann machte er einen Gang durch den Park und das Dorf, grüßte die Leute freundlich und unterhielt sich mit ihnen gegen seine Gewohnheit. Wenn man

ihm von der Abreise der Gräfin sprach, lächelte er und äußerte: sie werde hoffentlich nicht allzu lange ausbleiben. Dann saß er bis tief in die Nacht hinein in dem verödeten Speisesaal und las während des Essens in einem kleinen Exemplar von Daumer's Hafis, das er in der Bibliothek der Gräfin gefunden hatte. Darauf hörte man ihn noch stundenlang am Flügel phantasiren.

So trieb er es auch den folgenden Tag und die nächsten, bis er sich überzeugen mußte, daß sein Brief ohne Antwort blieb. Das schien ihn betroffen zu machen; er fragte jeden Tag mehrmals, ob Nichts aus Wien für ihn gekommen sei. Bald aber gewann er wieder seine zuversichtliche Haltung, und der Arzt fand sein Befinden vortrefflich.

Aber ein Brief aus seiner Heimath trübte plötzlich die heitere Stimmung, in der er die Einsamkeit ertragen hatte. Seine Mutter schrieb ihm, daß die Gräfin ihr ein großes Geschenk gemacht, eine Summe, die sie zur Ausstattung ihrer Töchter verwenden sollte; zugleich habe sie ihr mitgetheilt, daß ihr Georg zu ihrem großen Bedauern ihr Haus verlassen habe, da der Arzt erklärt, die Luft der ungarischen Tiefebene wirke auf seine Nerven im höchsten Maße zerrüttend und auflösend.

Nach Empfang dieses Briefes bemerkten die Leute im Schloß eine tiefe Niedergeschlagenheit an dem einsamen Jüngling, die auf einmal einer hastigen Ge-

schäftigkeit wich. In weniger als einer Stunde hatte er seine Bücher und Musikalien eingepackt und nahm dann, während der Wagen angespannt wurde, der ihn nach der nächsten Eisenbahnstation bringen sollte, einen raschen Abschied von der Dienerschaft, die er weit über sein Vermögen und seine Stellung im Hause beschenkte. Darauf verschwand er aus ihren Augen, und es fiel der Frau des Haushofmeisters auf, daß er nicht einmal einen Gruß für die Gräfin und ihren Sohn zurückließ, auf deren Wiederkehr man doch, nach früheren Erfahrungen über den Zustand des jungen Grafen, bald genug rechnen konnte.

Hierin aber hatten sich Alle getäuscht. Die Gräfin schrieb an den Arzt, es gehe ihrem Sohn über Erwarten gut, und sie würden bis in den Winter hinein auf einer Besitzung der Großeltern in Steiermark zubringen. Sie erkundigte sich beiläufig nach dem Befinden des Candidaten und seinen Plänen für die Zukunft. Als sie die Nachricht erhalten, er habe das Schloß verlassen, erwähnte sie seiner nicht mehr.

Sommer und Herbst waren vergangen, ein strenger Winter früh hereingebrochen, die Wälder und Ebenen um das Schloß herum lagen tief verschneit, und die Kälte war so groß, daß sich die Wölfe, die in dieser Gegend sonst nur seltene Gäste sind, aus den Gebirgen rudelweise in die Nähe der Dörfer wagten und durch Treibjagden der Gutsherren in großem Stil zurückgewiesen werden mußten. Da kam an einem

Novembertage die Botschaft an den Haushofmeister, Alles zum Empfange der Herrschaften in Bereitschaft zu setzen, da am folgenden Nachmittage die Gräfin mit ihrem Sohne zurückkehren würde.

Ein geschlossener Schlittenwagen sollte sie von der nächsten Station abholen, ein anderer ihr Gepäck nachführen.

Es war erst zwischen fünf und sechs, aber schon völlige Nacht, als die Reisenden von dem Haushofmeister zu Pferde escortirt, im Schlosse wieder anlangten. Der junge Graf schien in den wenigen Monaten um Jahre gealtert; sein Blick war starrer geworden, seine Haltung gebückt, als suche er beständig Etwas am Boden. Auch seine Mutter, obwohl ihre Wangen durch die Schneeluft jugendlich angehaucht und ihr Gang rasch und sicher war wie je, betrat die alten Räume nicht mit so heiterem Blick, wie sonst nach einer längeren Entfernung. Sobald sie den Sohn, der eine leichte Erkältung von der Reise mitgebracht hatte, in seinem Zimmer wohl versorgt wußte, schloß sie sich in ihrem Boudoir ein, noch ehe Boriska die Koffer ausgepackt und die Garderobe ihrer Herrin geordnet hatte.

Langsam, die Arme über der Brust gekreuzt, ging die hohe Frau wohl eine Stunde lang auf und ab, wie sie zu thun pflegte, wenn ihr irgend Etwas zu schaffen machte, über das sie nicht gleich Herr wurde. Die Erinnerungen, die ihr an der Schwelle ihres

Hauses aufgelauert hatten, bestürmten sie mit einer Gewalt, vor der sie selbst erschrak. Gerade darum hätte sie sich geschämt, wenn sie ihnen Macht über ihre stolze Seele eingeräumt hätte. In diesem Hause sollte und wollte sie allein die Herrin sein, kein Lebendiger, kein Spuk neben ihr.

Es gelang ihr auch endlich; ihr Blut floß ruhiger, ihre Brust athmete leichter. Sie schürte die Flammen im Kamin und sah sich dabei im Spiegel. Die Röthe war von ihrem Gesicht verschwunden, sie kam sich plötzlich zur Matrone gealtert vor. Gottlob! sagte sie vor sich hin. Dann fing sie an, ihre kleinen Reise-Chatoullen auszupacken, eine bunte Unordnung über Tisch und Sessel zu streuen. Sie bemerkte, daß neben dem kleinen silberbeschlagenen Revolver, den die Mutter in Wien ihr zum Schutze gegen die Wölfe aufgedrungen hatte — ganz Wien sprach von der Unsicherheit der ungarischen Pußten — der Geigenkasten ihres Sohnes lag. Sie wollte eben ihrem Kammermädchen klingeln, um das Instrument, von dem der Kranke sich nie trennte, ihm hinüberzuschicken, als es an der Thür ihres Zimmers klopfte. In der Meinung, der Haushofmeister melde sich, schloß sie ruhig auf und öffnete selbst die Thür.

Eine Gestalt im Mantel, dicht beschneit, stand vor der Schwelle. Im nächsten Augenblicke war die feuchte Hülle gefallen und, der sie trug, hastig eingetreten.

Georg! Barmherziger Gott! — rief die Gräfin, unwillkürlich zurückfahrend.

Er stand ihr mit seiner stillen, sicheren Haltung gegenüber, ungefähr wie an dem ersten Tage, da er das Haus betreten hatte; seine Züge waren so bleich wie damals von der langen Wanderung, seine Augen eben so ruhig auf sie gerichtet, nur von einem leichten Freudenschimmer verklärt.

Ich bin es, sagte er. Ich komme vielleicht ungelegen, du bist erst seit einer Stunde wieder zurück, aber bedenke, wie lange ich gewartet habe; — zuletzt, wenn man Monate überstanden hat, kann man es nicht minutenlang mehr aushalten.

Sie blieb sprachlos. Mit einem einzigen Blick hatte sie den Zustand seines Gemüthes und ihre Lage erkannt. Ein tödtliches Entsetzen lähmte all ihre Lebensgeister.

Wie geht es Stephan? fragte er nach einer Weile. Mich verlangt so sehr, ihn wiederzusehen — ich hoffe doch, es ist nichts von Bedeutung — die Leute unten sagten, er huste ein wenig — eine kleine Erkältung — der Winter ist auch so unerhört rauh —

Georg, unterbrach sie ihn jetzt, und ihre Stimme klang fremd und fast drohend, Sie sind wieder in dieses Haus gekommen — haben Sie vergessen, was Sie mir schuldig sind, oder vielmehr — bei Ihrer Mannesehre der Ehre einer Frau schuldig gewesen wären?

Mannesehre? wiederholte er mechanisch. Verzeih, wenn ich nicht gleich fasse, was du meinst. Ich will erst einen Augenblick mich setzen. Ich bin die drei Stunden von T— bis hierher durch den unwegsamen Schnee gewatet, es hat mich angegriffen, aber ich mußte — ich wäre vergangen, dich so nah zu wissen und dich nicht zu sehen. — Seltsam! du bist viel, viel schöner, als ich dich mir vorstellen konnte all diese Monate —

Er sank auf den Divan und strich sich das nasse Haar von der Stirn. Dabei lächelte er in seligem Selbstvergessen.

Sie betrachtete ihn mit einem Ausdrucke des tiefsten Mitleidens. Keine Spur von zärtlicher Neigung mischte sich darein.

Unglücklicher! sagte sie dumpf. Sie sind in der That geworden, was ich längst gefürchtet hatte: ein Wahnsinniger, den man bewachen und keine Stunde sich selbst überlassen sollte. Wie? Sie rennen zu Fuß und unbewaffnet, wie ich sehe, drei Stunden weit durch das verschneite Land trotz aller reißenden Thiere, die es unsicher machen, und brechen hier in meinen Hausfrieden ein, ohne nur zu ahnen, was Sie damit thun? Haben Sie vergessen, was ich Ihnen geschrieben habe?

Habe ich dir nicht darauf geantwortet, Helene? Ich weiß, daß der Brief angekommen ist. Warum hast du nichts darauf erwiedert?

Weil ich wußte, daß es umsonst wäre, daß Sie sich in Ihren tollen Einbildungen nicht würden irre machen lassen durch die besten Gründe, daß nur die Zeit Ihr eigensinniges Gefühl, Ihre überspannten Hoffnungen bändigen kann, weil Sie durch jedes Wort, auch das entschiedenste, zu neuen Antworten gereizt worden wären, und ich keinen Briefwechsel mit Ihnen führen wollte und durfte. Sie hören doch, was ich sage? Antworten Sie!

Er nickte vor sich hin.

Die Zeit! sagte er mit einem wehmüthigen Lächeln. Was vermag die Zeit über ein ewiges Gefühl? Aber warum ereifern wir uns? Du bist wieder da, und nun ist Alles gut.

Sie war auf einen Stuhl neben dem Kamin gesunken; er sah nur ihr Profil, wie es sich von dem Flammenhintergrunde abhob. Wenn sie gesehen hätte, mit wie verklärter Miene er den lang entbehrten Anblick wieder in sich sog, vielleicht hätte ihr altes Gefühl für ihn sich wieder geregt. So aber empfand sie nur, wie wehrlos sie dem stillen, unscheinbaren Menschen gegenüber war, und all ihr Stolz empörte sich dagegen, sich seiner Uebermacht zu ergeben.

Sie stand plötzlich auf und trat an das Tischchen, das vor dem Sopha stand.

Das muß ein Ende nehmen, sagte sie heftig. Ich verlange eine unumwundene Erklärung von Ihnen, weßhalb Sie in dieses Haus zurückgekehrt sind,

nachdem ich Ihnen unzweideutig mitgetheilt hatte, daß wir uns nicht wiedersehen dürften. Trotzdem überfallen Sie eine alleinstehende Frau, die sich auf Ihre Ritterlichkeit verließ, in der ersten Stunde der Heimkehr, ohne sich angemeldet, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben. Was suchen Sie hier? Was ist Ihre Absicht? Was wollen Sie von mir — erpressen durch Ihr sehr unwillkommenes Erscheinen?

Ihre Stimme zitterte, ihr großes, dunkelblaues Auge war fest auf den Jüngling gerichtet, der ruhig vor sich hinblickte und mit dem Griff des Geigenkastens spielte.

Weßhalb ich hier bin? sagte er, als habe er von all ihren kränkenden Worten nichts gehört. Nun, das ist doch klar. Ich habe die Zeit der Trennung schlecht genug überstanden und gefühlt, daß ich zu Grunde gehen würde, wenn ich nicht wieder zu dir käme. O wenn du wüßtest, wie kümmerlich ich meine Tage hingebracht habe — und gar die Nächte! Keine Arbeit, keine Zerstreuung, kein rechter Schlaf — ein jammerwürdiger Zustand! Du hast dir das nicht so vorgestellt — lieber Himmel, ich selbst ahnte ja nicht, daß es so etwas gebe, einen Zustand beständiger Geistesabwesenheit, wo man für Nichts lebt und da ist, als für einen einzigen Wunsch, ein einziges brennendes Gefühl von Durst wie in einer Wüste. Ich kann es dir nicht schildern, aber gewiß, wenn du eine Ahnung davon hättest, würdest du mir nicht zumuthen,

so etwas wie ein gegebenes Versprechen — und ich versprach es nicht einmal — sollte mich abhalten, dich wieder aufzusuchen. Da bin ich nun; du siehst jetzt, was du aus mir gemacht hast. Nun mußt du mich schon hier dulden, oder du wärst die Herzloseste der Frauen. Und ich weiß doch, daß du ein Herz hast — und welch ein Herz!

Muß ich? — Und als was müßte ich Sie hier dulden? Und wie lange? Kommen Sie zu sich, Georg; Sie sind krank, gemüthskrank; lassen Sie mich versuchen, ob ich Sie heilen kann; — ich habe mir freilich vorzuwerfen, daß ich mich schon einmal in dem Heilmittel vergriffen und das Uebel ärger gemacht habe. Gott ist mein Zeuge, wie schwer ich dafür gebüßt habe. Sie aber sollten diese unselige Schwäche nicht gegen mich anführen, nicht dazu mißbrauchen, sich selbst retten zu wollen, um den Preis meines eigenen Lebens! Denn wir können nicht zusammen leben, Georg; es ist unmöglich! Ein Kind sähe das ein, ja Sie selbst, der Sie leider ein Kind von einem Träumer und Idealisten sind, Sie selbst müßten es einsehen, wenn Sie nur nicht vom selbstsüchtigen Wahnwitz, vom Egoismus der Leidenschaft verblendet wären. Als was sollte ich Sie hier dulden? Als den Hofmeister meines Sohnes, wie Sie in dieses Haus kamen? Ja wenn Sie vergessen könnten — und ich selbst! Oder soll ich Sie zu meinem Gatten machen? Sie, einen jungen Mann, der nur um wenige Jahre älter ist,

als mein Sohn, der in wenigen Jahren, wenn mein Haar ergraut ist, erst zum vollen Gefühl seiner Männlichkeit heranreifen wird, — einen fremden, deutschen, namenlosen Menschen, der als Herr dieses Hauses einen unauslöschlichen Makel der Lächerlichkeit — ja wohl, das Wort muß gesagt werden! — den Spott und Hohn all meiner Nachbarn auf mich lenken würde? Ich wüßte nicht, wohin es mit der Klarheit meines Denkens und Wollens kommen müßte, bis ich Herrn Georg Linder meine Hand reichen sollte, nachdem ich die Werbung der edelsten Männer meines Standes und Landes abgewiesen. Leuchtet Ihnen das so gar nicht ein? Muß man wirklich die Herzloseste der Frauen sein, um das weise, nothwendig und recht zu finden?

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sie las auf seinem Gesicht, daß er noch verblendet genug war, dies Alles gar nicht unwiderleglich zu finden. Aber er dachte auch nicht daran, mit ihr zu streiten. Sie hätte ihm noch härtere Dinge sagen können; zunächst war er viel zu dankbar für die Wohlthat ihrer Nähe, für die schmerzlich ersehnte Wonne, ihre Stimme wieder zu hören, als daß er ihr etwas hätte übelnehmen können.

Es bleibt noch Eins, fuhr sie mit leiserer Stimme fort, noch Eins, was so unmöglich ist, wie alles Andere. Oder würde Ihr Stolz sich nicht so sehr wie der meinige dagegen empören, daß ich Sie hier die

Rolle eines heimlichen Liebhabers spielen ließe, über den erst das Gesinde im Schloß, dann die Leute im Dorf, endlich die Nachbarn und zuletzt die ganze Wiener Gesellschaft ihre Glossen machte? Vielleicht — denn ein Schwärmer, wie Sie, ist unberechenbar — vielleicht würden Sie das Unwürdige eines solchen Verhältnisses nicht empfinden, weder vor der Welt erröthen, noch vor dem Sohne der Frau, die Sie so schwer compromittirten. Und ich selbst — ich war nie in einer solchen Lage; ich will mich nicht für besser oder auch nur klüger ausgeben, als manche meiner guten Bekanntinnen, die sich über alles Gerede hinweggesetzt und einzig ihren Vergnügungen nachgelebt haben. Aber das eben ist es: den Kopf muß man erst verlieren, ehe man so etwas thut; und der meinige sitzt mir noch aufrecht auf den Schultern. Eine tolle Leidenschaft, wie die, von der Sie besessen sind, könnte mich zu einer so thörichten Schwäche fortreißen, mich blind machen für alle Folgen. Nun aber steht es anders mit mir. Ich — sie stockte einen Augenblick — ihre Hand spielte mit dem kleinen Revolver, als wäre sie sich bewußt, daß sie einen tödtlichen Gedanken laut werden lassen wollte, — dann legte sie die Waffe wieder hin.

Lieber Freund, sagte sie zögernd, es giebt einen frommen Betrug. Ich aber — wenn ich Sie jetzt täuschen wollte — ich würde eine Sünde an Ihnen begehen. Ich — liebe Sie nicht — ich habe Sie

nie geliebt — ich würde gegen mein eigenes Herz handeln, wenn ich Ihrer unseligen Neigung nur das geringste Zugeständniß machte.

Diese Worte schienen nicht entfernt den Eindruck auf ihn zu machen, den die Sprecherin beabsichtigte. Er schüttelte mit einem wehmüthigen Lächeln den Kopf.

Wenn du auch mich nicht täuschen willst, sagte er sanft, so täuschest du dich selbst. Mein Gott, wie wäre es denn möglich? Ueberlege doch nur! Ich bin weder schön, noch vornehm, noch besonders liebenswürdig. Wenn es nicht jenes wunderliche Wesen, jene unverantwortliche Macht, die Herrscherin über Götter und Menschen wäre, die wir Liebe nennen, — was denn hätte uns zusammengefügt? Es mag wahr sein, du liebst mich nicht in diesem Augenblick; mit deiner klaren, klugen Art, das Leben zu ordnen, hast du dir eine Zukunft ohne mich zurechtgelegt. Nun trete ich dir unerwartet in den Weg und mache einen Strich durch deine Rechnung. Das ist dir natürlich unbequem, und nun willst du dir selber einreden, weil du mich jetzt vielleicht sogar hassest, du hättest mich nie geliebt, du würdest es auch nie wieder können. O meine Geliebte, das ist ja Thorheit und Wahnwitz, nicht aber was mich zu dir zurückgetrieben hat. Was hat man denn vom Leben, als allein die Liebe? Jetzt erst, seit ich sie kenne, ist mir's klar geworden, warum ich ein so trübsinniger Knabe war, ein so lebensmüder Student. Es ist Alles schal und abgeschmackt, in das

die Liebe nicht einen Tropfen von ihrem himmlischen Tranke mischt; das hab' ich gefühlt, seit ich von dir ferne war, und wie fühl' ich's nun erst in deinem Anblick! — und wie umsonst ist es, daß du dir Mühe giebst, es dir selber zu verleugnen! In jener Nacht sprachst du anders, damals sprachst du die Wahrheit — nicht eins von all deinen Worten habe ich vergessen. Soll ich sie dir alle wiedersagen?

Ein heftiger Kampf hatte sich während dieser Worte auf dem Gesicht der Frau wiedergespiegelt. Ein letzter Schmerz zuckte über ihren blassen Mund. Jetzt wurden die Züge still und starr.

Ich habe dich dennoch getäuscht, wiederholte sie tonlos; dich und mich getäuscht. Ich habe dich nie geliebt. Was ich dir gab, gab dir das Mitleiden; ich hoffte dich von deinem überspannten Wahn zu heilen, dir zu zeigen, daß der Besitz einer Frau nicht all dieser kranken Sehnsucht werth sei. — Ich selbst — ich hatte keine Ursache, überschwänglich von der Liebe zu denken. Auch jetzt — fügte sie mit unsicherer Stimme hinzu — auch jetzt bin ich von diesem Wahne frei, der soviel Thorheit und Unglück stiftet. Kommen Sie zu sich selbst, Georg! Denken Sie von mir, was Sie wollen, bedauern, verklagen, verachten Sie mich um eines gutherzigen Einfalls willen, den ich nie bereut hätte, wenn Sie kein weichmüthiger Schwärmer wären. Aber rotten Sie den Aberglauben aus Ihrem Herzen aus, als ob ich das, was Sie Liebe nennen,

für Sie fühlte, jemals für Sie gefühlt hätte. Was starren Sie mich so an, als verständen Sie mich nicht? Es ist kläglich genug von Ihnen, daß Sie mich gezwungen haben, so deutlich zu sein, Worte zu sprechen, die eine Frau, und wäre sie von allen sentimentalen Vorurtheilen noch so weit entfernt, dennoch schwer über ihre Lippen bringt. Und nun gehen Sie, und klagen Sie sich selbst an, daß wir so von einander scheiden.

Ihre Stimme zitterte, sie wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen getreten waren. Als sie sich ein wenig gefaßt hatte und wieder nach ihm umblickte, erschrak sie tödtlich.

Er stand ihr gegenüber an dem Tischchen, sein Gesicht war verzerrt, wie wenn ihn plötzlich ein Schlag getroffen hätte, seine linke Hand zupfte krampfhaft an dem seidenen Kissen des Sophas, die rechte tastete an dem Griff des Revolvers herum, er setzte mehrmals zum Sprechen an, aber nur ein keuchender Ton kam aus seiner Brust.

Um Gotteswillen, was ist Ihnen? rief die Gräfin. Besinnen Sie sich doch, daß Sie einer Frau gegenüberstehen, die, was Sie auch von ihr denken mögen, es nicht um Sie verdient hat, in ihrem eigenen Hause mit Drohungen und Nachstellungen von Ihnen überfallen zu werden. Bei Allem, was Ihnen heilig ist — beruhigen Sie sich! Warten Sie, ich will Ihnen Wein kommen lassen — Sie sind von der Wanderung erschöpft — Ihre Nerven —

Sie that einen Schritt nach der Seite, wo der Glockenzug hing. Mit einem Sprunge war er ihr zuvorgekommen, seine Hand faßte heftig ihren ausgestreckten Arm.

Bleiben Sie! rief er mit erstickter Stimme. Ich — ich brauche Nichts — Nichts als Wahrheit! Es giebt nur Eine Wahrheit — entweder damals oder heut haben Sie mich aufs Unerhörteste belogen. Wissen Sie, was Sie damit gethan? Wissen Sie, was es heißt, einem arglosen Menschen auf ewig das Vertrauen auf die Stimme der Natur, auf den Instinct seines Herzens aus der Brust stehlen? Wissen Sie, daß Sie diesem Menschen damit die Sonne am Himmel auslöschen, daß er in ekelhaftem Zwielicht, sich selbst zum Abscheu, wie ein armes Thier im Staube hinkriechen muß? Lüge wäre es gewesen, was Sie damals mir zu eigen gab? Eine elende Komödie des Mitleids, ein Versuch, mich von einem Vorurtheil zu heilen, das mich selig machte? Aber was bleibt denn, wenn das in den Staub getreten wird? was ist denn einer Sehnsucht werth, wenn das gemeiner Betrug und Spiegelfechterei der Hölle war? So wäre es ja besser, ich machte mit dieser kleinen Maschine — er hob den Revolver in die Höhe — dem ganzen Possenspiel auf einmal ein Ende, als daß ich das Leben weitertrüge, mir und dir verachtungswerth, ein erbärmlicher Spuk am hellen Tage, dem Nichts mehr wahr, Nichts heilig, Nichts der Liebe und Hoffnung werth

schiene. Meinen Sie nicht auch, daß ich so billiger wegkäme aus diesem Spiel, wo ich Alles verloren habe und die Ehre dazu — und den Respect vor mir selbst — und das bischen Gehirn, das andere Bankerotteurs wieder herausreißen kann?

Sie machte ihren Arm mit einer heftigen Geberde von ihm los. Sie rasen! sagte sie. Nur zu! Ich habe es allerdings um Sie verdient. Sie verscherzen den letzten Rest von Theilnahme, den ich noch für Sie fühlte. Verlassen Sie jetzt augenblicklich dieses Haus, hören Sie wohl? Und um jeden Gedanken an eine Wiederholung solcher Scenen abzuschneiden, er-erfahren Sie: ich habe mich mit dem Grafen Alexander verlobt. In drei Wochen wird die Hochzeit stattfinden. Ich merke, daß eine einsame Frau eines stärkeren Schutzes bedarf, als sie an ihrer Schwäche und Wehrlosigkeit zu haben glaubte. — Georg! — Allbarmherziger Gott — — — Georg! — —

In diesem Augenblicke hörte Boriska, die auf dem Gange draußen herangeschlichen war, weil ihr die Unterredung zu lange dauerte, zwei Schüsse fallen, dicht hinter einander. Mit einem Schrei riß sie die Thür auf und stürzte, vom Schrecken überwältigt, über die Schwelle. Sie sah ihre Herrin blutend auf dem Teppich liegen, den Jüngling aufrecht ihr gegenüber, — die Waffe war seinen Händen entglitten, von seiner Schläfe, welche die zweite Kugel nur gestreift, floß Blut herab, sein Gesicht war leichenfahl.

Im Nu war das treue Mädchen zu der Gräfin hingestürzt und versuchte, laut um Hülfe schreiend, die Ohnmächtige aufzuheben. Georg sah ihren Bemühungen zu, ohne sich zu rühren. Als es endlich gelang, als die tödtlich Getroffene, an das Knie der Dienerin gelehnt, sich halb vom Boden aufgerichtet hatte und die Augen wieder aufschlug, fiel ihr erster Blick auf den Unglücklichen ihr gegenüber.

Sie sind — ein Thor! hauchte sie mühsam. Was haben Sie nun da gemacht? Haben Sie denn im Ernst glauben können, dieser Graf Sandor — laß mich nur liegen, Boriska, ich — ich fühle gar keinen Schmerz — der Herr Candidat, — sieh nur, wie er blutet — ich habe mit dem Revolver gespielt, da ist das dumme Ding — Aber gehen Sie, gehen Sie, Georg, lassen Sie sich verbinden! — ich — um mich haben Sie keine Sorge, mir ist sehr wohl — und geben Sie mir noch eine Hand — so, nicht böse sein, lieber Freund, nicht wahr? Es ist ja kein Wort wahr von Allem, was ich Ihnen vorhin gesagt habe — eine einfältige Nothlüge — und Sie wunderlicher Mensch, haben Sie denn nicht gemerkt, — gehen Sie, gehen Sie — ich bitte es Ihnen tausendmal ab — ich — habe Sie nur allzu sehr geliebt — aber nun ist es nicht mehr zu ändern — Boriska — ein Glas Wasser — mein Sohn —!

Sie schloß die Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Heilige Mutter Gottes, sie stirbt!

Hülfe! zu Hülfe! schrie das Mädchen in heller Verzweiflung.

Die stolze, herrliche Gestalt glitt ihr aus den Armen auf den Teppich. Eben jetzt aber stürmte der Haushofmeister mit dem übrigen Gesinde herein, durch die Schüsse und das Geschrei der Dienerin alarmirt. Hinter ihnen wankte der junge Graf in seinen Nachtkleidern. Als er Georg der todten Mutter gegenüberstehen sah, immer noch wie ein steinernes Bild ohne jedes Zeichen des Lebens, stieß er einen Freudenruf aus und stürzte ihm an den Hals. Da erst kam der Unglückselige zur Besinnung! Er lös'te die Hände seines Zöglings von seinem Hals und führte ihn mit sanfter Gewalt, ohne ein Wort zu reden, hinaus. Dann schloß er sich mit ihm ein, und man sah die ganze Nacht das Licht in den Zimmern der beiden Jünglinge brennen.

Der Haushofmeister hatte sofort einen reitenden Boten in die Stadt geschickt, um das Ereigniß dem Gericht anzuzeigen. In der ersten Frühe kamen Gensdarmen, den muthmaßlichen Thäter zu verhaften. Er trat aus der Thür, die über Nacht von den Knechten des Schlosses bewacht worden war, und deutete ihnen mit einer Geberde an, daß sie keinen Lärm machen möchten, da der junge Graf schlummere. Dann folgte er ihnen in den Wagen, der ihn in das Gefängniß bringen sollte. Er sprach nicht eine Silbe mehr, weder unterwegs, noch vor Gericht. Am sechsten Tage nach

dem ersten Verhör fand man ihn entseelt in seinem Kerker. Er hatte die Speisen, die man ihm gebracht, beharrlich unberührt gelassen. Seine Züge waren ruhig und trugen keine Spur eines Seelenkampfs noch leiblicher Schmerzen.

Graf Stephan überlebte den Freund und die Mutter noch viele Jahre. Anfangs fragte er dann und wann nach Beiden. Dann erlosch der letzte Funken der Erinnerung, und nur das Geigenspiel, das dann und wann in dem öden Schlosse zu vernehmen war, klang wie eine Todtenklage um verlorenes Leben und verlorene Liebe.

Ein Märtyrer der Phantasie.

(1874.)

Die nachfolgenden Blätter wurden mir vor einiger Zeit von befreundeter Seite mitgetheilt, mit der Anfrage, ob ich nicht etwa Lust hätte, den darin enthaltenen „Stoff" in irgend einer Form zu gestalten und den merkwürdigen Fall, der jedenfalls dem Psychologen interessant sein müsse, zu einer Novelle zu verwerthen.

Das Manuscript hatte sich im Nachlaß eines längst verstorbenen Juristen vorgefunden, an welchen der Schreiber seine Bekenntnisse gerichtet hatte. Die Blätter waren vergilbt, die Tinte verblasst, die Handschrift hatte einen eigenthümlichen Zug von Weichheit und Flüchtigkeit, wobei doch ein kaufmännischer Ductus im Allgemeinen nicht zu verkennen war.

Unter allen Emolumenten und Accidentien, die mit dem Beruf des Novellisten verbunden sind, ist kaum eines erfreulicher, als daß ihn das Publikum mit der Zeit als eine Art Generalbeichtiger betrachten lernt, welchem wirkliche Erlebnisse anzuvertrauen wären, weil er sie besser als Andere zu würdigen, wohl aufzuheben und gelegentlich, da es hier oft gerade auf den Bruch

des Beichtsiegels abgesehen ist, in gereinigter, künstlerisch durchgebildeter Form auszuplaudern wisse.

Vielfach ist auch dem Schreiber dieser Zeilen ein so ehrenvolles Vertrauen bewiesen worden, und er ergreift gern diese Gelegenheit, den bekannten und unbekannten Mitarbeitern hiermit seinen aufrichtigen Dank abzustatten. Ist dies doch das Letzte, was den heutigen Erzähler an seine im Uebrigen so sehr verdunkelte Abstammung von den alten nationalen Epikern erinnert: wenn es dem Einzelnen heutzutage nicht mehr vergönnt ist, der Mund seines ganzen Volkes zu sein, mag er sich daran halten, daß er noch hie und da dazu berufen wird, die intimen Herzensangelegenheiten seiner Zeitgenossen zu belauschen und davon Rechenschaft zu geben.

In den meisten Fällen zwar sind solche Mittheilungen nicht viel Mehr, als „schätzbares Material." Umfangreiche Manuscripte, Briefe, Tagebücher u. dgl. enthalten oft nur vereinzelte Züge, die als specifisch werthvoll aus der Masse des Alltäglichen, nur für den Betreffenden oder davon Betroffenen selbst Bedeutsamen hervorleuchten. Diese bleiben in der Phantasie des Erzählers zurück, wie beim Goldwaschen die Körner des edlen Metalls, während die Masse leeren Flußsandes wieder fortgespült wird, und es geschieht oft erst nach langer Zeit, daß solche fragmentarischen Gewinnste wieder hervorgeholt, umgeschmolzen und in irgend ein größeres Gebilde verarbeitet werden. Der

ursprüngliche Fundort ist dann wohl gar vergessen, der freundliche Geber erkennt seine eigene Beisteuer kaum wieder, oder findet sich für sein Vertrauen schlecht belohnt, wenn etwa aus dem Seinigen unter den Händen des Empfängers das gerade Gegentheil geworden ist. Dies aber liegt zu tief im Gesetz alles organischen Stoffwechsels, der ja auch das Geistige beherrscht, begründet, als daß es einer besonderen Entschuldigung bedürfte.

Eine ganz eigene Bewandtniß hatte es mit den Briefblättern, die ich unter dem obigen Titel mitzutheilen mich entschlossen habe. Das seltsame Charakterbild, das sie entfalten, mußte auf den ersten Blick als ein höchst fruchtbares Motiv zu einem größeren modernen Lebensbilde erscheinen; dieser Märtyrer der Phantasie konnte den Mittelpunkt, den Helden und die Seele eines Romans bilden, in welchem, ähnlich wie in dem großen Welt- und Zeitgedicht des Cervantes, der ewige Gegensatz zwischen den nüchternen Forderungen der Wirklichkeit und den Bedürfnissen einer phantastischen Natur, hier nun im Lichte der heutigen Lebensweisheit und gesellschaftlichen Cultur zur Erscheinung gekommen wäre.

Die Aufgabe schien verlockend genug. Aber bei näherer Erwägung zeigte sich, daß eine solche Umbildung und Erweiterung nicht möglich gewesen wäre, ohne die Figur, wie sie in den Acten selbst sich darstellte, völlig aufzulösen und, der künstlerischen Structur

eines größeren Werkes zu Liebe, mit allerlei Elementen zu versetzen, die gerade den specifischen Gehalt dieses Falles von Grund aus verwandelt hätten. Dem Schreiber jener Bekenntnisse fehlte gerade das, was einen Don Quixote zu dem letzten großen epischen Helden stempelt: jene energische Lust, die ihm ungemäße Wirklichkeit nach seinen Idealen umzuschaffen. Auch Jener ging an seiner phantastischen Illusion zu Grunde, aber nach wundersamen Thaten und Abenteuern, die ihres Homers würdig waren, während ein bloß passiver Märtyrer schwerlich im Stande wäre, durch eine längere Reihe von Kapiteln hindurch das Interesse zu fesseln und das Peinliche seiner Lage durch ihre humoristisch-tragische Erhabenheit aufzuwiegen.

Hierzu kam noch, daß die Aufzeichnungen des unglücklichen Mannes auch durch ihre Form ein gewisses Interesse in Anspruch nehmen konnten. Der wunderliche Träumer, wenn er auch, wie er selbst am besten fühlte, zum Poeten nicht die volle Gesundheit der Einbildungskraft besaß, hatte doch so Manches nicht bloß mit sinnigen Augen betrachtet, sondern auch mit treffenden Zügen zu schildern vermocht, daß seine kurze Lebensgeschichte, so ungenügend sie zwischen Roman und psychologischem Vivisectionsbefund in der Mitte steht, gleichwohl etwas Besseres geworden ist, als ein Stück roher Stoff. Ich habe es daher nicht über mich gewinnen können, an der Form im Wesentlichen zu ändern, Kürzungen und kleine Redactionsstriche aus-

genommen, die aber das Charakteristische dieser Bekenntnisse nur um so deutlicher hervorzuheben sich bemühten. Im Uebrigen möge dies seltsame Vermächtniß wirken, wie es kann und mag, schwerlich wohl auf weitere Kreise in solchem Maße, wie auf den Herausgeber selbst, der ja in gewissem Sinne von Berufswegen eine Art Leidensgefährte dieses armen Sünders ist und bei manchen Stellen ein deutliches de te fabula narratur von seinem eigenen Gewissen sich hat zuraunen lassen.

„Sie haben mich zuerst unter vier Augen und dann auch in öffentlicher Sitzung des Schwurgerichts gefragt, verehrtester Herr Justizrath, ob ich keine mildernden Umstände für mich anzuführen wüßte. Es falle Ihnen schwer, — waren Sie so gütig zu bemerken — mein Verbrechen mit meinem bis dato unbescholtenen Lebenswandel zu reimen.

Ich habe darauf geschwiegen. Es war mir, ehrlich gesagt, ziemlich gleichgültig, was die Herren Richter für einen Spruch thun würden. Mein Leben ist nun einmal verpfuscht; ich habe mich aus den gebahnten Wegen, in denen die übrigen Menschen so friedlich und bequem hinschlendern, in allerlei Seitenpfade verloren, und es ist nun zu spät, noch einmal umzukehren und es mit dem hergebrachten schnurgeraden Wandel zu versuchen. Für eine abgesonderte Wohnung bin ich nun leider einmal qualificirt; ob im Zuchthause oder im Narrenhause, — was konnte mir groß daran liegen?

Aber wie ich nun freigesprochen war, hauptsächlich durch Ihre Bemühung, Herr Justizrath, ist es mir

aufs Herz gefallen, daß ich Ihre Güte und Menschenfreundlichkeit Ihnen schlecht gedankt hatte. In Ihren Augen als ein verstockter Sünder zu erscheinen, der für jeden vernünftigen und wohlmeinenden Zuspruch taub bleibt — nein, Herr Justizrath, das geht mir gegen den Mann. Auch haben Sie in Ihrer schönen Vertheidigungsrede auf eine mir unbegreifliche Weise die Hauptsache, um die sich's bei meinem Charakter handelt, so richtig errathen, daß ich mir mehr als einmal sagte: wenn du je einen Freund gehabt hättest, der dich dir selbst so klar gemacht hätte, es wäre vielleicht nicht so weit mit dir gekommen. In manchen Stücken haben Sie sich dann auch wieder geirrt, da Sie ja nicht alle Umstände wußten. Darum müssen Sie mir schon erlauben, daß ich die Auskunft, die ich Ihnen mündlich schuldig blieb, jetzt schwarz auf weiß nachhole. Sie wird ein bischen lang gerathen; aber dafür kann ich nicht; denn sie ist ziemlich so lang wie mein ganzes Leben, und ich habe das Schwabenalter schon eine Spanne weit hinter mir.

Oder glauben Sie nicht auch, Herr Justizrath, daß, wenn man von jedem Verbrecher die genaue Biographie wüßte, man nach mildernden Umständen nicht weiter zu fragen brauchte? Ich meine: eine ganz reguläre Lebensgeschichte, in der auch von Eltern und Großeltern so viel stünde, daß man wüßte, wie viel von der Erbsünde und welche Sorte derselben der betreffende Sprößling mit ins Blut bekommen, würde in den

meisten Fällen den Herrn Vertheidiger ganz überflüssig machen.

Bei mir, Herr Justizrath, kommt das ganze Uebel davon her, daß man mir gewisse angeerbte Triebe und Eigenschaften, die an sich gar nicht mit zur Erbsünde gerechnet werden können, in jungen Jahren mit Gewalt hat austreiben wollen. Da haben sie denn, wie's die Aerzte nennen, zurücktreten, ins Blut gehen und auf die edleren Theile schlagen müssen, und die Miserabilität, zu der es jetzt gekommen ist, — entschuldigen Sie, daß ich keinen härteren Ausdruck brauche; der Herr Staatsanwalt hat ja schon dafür gesorgt, — die ist nun das Ende vom Liede.

Nämlich, Herr Justizrath, ich selbst erkläre mir die Sache so; es ist möglich, daß ich eine zu nachsichtige Ansicht von meinem Verbrechen habe; aber dies ist wenigstens meine ehrliche Meinung. Und das wäre dann vielleicht ein mildernder Umstand mehr. Denn so erbärmlich mir im Allgemeinen zu Muthe ist: die rechte Zerknirschung von wegen des besonderen Peccatums will noch immer nicht kommen. Ich bin nun einmal an meinen verdrehten Charakter schon zu sehr gewöhnt.

Also zur Sache, Herr Justizrath, und was ich selbst nicht recht herausbringe, weil ich ein unbeholfener Schreiber und durch die letzten Tage noch etwas mehr als sonst confus gemacht bin, das werden Sie sich schon hinzudenken.

Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in F., meine Mutter die Tochter eines Malers, der unter seinen Bekannten — und es kannte ihn die ganze Stadt — sehr berühmt war. Damals, Herr Justizrath, war die Photographie noch nicht erfunden. Wer sich daher zu verewigen wünschte und ein bischen was daran wenden konnte, ging zu meinem Großvater und ließ sich malen. Ich habe noch viele von diesen Porträts gesehen. Sie sollen sprechend ähnlich gewesen sein. Aber da die Originale fast lauter nichtssagende Gesichter hatten, wurde dieser sichere und ehrenvolle Broderwerb dem Großvater auf die Länge langweilig, und er fing an eigene Compositionen zu verfassen, Erlkönige, Haymonskinder, blonde Ekberte — es war damals die romantische Zeit, — und das gefiel ihm je länger je mehr, seinen Mitbürgern aber nur sehr mäßig. Die Bilder wurden ihm nicht abgekauft, er gerieth darüber in schlechte Verhältnisse, war aber vergnügter als je, so daß Niemand seine mißlichen Umstände ahnte. Man glaubte, er habe sein Schäfchen im Trocknen und könne es nun mit ansehen.

So dachte auch mein biederer Vater, als er die einzige Tochter des Alten heirathete. Wie er hernach den Schaden entdeckte, machte er so ziemlich gute Miene zum bösen Spiel. Nur daß er einen recht nachdrücklichen und zähen Haß auf alle brodlosen Künste warf und, wie ich ihm heranwuchs, jeden jungen Schößling, der nach so einem unfruchtbaren Schlinggewächs aus-

sah, mit Stumpf und Stiel ausrottete. Nichts konnte ihn wüthender machen, als wenn ich ein Stück Kreide oder Bleistift verkritzelte. Er brachte es sogar dahin, daß ich von der Zeichenstunde in der Bürgerschule, die ich besuchte, dispensirt wurde, und was irgend von Geschichten- und Märchenbüchern ihm in den Wurf kam, flog ohne Gnade aus dem Fenster oder in den Ofen. Denn das Lesen der verdammten Dichterschnurren und Alfanzereien, behauptete er, habe dem Schwiegervater das Concept verrückt und ihn aus einem zünftigen Meister seines ehrlichen Gewerbes zu einem Hansnarren gemacht, der lauter Dinge sehe, die gar nicht vorhanden seien, und diesen seinen Fratzenspuk vernünftigen Leuten für baares Geld aufhängen wolle.

Dergleichen hörte ich ihn vielfach äußern, ohne es recht zu begreifen oder viel darüber nachzudenken. Mir selbst, obwohl ich die romantische Galerie des Großvaters mit Interesse zu studiren pflegte, wäre doch der Wunsch nie gekommen, dergleichen auch machen zu lernen, und daß ich nicht in die Zeichenstunde durfte, that mir durchaus nicht leid. Was ich an Bildern auf Leinwand oder Papier jemals gesehen, war nicht den hundertsten Theil so schön, wie die Bilder, die ich mir selber ausdachte, sobald ich mit mir allein war.

Denn aller Vorsicht zum Trotz, und obwohl gedruckte Fabeleien unerbittlich aus dem Hause verbannt

blieben, hatte ich mich von den frühesten Knabenjahren an mit buntem Märchenkram so vollgestopft, daß mir die Bücher nicht mehr viel zu sagen gehabt hätten. Meine alte Wärterin fing damit an; dann, da ich ihr entwachsen war, machte ich die Bekanntschaft eines curiosen Kauzes, eines Forstgehülfen, dem Niemand ansah, was für ein feiner und abenteuerlicher Geist hinter der struppigen Stirn rumorte. Ich will Sie nicht damit langweilen, verehrter Herr Justizrath, daß ich Ihnen diesen meinen Jugendgefährten zu schildern versuchte, oder Ihnen gar eine Liste machte von den zahllosen Sagen und Geschichten, mit denen er nur zu freigebig meine arme Seele speis'te. Genug, durch einen unglückseligen Zufall wurden die Erziehungskünste meines Vaters so vollständig hintergangen und vereitelt, daß sein einziger Sohn, aus dem er sich so recht einen aufgeweckten, weltläufigen, betriebsamen Geschäftsnachfolger zu ziehen hoffte, noch mit sechszehn Jahren, als er endlich in den väterlichen Laden eintrat, ein heilloser Hans der Träumer war.

Sehen Sie, es will mir so vorkommen, als ob es das Unglück meines Lebens gewesen wäre, daß ich nie gewußt habe, was Langeweile ist. Diese nämlich, wie ich sie von Andern habe schildern hören, muß etwas Aehnliches für den Geist sein, wie der Hunger für unsern leiblichen Theil. Wer seine gehörigen Portionen solider Arbeit zu sich nimmt, der muß, wenn die Ruhezeit verstrichen, neuen Appetit nach geistiger Nahrung

empfinden, gerade wie der Magen, sobald er verdaut hat, sich einer gewissen Leere bewußt wird, die man, so lange sie noch nicht wehe thut, Appetit nennt. So entsteht ein sehr zweckmäßiger und gesunder Wechsel von Bedürfniß und Befriedigung, und man kann sagen: wer nie rechten Hunger hat, der weiß auch nicht, was satt werden heißt; wer sich nie langweilt, der arbeitet auch nie. Daß aber auch die geistesstärksten Menschen, die sich eigentlich immer etwas denken könnten, um leere Stunden zu füllen, der Langenweile verfallen, erkläre ich mir so, daß sie meist zu verwöhnt, zu sehr Feinschmecker sind, um nicht lieber zu hungern, als mit schalen Bissen vorlieb zu nehmen, wie man sie in abgeschmackter Gesellschaft zu genießen kriegt.

Aber dies nur beiläufig, und nur um zu sagen: ich habe nie erfahren, was geistiger Hunger ist, weil ich beständig meinen Appetit mit kleiner Naschwaare gestillt habe. Den besten Magen muß es verderben, wenn man ihm immer Zuckerwerk zu verarbeiten giebt. Und so geschah es mir. Wo ich ging und stand, naschte ich allerlei Phantastereien, statt mich zu festgesetzten Stunden redlich zu nähren und dazwischen lieber einmal mich nach Herzenslust zu langweilen.

Mein eigentliches Tagewerk war freilich so strohern und bot den Geist so wenig Nahrung, daß ich vor mir selbst und auch wohl vor Ihnen, Herr Justizrath, eine Entschuldigung habe, wenn ich es mir mit meiner heimlichen Näscherei versüßte. Hinterm Ladentisch stehen,

Kunden ein paar Ellen Leinwand abschneiden, ein Stückchen Seife einwickeln, ein Zahnbürstchen anpreisen und über all diese wichtigen Ereignisse Buch führen — Sie können mir's nicht verdenken, daß ich diese Wirklichkeiten über die Achsel ansah und daneben die Welt meiner Träume als die bessere Welt beharrlich in meinem Kopfe ausbaute und mit den schönsten Figuren bevölkerte.

Ich hatte es in der Kunst, mich an Hirngespinnsten zu ergötzen, mit der Zeit so unglaublich weit gebracht, daß ich mich jetzt selbst verwundere, wenn ich an diese Märchen hinter dem Ladentisch zurückdenke. Natürlich spielte immer eine schöne Frau, eine Prinzessin oder zum mindesten Gräfin, die Hauptrolle darin (von Feen und Nixen, Melusinen und sonstigen schönen Unmenschen war ich zurückgekommen, seit ich mir einen Schnurrbart stehen ließ). Diese heimliche Gönnerin, die nur mir sichtbar war, besuchte mich stundenlang, während ich scheinbar meine Geschäfte besorgte, und machte, daß mir die angenehmsten Blicke der einkaufenden Honoratiorentöchter, die niedlichsten Stumpfnäschen und rothen Mäulchen sehr ordinär vorkamen. Auch die Unterhaltungen mit den leibhaftigen Be- und Versucherinnen behandelte ich kühl und obenhin. Was mir die schöne Geheimnißvolle zu sagen hatte, war bei Weitem geistreicher, und ich selbst hatte immer die sublimsten Redensarten in Bereitschaft, die ich mich aber wohl hütete an meine Kundinnen zu verschwenden.

Daher kam es, daß ich in der Stadt nicht eben für den Gescheidtesten galt, woraus ich mir blutwenig machte. Ich entzog mich auch so viel ich nur konnte allen realen Lustbarkeiten, Singe-, Lese- und Tanzkränzchen, und war nicht froher, als wenn ich in Feierstunden durch das benachbarte Wäldchen schlendern konnte, wo ich stundenlang die romantischsten Abenteuer erlebte. Manchmal habe ich da auch mit einem Buch ganze halbe Sonntage verträumt, das heißt, ich las nur ein paar Seiten und spann mir dann die Geschichte mehr nach meinem Gusto weiter aus, wobei mir die malerische Kraft meiner Einbildung sehr zu Hülfe kam. Denn sofort sah ich Alles in stattlichen und ganz genauen Gestalten um mich und neben mir, und zwar ohne sonderliche eigene Bemühung, förmlich wie ich's von Visionären habe erzählen hören.

Wenn ich nur etwas mehr Bildung gehabt hätte und dies innerliche Dichten und Trachten mir nicht als eine strafbare Versündigung an meinen Pflichten und Lebenszwecken vorgestellt worden wäre: vielleicht hätte ich so was wie einen Poeten abgegeben und mit der Zeit gelernt, aus der Noth, die meine arme Seele durch dies Ueberwuchern der Phantasie erlitt, eine Tugend zu machen. Ich stelle mir vor, daß die großen Dichter auch so etwas Aehnliches erleben; ihre Träumereien drängen sich ihnen auch so im Wachen auf; aber sie lassen sich dies spukhafte Gesindel nicht über den Kopf wachsen, sondern greifen aus der Menge

von Gestalten ein paar heraus, die ihnen am lebendigsten vorkommen, und die bannen sie dann aufs Papier, und die übrigen bleiben draußen. Das giebt dann auch wieder eine ganz gesunde Beschäftigung, da sich der Verstand einmischen muß und es einer gewiß nicht leichten Arbeit bedarf, bis so ein Phantasiegebilde auch nüchternen Menschenkindern greifbar und entweder rührend oder belustigend erscheint.

Ich kam selbst auf den Gedanken, meine Geister auf diese Art zu beschwören. Aber Sie wissen, Herr Justizrath: dazu muß man das Wort wissen, und das hatte ich eben nicht gelernt. Meine Schreibeversuche auf der Schule waren nicht sehr weit gediehen; in der Kladde und dem Cassabuch meines Vaters war auch nicht viel guter Stil zu lernen. Wenn ich daher anfing, so etwas wie eine romantische Geschichte zu schreiben, gerieth ich bald ins Stocken; die Feder hinkte kläglich meinen Erfindungen nach, und ich fand das ganze Geschäft so beschwerlich, daß ich es ruhig wieder aufsteckte und mich damit begnügte, auf freie Faust wie bisher fortzuphantasiren.

Sie werden sich vielleicht wundern, daß mir dies kindische Thun, als welches es Ihnen erscheinen wird, nicht endlich doch entleidete, daß ich immer neuen Stoff fand für meine einsamen Gesellschaftsspiele. Aber es fehlte nicht an neuen Anregungen. Ich wurde vielfach in Geschäften auf Reisen geschickt, und Nichts hilft so sehr der Einbildungskraft auf, als fremde

Räume und neue Gesichter. Kam ich in einen Gasthof, so war ich wie in einem Märchenschloß, wo mich aus allen Winkeln seltsame Figuren ansahen. Mit meinen Collegen, denen ich natürlich überall begegnete, und die mich für verrückt hielten, weil ich weder bei der Flasche noch bei Frauenzimmern es ihnen gleichthat, gab ich mich so wenig als möglich ab, ließ mir des Abends mein Fläschchen Wein früh auf mein Zimmer bringen und ergötzte mich daran, durch die Thür alle die Gestalten hereinkommen zu lassen, die jemals hier übernachtet hatten. Ich erlebte da die verschollensten Heimlichkeiten, die lieblichsten und abenteuerlichsten Komödien und ging endlich so aufgeregt zu Bette, als ob ich aus dem Theater gekommen wäre. Desgleichen besuchte ich die Kirchen und Rathhäuser, und wo etwa noch Festungswälle, Thürmchen und Mauerpförtchen bestanden, konnte ich stundenlang dazwischen herumspuken und meine Phantasie auf die Weide schicken.

Schöne Weiber und Jungfrauen hatten natürlich bei alle dem mitzusprechen. So zum Beispiel war es ein fast regelmäßiger Kunstgriff, daß ich mir, sobald ich in ein neues Zimmer kam, vorstellte, wie wohl die allerschönste Frau ausgesehen haben mochte, die jemals in diesen vier Wänden herumgewandelt, auf diesem Sopha gesessen, in jenem Bette geschlafen haben mochte. Ich war durch lange Uebung ein solcher Tausendkünstler geworden, daß richtig immer eine Andere sich mir vorstellte, ganz pünktlich und unfehlbar, melancholische

Brünetten mit stolzen Gliedern und in schönen Atlasgewändern, frohäugige Blondinen, die meist leichter bekleidet waren — Gott weiß, aus welchem Grunde — und ausgelassen lachten und viel rothen Wein tranken; gepuderte Dämchen mit Schönheitspflästerchen und herzförmigen Mündchen; dann einmal wieder, obwohl ich auf etwas Vornehmes gefaßt war, trat plötzlich eine prachtvolle reiche Bäuerin herein, sehr rund und gesund im Stil der Rubens'schen schönen Niederländerinnen, und schüttete eine volle Geldkatze auf den Tisch, da sie eben eine Schaafheerde verkauft hatte. Und so nahm die Prozession von längst begrabenen schönen Weibern kein Ende.

Danach wird es Ihnen scheinen, als ob ich ein sehr heißblütiger, sinnlicher Geselle gewesen wäre, mit einer rechten Türkenphantasie, die mir nun, da ich ein armer Teufel von einem guten Christen war und kein Harem halten konnte, Alles was gut und theuer war wenigstens aus dem Geisterreich heraufbeschwor. Hierin ist wohl auch etwas Wahres. Gerade weil ich in der Wirklichkeit ein so züchtiger und unverdorbener Jüngling war und von keinem Weibe etwas wußte, flüchtete sich die unterdrückte Natur in mein fabelndes Gehirn und ließ mich da allerlei Naschwerk kosten, das mich, so zu sagen, über den Hunger wegbrachte. Ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch kein Mädchen angerührt, keinen Kuß geküßt, keinen schlanken Hals umspannt.

Es war nicht eine besondere Tugendhaftigkeit, daß ich mich so kasteite. Vielmehr, wenn mir Eine wirklich eingeleuchtet hätte, wäre ich nicht blöde gewesen. Aber was ich so rund um mich her von artigen Frauen und Jungfräuleins kennen gelernt, schien mir aus viel zu grobem Stoff, zu wenig appetitlich für einen Feinschmecker meines Schlages, der das Feinste und Ausgesuchteste, so oft er nur wollte, sich in der Phantasie auftischen konnte.

Meinem Vater war diese meine Sprödigkeit gerade recht. Ich sollte ihm nicht zu früh aus dem Geschäft wegheirathen, oder ihm eine Familie ins Haus bringen. Meine Mutter machte sich oft Sorge darüber; sie ahnte, daß es nicht ganz richtig mit mir war. Wie schlimm es stand, wußte sie freilich nicht, denn ich hatte mich wohl gehütet, irgend einen Menschen in mein heimliches Wesen einzuweihen, am wenigsten die gute Frau, die mich für besessen gehalten haben würde — und freilich hätte sie damit so ziemlich die Wahrheit getroffen.

Daß ich nicht gerade viel kaufmännisches Genie offenbarte, war meinem Vater nicht entgangen. Er meinte aber, daran seien mehr die kleinen Verhältnisse Schuld; in einem größeren Handlungshause, in der Residenz, werde mein etwas linkisches und zerstreutes Betragen sich schon bessern. So that er mich zu einem angesehenen Geschäftsfreunde in der Hauptstadt in Condition, und ich verließ die Heimath ohne alles

Herzweh. Denn leider muß ich bekennen, daß diese übermäßige Cultivirung der Einbildungskraft auf Kosten meines besseren Theils geschehen war, daß meine Gemüthsart etwas Kühles und Unherzliches bekommen hatte und ich keinen wirklichen Menschen so recht leibhaftig liebte, wie ein richtig conditionirtes Gemüth in jungen Jahren doch zu thun pflegt.

Mein neuer Principal in der großen Stadt, der Herr Schneidewin Söhne u. Compagnie, merkte denn auch bald, wie er mit dem neuen Commis daran war. Er hätte mich, da ich in dem viel complicirteren Geschäft mich wegen meiner Traumpinselei total unbrauchbar zeigte, auch sogleich wieder entlassen, mochte aber meinem Papa den Kummer und die Schande nicht anthun und verwandte mich als eine Art Factotum zu allen unregelmäßigen Diensten, zu denen man nur Ehrlichkeit und guten Willen, aber keine kaufmännischen Kenntnisse noch sonderliche Accuratesse bedurfte. Daß ich weder trank, noch spielte, noch Liebschaften hatte und immer recht treuherzig aus den Augen sah, empfahl mich ihm je länger je mehr, und ich selbst machte keine Ansprüche auf Avancement oder höheres Salär, da ich nicht den mindesten Ehrgeiz fühlte, auf der Leiter der Comptoir-Würden nach und nach die obersten Sprossen zu erklimmen. Ich setzte mein altes Leben, das ich wohl füglich dem stillen Trunk, oder einem heimlichen Opium-Essen vergleichen kann, auch in der großen Stadt fort, da für einen Gewohnheits-Phantasten

meines Schlages die Coulissen überhaupt gleichgültig sind und er in einer prosaischen Miethkaserne so gut sein Puppenspiel betreiben kann, wie in einer bemoos'ten Ruine oder einer alten Buschmühle im wilden Walde.

Dazu kam, daß die große Stadt — und vielleicht auch die heranreifenden Jahre — mir allerlei neue Anregungen brachten, neue Quellen, die aus der Wirklichkeit hervorbrachen und den nach und nach eindorrenden Acker meiner Phantasie erfrischten und neu befruchteten.

Ich sah hier doch auch zuweilen wirklich märchenhafte Figuren voll Glanz und Schönheit, träumte mich in die vorbeirollende Equipage einer realen Gräfin hinein und stieg eine unzweifelhaft greifbar existirende Marmortreppe hinauf, um eine Bestellung meines Principals bei einer in Fleisch und Blut athmenden, von wirklichem Atlas umknisterten Schönheit auszurichten. So kam es, daß mir die Schätze, über die ich durch die Wunderlampe meiner Phantasie gebot, etwas entwerthet wurden, daß die Wirklichkeit anfing mir begehrenswürdiger zu dünken, daß die Sinne das bisherige Naschwerk geschmacklos fanden und sich nach nahrhafterer Kost zu sehnen begannen.

Es sollte ihnen aber ein wunderlicher Streich gespielt werden, zur Strafe für ihre bisherige übersinnliche Aufführung.

Es war etwa zwei Jahre nachdem ich meiner Heimath Valet gesagt hatte, da starben mir meine

guten Eltern, beide in der nämlichen Woche. Gott verzeih' mir die Sünde, — ich selbst habe sie mir nie verzeihen können —: meine Trauer war sehr mäßig. Daß sie gelebt hatten und nun nicht mehr lebten, war etwas Thatsächliches, womit ich, nach der ersten Befremdung darüber, nicht viel anzufangen wußte. Mein erster Gedanke war: nun brauchst du nicht mehr hinter den Ladentisch zu kriechen, Niemand fragt, wie du deine Zeit todt schlägst oder dein Geld los wirst, die guten Leute, denen du Sorge gemacht hast, sind diese und alle andere Erdensorge los, und so ist allen Theilen geholfen.

Ich berichte Ihnen das, Herr Justizrath, damit Sie an diesem Beispiel sehen, wie sehr meine Krankheit sich schon der edelsten Theile bemächtigt hatte.

Uebrigens verheimlichte ich sie noch vor den Augen der Welt, besorgte ein recht anständiges Begräbniß, vermiethete Haus und Laden vortheilhaft und kehrte mit einem breiten Flor um den Hut in meine Condition zu Schneidewin Söhne u. Comp. zurück, weil ich noch nicht recht wußte, was ich nun mit mir anfangen sollte.

Ich wollte reisen, so viel stand fest, aber das Wohin machte mir noch zu schaffen. Die Japanesen hätte ich gern kennen gelernt, ich hatte Manches über Japan gelesen, was mich sehr reizte. Dann war mir auch Mexico seit lange interessant gewesen, Schweden und Norwegen nicht minder, und für Aegypten hatte ich

schon auf der Schule geschwärmt. Ich las nun beständig Reisebeschreibungen, konnte mich aber nicht fest für Eine Himmelsgegend entscheiden, und so war mir ähnlich zu Muthe, wie einem armen Sünder im Mittelalter, der von vier Pferden zerrissen werden soll.

In dieser nicht eben behaglichen Gemüthsstimmung ging ich eines Sonntags spazieren und gerieth auf ein einsames, von der Stadt ziemlich abgelegenes Dörfchen, wo ich mir in der Laube des menschenleeren Wirthsgartens ein Glas Milch geben ließ. Die halbe oder Dreiviertels-Bevölkerung dieser stroh- und schindelgedeckten Häuschen war zur Kirchweih in ein Nachbardorf ausgewandert. Das war mir eben recht; je einsamer je besser.

Wie ich nun meine Augen so verloren über die Dorfgasse hinüberwandern lasse, sehe ich am oberen Fenster eines geringen Hauses ein Mädchen, dessen einsame Lage und die Art, wie es sich die Weile vertrieb, einen ganz märchenhaften Eindruck auf mich machte.

Es war ein sauberes Dirnchen, nicht viel über achtzehn Jahr, mit frischen bräunlichen Wangen, zu denen die hellblauen Augen und das lichtblonde Haar sich recht idyllisch und frühlingsmäßig ausnahmen. Ihr Anzug war der einfachste von der Welt, da sie außer Hemd und Röckchen der warmen Witterung wegen Nichts auf dem Leibe trug. Aber da sie bei sich zu Hause sich keinen Zwang anzuthun brauchte und keine Ursache hatte, sich ihrer blanken Schultern und runden

Arme zu schämen, nahm sich das Alles sehr gut aus. Zumal wie sie mit den Armen aus dem Fensterchen langte, daß ihr die gelben Zöpfe über die Achseln fielen; und dabei lachte sie und zeigte ihre weißen Zähne. Es war nämlich an dem Hause dicht unter ihrem Fenster ein kleines Schild angebracht, auf welchem stand: „Katharina Schlüsselblum, Korbflechterin.“ Auf dem oberen Rande dieser hölzernen Tafel spazierte ein großer Rabe mit nachdrücklichem Ernst, wie es diese Vögel an sich haben, hin und her und ließ sich von dem Mädchen mittelst eines zinnernen Löffels sein Futter in den Schnabel stecken. Während er daran schluckte, klopfte sie ihm mit dem Löffel auf den Kopf, oder strich ihm über den glänzend schwarzen Rücken, was ihm ganz angenehm zu sein schien. Dabei sang sie mit einer scharfen, hohen Stimme folgendes Liedchen:

Im Hochsommer ist gut weiben,
Armer Lump, schlag ein!
Muß mir einen Pfaffen verschreiben;
  Holder Buhl', ei ja, o du
  Bist mein und ich bin dein.
  Armer Lump, schlag ein!

Herr Pfaff', ich bleib' nicht ledig,
Armer Lump, schlag ein!
Halt't ein' Dreibatzenpredigt —
  Holder Buhl' u. s. w.

„Wo sind die Hochzeitleute?“
Armer Lump, schlag ein!
— Das sind die Gräser und Kräuter —

„Wo ist denn Orgel und Küster?“ —
Armer Lump, schlag ein!
— Die Vöglein ziehn die Register —

„Wo soll das Bettlein stehen?“
Armer Lump, schlag ein!
— Im Hag, wohl unter den Schlehen —

Wie sie so weit gekommen war, schien sie plötzlich den stillen Zuhörer in der Laube zu bemerken, that einen kleinen Schrei und hörte auf zu singen, fuhr aber in ihrer Fütterung fort und schob nur das Hemdchen über der Brust ein wenig zusammen.

Ich hatte, wie ihr Blick mich traf, meinen Hut gezogen und ihr einen Gruß zugerufen, den sie jedoch überhörte. Auf einmal ließ sie den Löffel fallen, that wieder einen kleinen Schrei und bog sich aus dem Fenster, um zu sehen, wo er lag.

Ich hatte wohl gemerkt, daß der Löffel nicht so ganz von selbst ihr aus der Hand geglitten war. Aber diese kleine dörfliche Koketterie mißfiel mir gar nicht, da ich sie natürlich als auf mich gemünzt ansah. Ich konnte einer solchen Avance nicht wie ein Stockfisch zusehen, sprang also auf und lief über die Straße, wo ich hurtig den Löffel aus dem Staube aufhob. Ich sah zu ihr hinauf, die noch immer im Fenster lag und nun ein bischen roth geworden war. In diesem Augenblick fielen mir alle Märchen von Prinzessinnen, die in Gänsemädchen verwandelt wurden, wieder ein, und ich glaubte unter der Haut dieses Mägdleins das

richtige blaue Märchenblut schimmern zu sehen. Eine ungeheure Verliebtheit bemächtigte sich meiner, in wenigen Sätzen war ich das wacklige Treppchen hinauf und trat in die Stube, wo mein Märchen zu Hause war.

Sie that richtig wieder einen kleinen Schrei und wies dabei auf ein altes Weibchen, das im Winkel saß und an einem Korb flocht. Es war ihre Mutter, und erst wie ich eine höfliche Anrede und Bitte um Entschuldigung an die Alte richtete, merkte ich, daß sie stockblind war. Sie machte wenig Worte und ließ mich ruhig mit ihrer Tochter plaudern, die barfuß am Fenster stand, ein bischen verschämt, wegen ihrer Armuth, dazwischen aber wieder so spitzbübisch lustig und übermüthig, daß mir das Herz im Leibe immer stärker klopfte und keine Stunde verging, so fragte ich sie, ob sie mich heirathen wollte.

Sie lachte wieder; das hatten ihr schon Viele gesagt, aber so barfuß und im Hemd, wie sie war, konnte sie es nicht für Ernst nehmen. Auch war es noch Keinem Ernst gewesen; mir aber desto mehr. Als ich nun gar erst einmal ihre gelben Zöpfe zwischen meinen Händen gehabt und sie auf den lachenden Mund geküßt hatte — Frau Katharine Schlüsselblum flocht dabei ruhig ihren Korb weiter —, da war kein Halten mehr, und ich verlobte mich ihr mit einem richtigen Eidschwur, wobei sie wieder nur lachte.

Sie glaubte noch immer nicht recht daran, ließ sich aber alles Liebkosen gefallen, auf welches ein richtiger Bräutigam ein gutes Recht hat.

Sie begleitete mich gegen Abend noch eine Strecke den Waldsaum entlang, der Rabe trippelte uns nach, es war so fabelhaft, wie die Sonne dazu unterging und das Haar meines Schätzchens vergoldete, ich meinte, ich wäre ein rechtes Sonntagskind, daß mir so etwas ausbündig Angenehmes passirt sei. Am liebsten hätte ich sie gleich mit mir genommen, das wäre so recht im Märchenstil gewesen. Aber wie wir auf die Landstraße kamen, war ihre Toilette denn doch zu lückenhaft, um sie präsentiren zu können. So entschlüpfte sie mir hurtig, der Rabe kehrte auch mit um, und ich hörte, wie sie zwischen den Fichtenstämmen das Lied von vorhin zu Ende sang:

„Drei Batzen ist mir zu billig",
Armer Lump, schlag ein!
„Einen halben Gulden will ich —"

— Thut Ihr's nicht um drei Batzen
Armer Lump, schlag ein!
Wir frei'n uns wie die Spatzen —
Holder Buhl', ei ja, o du
Bist mein und ich bin dein —
Armer Lump, schlag ein!

Sie werden den Kopf schütteln, Herr Justizrath, und mich für complett wahnsinnig erklären, daß ich, obwohl ich eine ganze Nacht Zeit hatte,

mir die Sache zu beschlafen, dennoch am andern Morgen steif und fest entschlossen war, aus dieser Narrensposse Ernst zu machen und das Kind, das so anzügliche Lieder sang, zu ehelichen. Werden Sie's glauben, daß noch eine andere Kinderei mich darin bestärkte? Sie hieß nämlich Katharine Lisette, und ich heiße Fritz. Da dachte ich, es sei eine wahre himmlische Fügung, indem ich mich an das Märchen vom Frieder und dem Katherlieschen erinnerte, das Sie bei Grimm nachlesen können. Ich erzählte es auch meinem Schätzchen, und die nachdenkliche Geschichte hätte mich warnen sollen, noch mehr aber, daß sie gar keinen Sinn für solche Geschichten hatte. Ich aber meinte: just weil sie selbst ein Märchenkind ist, macht sie sich nichts daraus. Und so ging das Unglück seinen Gang.

Wie ich meinem Principal die vollzogene Vermählung anzeigte, zog Schneidewin Söhne u. Co. ein langes Gesicht. Aber ich war volljährig und besaß außer meinem Salär die kleine Rente von meinem väterlichen Hause. Auch ist geschehenen Dingen nicht mehr zu rathen.

Ich hatte eine Wohnung vorm Thor genommen und sie recht niedlich möblirt; meine junge Frau brachte mir Nichts zu, als den Raben, indessen sie gefiel mir wie sie ging und stand; obwohl sie in ordentlichen Kleidern und mit Schuh und Strümpfen lange nicht so hübsch war, wie draußen in ihrer Freiheit. Auch war sie bald nicht mehr so lustig; statt des Lachens

gewöhnte sie sich das Gähnen an, da sie in der Gotteswelt nichts gelernt hatte, als auch ein bischen Korbflechten; nicht einmal mit dem Lesen, das ich ihr nachträglich beibringen wollte, um ihr die einsamen Stunden zu vertreiben, kam sie vom Fleck. Sie konnte aber halbe Tage lang am Fenster sitzen und auf die Straße gaffen. Auch fand sich eine und die andere Nachbarin, mit ihr zu schwatzen, so daß mein wunderliches Hauswesen mit diesem thörichten und ganz ungelehrigen jungen Weibe bald in aller Leute Mäulern war. Ich hatte immer für einen Sonderling gegolten; so ging's in Einem hin, so lange der erste süße Most des jungen Eheglücks in meinem Becher schäumte.

Aber als er vergohren war und nun der Trunk herbe wurde —, lieber Herr Justizrath, es war eine Zeit, von der ich lieber nicht reden will. Sie sind ein Menschenkenner, schon von Amtswegen; Sie können sich's ungefähr ausmalen, wie die Sachen endigen mußten, die so angefangen hatten.

Jetzt wäre mir besser gewesen, ich hätte das richtige Katherlieschen aus dem Märchen zur Frau gehabt. So wäre ich um Hab' und Gut gekommen, aber doch nicht um die Ehre.

Mehrmals schon hatte uns ein sogenannter Vetter meines Käthchens besucht, ein junger Bauer aus ihrem Dorf, der allerlei Geschäfte in der Stadt hatte und seinem Mühmchen immer ein ländliches Präsent in die Küche mitbrachte. Letzteres war mir minder unlieb, als

die Person des milden Stifters. Und da ich merkte, daß er sich seiner Vetternrechte allzu frei bediente, ersuchte ich ihn einmal in aller Freundschaft, mein Haus fernerhin nicht mehr zu beehren. Er blieb auch weg, ohne mir das übel zu nehmen; nur mein Weibchen schmollte. In ihren langen Mußestunden sei ihr eine solche Unterhaltung wohl zu gönnen, meinte sie, da ich ja Vor- und Nachmittags im Comptoir säße. Und so kam es denn, daß sie hinter meinem Rücken —

Kurz, ich mußte zuerst den Vetter eigenhändig aus dem Hause jagen, und dann sein Mühmchen hinterdrein. So nahm die Märchenherrlichkeit ein Ende mit Schrecken. Ich hatte Nichts davon als Spott und Schande, einen baaren Verlust von fast tausend Thalern, bis ich von meinem Katherlieschen in aller Form geschieden war, und den Raben, der bei mir in der Stadt blieb, da er mein gutes Gemüth mehr zu schätzen wußte, als seine falsche und herzlose Herrin.

Aber das hohe Lehrgeld wäre noch zu verschmerzen gewesen, wenn ich nur wirklich etwas dabei gelernt hätte. Leider verrannte ich mich aus Beschämung über das Erlebte, was nicht einmal so unerhört war und in einer großen Stadt so oder so sich täglich ereignet, nur noch tiefer in meine unsinnige Weltabgeschiedenheit, wo ich halbe Tage lang hinsitzen, Grillen fangen, Träume spinnen und Seifenblasen der Phantasie in die blaue Luft hinauswirbeln konnte. Hätt' ich statt dessen versucht, mich im Leben umzusehen und mir die

Wirklichkeit so gut es gehen wollte zu Nutze zu machen, so wäre mir wahrscheinlich die zweite bittere Erfahrung mit dem weiblichen Geschlecht erspart worden.

Eines Sonntag-Nachmittags — es war nun Winter geworden, ich saß, immer noch in der Wohnung, die mein kurzes Glück und meine lange Reue gesehen, im kalten Zimmer, da meine Köchin den Ofen hatte ausgehen lassen; der Rabe hockte mir gegenüber auf der Komode und träumte von Regenwürmern und ähnlichen Sommervergnügungen, ich aber simulirte eben wieder über Reisepläne, sah mich auf einen Renthierschlitten gepackt über das Schneefeld hinsausen und hauchte dabei in meine klammen Fäuste — auf einmal klingelt es sehr energisch, und wie ich öffne, tritt eine große, schlanke Dame ins Zimmer, nicht mehr in den ersten Zwanzigen, aber recht wohl conservirt, mit dem sinnigen Lächeln und dem sogenannten seelenvollen Blick, die für die entschwundenen Reize der ersten Jugend entschädigen.

Sie bat für ihre Dreistigkeit, mich aufzusuchen, sehr liebenswürdig um Entschuldigung und nannte ihren Namen, den ich hier verschweige, weil sie noch lebt und, obwohl sie unter ihrem Dichternamen bekannter ist, doch auch die Nennung ihres bürgerlichen nicht wünschen würde. Denn sie war eine Dichterin, Herr Justizrath, und nichts Anderes hatte mir die Ehre ihres Besuchs verschafft, als „das Poetische meines Schicksals", wie sie sich ausdrückte, der „gescheiterte Versuch, die

Natur in die Gasluft der Cultur zu verpflanzen"; hoffnungslos, wie all solche Versuche, aber immer schön und ergreifend, wie alles Tragische. Sie habe den Mann kennen zu lernen gewünscht, der eine edle, freie Regung so schwer habe büßen müssen. Sie fühle den ganzen Schmerz einer solchen Enttäuschung mit mir. Auch sie — wenn auch in anderer Weise —

Hier brach sie ab, da der Rabe plötzlich ihre Aufmerksamkeit fesselte. Sie gerieth nun vollends in eine Ekstase, die mir höchst sonderbar vorkam, und declamirte eine Menge Verse von einem amerikanischen Gedicht, in welchem ein Rabe die Hauptrolle spielt und eine gewisse Leonore, und jede Strophe mit „Nimmermehr!" endigt.

Als ich ihr zu verstehen gab, daß ich an diesem langathmigen Rabenpoem wenig Gefallen fände, erklärte sie mir, das wundere sie gar nicht. Ich sei eben selber ein poetischer Mensch, der in der Naivetät seines unbewußten dichterischen Charakters für fremde Poesie keinen Sinn zu haben brauche. Desto interessanter sei ich ihr selbst, und sie werde sich erlauben, mich von nun an öfter zu besuchen. Es erfrische ihre Phantasie und ihr Seelenleben, einer so merkwürdigen Psyche, wie der meinigen, zu begegnen.

Mit diesen und ähnlichen vortrefflichen Redensarten verblüffte sie mich dergestalt, daß ich nicht im Stande war, sie mir gleich Anfangs vom Halse zu halten. Ich merkte freilich, daß ich für sie ungefähr eben so inter-

essant war, wie mein treuloses Käthchen für mich gewesen: als Stoff gewissermaßen, aus dem sich etwas machen, dichten, heraus- und hineinphantasiren ließ. Und dies schien mir etwas ehrenrührig. Aber wenn Sie Dichterinnen kennen, Herr Justizrath, so werden Sie wissen, wie schwer man sie sich vom Leibe hält, wenn sie einmal ein Auge auf einen geworfen haben oder irgend einen Zweck mit einer Sache oder Person verfolgen. Männer werden durch die Schreibfeder oft um ihre Thatkraft gebracht; das Weib aber, das sich das Schreiben angewöhnt, scheint sich durch diese Federkraft ordentlich über die Gebrechen ihres Geschlechtes hinauszuschwingen und unternehmend, selbständig und unwiderstehlich zu werden.

Ich gestehe meine Schwäche: ich widerstand dieser meiner neuen Freundin nicht, sondern ließ mich Schritt für Schritt von ihr einfangen. Um es kurz zu sagen: nach vierzehn Tagen wohnte sie bei mir, schlief in dem Bette meines weggejagten Naturkindes, trank aus Katherlieschens zurückgebliebenem Glase, aß mit seinem Löffel und war eifrig bemüht, wie sie vorgab, den Vereinsamten über seinen Verlust zu trösten.

Sie hatte mich, ehe sie förmlich von mir und allem Meinigen Besitz nahm, ernsthaft gefragt, ob es mir vielleicht unlieb sei, wenn sie mich compromittire. Uebrigens traue sie es einem Phantasiemenschen meines Schlages nicht zu, daß er ein solcher Philister sein und die handgreifliche öffentliche Meinung irgend respectiren

würde. Ich hatte erwiedert, es sei mir Alles gleichgültig, und in gewisser Weise müsse ich ihr beistimmen:

Wenn er seinen Ruf verliert,
Lebt der Mensch erst ungenirt, —

dieses lose Sprüchlein habe mir schon vielfach Trost gewährt; es werde mir auch diesmal durchhelfen.

Uebrigens hätte ich es lieber gesehen, wenn sie etwas philiströser gedacht hätte. Sie war nicht so übel bei näherer Bekanntschaft; aber ein bischen arg aufgeregt und über jede Lumperei in Entzücken. Auch merkte ich bald, daß ihr Phantasiespiel in einer bloßen Geschicklichkeit bestand, wohlklingende Worte an einander zu reihen, bei denen sie wenig dachte und nie das Geringste leibhaftig anschaute, wie es mir doch wenigstens gegeben war. Aber freilich kam es ihr vor Allem darauf an, daß zuletzt Etwas auf dem Papiere stand, während ich nie dieses Verlangen fühlte. Ich mußte sie aber darum beneiden, denn ich sah, daß sie bei dieser Praxis viel besser fuhr. Erstens gewannen ihre Phantastereien niemals Macht über sie, lockten sie nie von der Heerstraße der Weltklugheit, des Erwerbs und eines behaglichen Lebens in guter Gesundheit ab. Sie hätte nie einen dummen Streich begangen, indem sie Märchen und Wirklichkeit verwechselte, wie es mir beständig erging, sondern auch ihre genialen Seitensprünge waren ganz zweckmäßig angeordnet. Daß sie zum Beispiel mir über den Hals kam, brachte ihr erstens einen sicheren Unterstand in einer Zeit, wo es ihr dürftig ging, und

dann konnte sie mich Modell sitzen lassen und mich als „Stoff“ verarbeiten, wie ich später denn auch richtig, von einem Dritten darauf aufmerksam gemacht, in einem ihrer Romane meiner Wenigkeit wieder begegnet bin, nicht gerade geschmeichelt, aber doch mit einem gewissen mitleidigen Wohlwollen dargestellt. Und freilich war sie mir Manches schuldig geworden und hatte im Grunde kein böses Herz.

Daß sie aber ihren Ruf aufs Spiel setzte, war nicht mehr besonders unklug; ich war, wie ich später hörte, der Erste nicht, den sie compromittirte.

Ich habe Ihnen gesagt, Herr Justizrath, daß ich nicht wisse, was Langeweile sei. Ich muß das doch berichtigen. In dem Winter, den ich mit dieser meiner geistreichen und phantasievollen Freundin verlebte, habe ich mich manchmal so schauderhaft gelangweilt, daß ich damit gleichsam alle sonst noch nicht erlittene Langeweile in concentrirter Form nachgeholt habe.

Sie las mir nämlich zuweilen, wenn sie besonders gut aufgelegt war, ihre Dichtungen, Novellen, Capriccio's, Reiseeindrücke, und wie das Zeug sonst noch hieß, vor. Lieber Herr Justizrath, hoffentlich hat Sie der gütige Himmel davor bewahrt, etwas Aehnliches zu erleben. Wenn Sie aber auch diese Sorte von geistigen Genüssen kennen gelernt haben, so haben Sie doch schwerlich einen Begriff, wie gerade mir dabei zu Muthe sein mußte.

Die meisten Menschen, die dergleichen sogenannte schöne Literatur zu Gesicht oder zu Gehör bekommen, langweilen sich freilich auch wie die Möpse bei diesen Gedichten, die den tausendmal aufgewärmten Gefühlsbrei wieder einmal umrühren, oder diesen Geschichten, in denen Menschen Dinge erleben, von denen man im Leben nur unter Bekannten ein Wesens macht, und sich dabei in einer Sprache äußern, die nirgend gesprochen wird. Aber so unersprießlich und armselig dies Alles ist, lies't es der gewöhnliche Leser doch mit einer Art Spannung, weil er beständig glaubt, es müsse doch endlich Etwas kommen, was der Mühe lohne, irgend ein Einfall oder eine Wendung, die den Verfasser allerdings berechtigen konnte, die Geduld des Publikums eine gute Weile zu mißbrauchen.

Wenn die Sache dann aus ist und Nichts, aber auch gar Nichts derart sich eingefunden hat, — nun, so ist auch die Lectüre des betreffenden Opus vorbei und wenigstens das ein Gewinn.

Und dann, Herr Justizrath: die Langeweile der meisten Menschen ist so groß, daß sie schon zufrieden sind, wenn ihnen dieselbe durch eine noch langweiligere Sache für ein paar Stunden vertrieben wird, was man den Teufel durch Beelzebub austreiben nennt.

Ich aber, der ich mich, wie gesagt, früher nie gelangweilt hatte und überdies, als ein Virtuose im Phantasiren, diese jämmerlichen Pfuschereien von vorn herein in ihrer ganzen rettungslosen Schnödigkeit

erkannte, — ich wurde durch meine phantastische Freundin geradezu vernichtet, platt gedrückt, innerlich zu Brei verwandelt und in die helle Desperation getrieben.

Hatte ich all die Jahre unter meiner eigenen krankhaft überspannten Phantasie zu leiden gehabt, so war ich jetzt noch übler daran, als der Märtyrer einer fremden Einbildungskraft, die mehr Einbildung, als Kraft war.

Der Klügste von uns Dreien, die wir in meiner geschiedenen Junggesellenwohnung dies seltsame Familienleben führten, war der Rabe. Er hatte mit gesenktem Kopf, den Schnabel tief unter den linken Flügel gesteckt, die Sonettenkränze, dreistrophigen Lieder der Nacht und das Prosaische über sich ergehen lassen. Als im März die erste wärmliche Sonne schien, benutzte er ein offenstehendes Fenster und kehrte aus der Bildung in die Natur zurück.

Ich beneidete ihn um seine unverfrorene Thatkraft. Ich hätte es ihm so gerne nachgemacht. Aber die sinnige Freundin wußte mich so einzuspinnen, daß nur ein Herkules — der ja auch bei der Omphale nicht die größte moralische Kraft bewiesen hat —

Kurz, ich kam nicht los von ihr.

Aber der Zustand, in welchem mich der winterlange Verkehr mit dieser Person versetzte, wurde endlich so erbärmlich, daß es Allen auffiel, nur nicht der Anstifterin selbst. Das wenigstens hatte sie mit wahren und

natürlichen Phantasiemenschen gemein, daß sie die Wirklichkeit um sie her nicht im Mindesten interessirte.

Eines Tages rief mein Principal mich in sein Privatcomptoir und sagte ganz freundlich aber ernst: Das geht nicht so fort, mein Bester. Sie müssen heraus aus Ihren ungesunden Verhältnissen. Ich will die Sache gar nicht vom sittlichen Gesichtspunkt betrachten; für mich existirt solcher Schnack nicht; sittlich ist Alles, was nicht mehr kostet, als es werth ist. Ich weiß nun nicht, welchen Werth Sie auf diesen intimen Umgang legen; jedenfalls aber wird Ihr Leben Ihnen doch zu theuer sein, und das setzen Sie dabei zu, in jeder Weise; Sie ruiniren sich, mein Freund; ich bin es Ihrem sel. Vater schuldig u. s. w. Also wissen Sie was? In Kairo habe ich meinen brustkranken Schwiegersohn sitzen, der jetzt so weit ist, daß er wieder nach Hause darf. Ich möchte ihm aber auf alle Fälle einen zuverlässigen Reisegefährten geben, und dazu habe ich Sie ausersehen, mein Lieber. Wollen Sie die Reise machen, so können Sie morgen schon abdampfen. Ueberlegen Sie sich's. Es ist zu Ihrem Besten. Inzwischen findet sich etwas Anderes. Und somit, ohne Anlaß zu Mehrerem —

Ich konnte Schneidewin Söhne u. Comp. nur meinen Dank und meine Hochachtung ausdrücken. Dies war in der That ein Durchhauen des Netzes, in welchem ich zappelte, wie ich es mir umsonst erfleht hatte. Und dann — ich sollte den Orient sehen —

Tausend und Eine Nacht stieg vor mir auf — ich war ganz wirblig vor Wonne.

Seltsamerweise kostete es mich auch „zu Hause" keinen besonderen Kampf. Die ahnungsvolle Seele meiner Dichterin schien auf eine Trennung aus diesem oder einem anderen Grunde gefaßt zu sein, und da sie mit der Verarbeitung meiner Person für ihre literarischen Zwecke im Stillen fertig geworden war, auch das Honorar für mich, ich meine, für den Roman, in welchem ich mitspielte, ihr eine Weile zu leben gab, hatte sie nichts dagegen einzuwenden, daß wir unsere Trennung mit eben so viel Gemüthsruhe bewerkstelligten, wie vor sechs Monaten unsere Vereinigung.

Das Abschiedsgedicht freilich, das sie mir nach Triest nachschickte, war so herzzerreißend, daß jeder Dritte geglaubt hätte, sie habe sich bei dem gewaltsamen Schnitt durch ihr tiefstes Leben, als ich sie verließ, beinah verblutet.

Aber ich merke, Herr Justizrath, es kann in diesem Stil nicht fortgehen; Sie haben bessere Dinge zu thun, als sich mit meinen Privatangelegenheiten so ausführlich zu befassen, und wenn es mir, da ich jetzt ja ganz geschäftslos bin, fast eine Art Vergnügen macht, die Geschichte meiner Verkehrtheiten niederzuschreiben, so sind die abgeschmackten Einzelheiten, wie sie mir nachträglich alle wieder einfallen, doch weder

ergötzlich, noch für die Hauptsache, um die es mir Ihnen gegenüber zu thun ist, von Wichtigkeit. Erlauben Sie mir nur noch mit ein paar Worten anzudeuten, wie es mir nun in dem Lande meiner Träume erging, und dann zum Ende!

Das Sonderbare war nämlich, daß ich eine ungeheure Täuschung da drüben erfuhr. Ich weiß nicht, ob Sie je im Orient waren. Jedenfalls können Sie sich ungefähr einen Begriff machen, wie einem Menschen, der alle Schätze aus der Höhle Xaxa und alle Gülnares und Fatimes beständig gratis zur Disposition gehabt hatte, in dem lauten, staubigen, grellen und kostspieligen Gewimmel eines wirklichen Bazars zu Muthe sein mußte, während seine Neugier um undurchdringliche Harems-Mauern herumschnoberte und seine Abenteuerbegierde durch allerlei schaurige Histörchen niedergeschlagen wurde.

Ein junger Maler, der mit mir reis'te, fand Alles wundervoll. Er griff immer gleich zu, wo ihm ein farbiger Fetzen Wirklichkeit vor die Augen kam, und füllte seine Skizzenbücher. Ich aber fand alles Einzelne weit unter meiner Erwartung, und nur die Wüste, wo eigentlich Nichts zu holen war, wo ich aber wieder mich selbst empfand und die Gaukeleien meiner Einbildung spielen lassen konnte, erregte mir ein unsäglich wonniges Gefühl und ein Heimweh heute noch, wenn ich nur ihren Namen ausspreche.

Eigentlich hätte ich froh sein sollen, daß ich durch

diese Reise von einer Illusion geheilt worden war. Da ich nun wußte, daß die berühmte Fata Morgana, von nah besehen, ein blauer Dunst ist und zu meinem Glück durchaus nicht beitragen konnte, lag es nahe, mich nun endlich — alt genug war ich dazu — aller blauen Dünste überhaupt zu entschlagen und mein Glück einmal im herzhaften und herzlichen Angreifen der wirklichen Welt zu suchen, statt immer in allerlei unpraktischen Luftschlössern zu hausen und darüber den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Sie sehen, verehrter Herr, ich kannte sehr gut den Sitz meines Uebels. Aber was wollen Sie? Ein Säufer weiß auch, daß sein Durst aus der Leber kommt, und daß ihm Wasser zuträglicher wäre, als Rhum; aber kranke Menschen haben auch einen kranken Willen.

Wie ich wieder zu Hause war, hatte ich Nichts gewonnen, nur Etwas verloren. Doch nein, ich gewann so viel, daß mich mehrere Jahre die alte Reiselust ganz in Ruhe ließ. In den kahlsten und ödesten Gegenden meiner sehr gemäßigten Zone kam mir wieder das alte Behagen an mir selbst und meinem inneren Bilderkram. Ja, auch die Gülnaren und Fatimen, die mir unten in Aegypten niemals begegnet waren, stellten sich jetzt wieder ein, und ich sprach ein gebrochenes Arabisch mit ihnen, so gut ich's in den sechs Wochen da unten gelernt hatte.

Auf die Länge aber konnte dies Treiben unmög-

lich fortgehen, ohne sich auch leiblich an mir zu rächen. Ich fiel in der That in eine Nervenkrankheit; meine Bekannten sagten, es sei ein latenter Sonnenstich, den ich in der Wüste bekommen hätte; einen Stich hätte ich ohnehin schon immer gehabt, nun sei der noch dazugekommen.

Ich weiß nicht, ob ich wirklich übergeschnappt war, aber daß ich hauptsächlich durch zweckmäßige Behandlung mit Sturzbädern wieder curirt wurde und in der Heilanstalt ein paar Kameraden fand, die sich ebenfalls einer etwas absonderlichen Gemüthsart erfreuten, das weiß ich gewiß.

Nach einigen Monaten, als ich entlassen werden konnte, nahm mich der Arzt beiseite und empfahl mir außer einigen heilgymnastischen Exercitien ernstlich, daß ich einen eignen Hausstand gründen möchte. Als Hagestolz würde ich in Kurzem wieder genau da halten, wo ich mich befunden, als ich in seine Hände kam.

Ich nahm mir das zu Herzen, und wirklich fand sich sehr bald eine Partie, die wie für mich geschaffen schien.

Es war das ein nicht mehr blutjunges, aber gar nicht übles Mädchen, die Tochter einer Wittwe, nicht reich und nicht arm. In der langen Pflege eines kranken und grilligen alten Vaters hatte das Kind Geduld und Entsagung und alle die Tugenden gelernt, die ein selbstsüchtiger Mann, wie alle mehr oder minder, am meisten aber die Phantasten sind, an seiner

Ehefrau nur wünschen kann. Als ich sie etwas näher kennen gelernt hatte, muß ich mir's zur Ehre nachsagen, daß sie mich dauerte. Ich sagte es ihr ehrlich, es sei Schade um sie, wenn sie mich nähme. Aber das edle, großherzige Geschöpf wollte nun erst recht nicht von mir lassen, und so thaten wir, was uns Beide reuen sollte, und wurden Mann und Frau.

Nun kommt die Zeit meines Lebens, Herr Justizrath, an die ich nur mit stillem Grauen zurückdenken kann. Ich Narr, ich Frevler, ich Mörder! Statt Gott zu danken, daß er mich meine Thorenstreiche bisher nicht schwerer hatte büßen lassen, sondern mir ein Weib beschert hatte, mit der selbst ein viel Besserer, als ich, von Herzen hätte glücklich werden können, statt dessen fing ich schon in den Flitterwochen an, das gute Wesen mit meinen wahnsinnigen Phantasiesprüngen zu quälen. Was sie hatte und besaß, that und vermochte, — das Alles galt mir nichts. Ich stellte mir gleich daneben, wie sie eigentlich beschaffen sein könnte und sollte, in der rasendsten Verblendung darüber, daß auch das mich nicht zur Ruhe kommen lassen, sondern nur zum Ausklügeln neuer Möglichkeiten anstacheln würde. Was ich in der schönsten und liebevollsten Wirklichkeit in der Hand hielt, war mir werthlos gegen meine üblichen Einbildungen; ich Rasender, ich hatte die Taube in der Hand und haschte nach Spatzen auf den Dächern

Gott weiß, woher sie so viel geduldige Liebe nahm, um mich trotzdem nicht aus ihrem Herzen auszustoßen. Erst als die Kinder geboren waren, — ein Junge und ein Mädchen — und ich auch die nicht einfach hinnahm, wie sie nun einmal waren, da merkte ich, daß ihr Mutterstolz sich aufbäumte; da sagte sie mir die ersten bitteren Worte. Aber das warnte mich noch nicht.

Und freilich, alles Gewarntwerden wäre an mir so verloren gewesen, wie an einem Schieferdecker, der eben vom Thurm fällt. Vor dem Hinaufsteigen hätte davon die Rede sein können.

Ich hätte mir sagen sollen, daß ich nicht zum Gatten und Vater tauge. Die Frauen, Herr Justizrath, gerade die guten Frauen — Alles können sie vertragen, nur nicht daß man es mit ihnen nicht ernst nimmt, die Welt, in der sie sich herumdrehen, nicht als eine Wirklichkeit, die man bald lieben, bald hassen müsse, gelten läßt, sondern noch daneben, dahinter, darüber und darunter etwas Anderes kennt, wovon sie Nichts wissen oder Nichts wissen wollen. Frauen sind die größten Realisten, man mag sie noch so himmlisch, ätherisch, übersinnlich finden, im Ernst oder aus Galanterie. Eine Frau, die Phantasie hat oder das Phantastische wenigstens versteht, ist so selten wie das Einhorn oder der Vogel Phönix.

Das macht, sie sind so viel mehr, als wir, von der Natur gebunden. Wenn sie einmal darüber hinaus

streben und ihr Element verlassen, das ein rüstiges Angreifen und Bezwingen von lauter ganz positiven Aufgaben ist, sieht das so ängstlich unnatürlich aus, wie wenn ein Fisch auf dem Trocknen zappelt.

Sie werden sich vielleicht wundern, Verehrtester, daß ich das Alles so klar einsehe und mich doch nicht klüger aufgeführt habe. Aber zum Theil ist mir's erst hernach aufgegangen, als das Uebel schon geschehen war; zum Theil sagte ich mir's noch beizeiten, war aber dennoch zu fest in meinen schlechten Gewohnheiten verrannt, um sie noch abschütteln zu können.

Das gute Wesen litt unter meiner Unfähigkeit, ganz selbstverständlich und naiv Alles zu nehmen, wie der Tag es mit sich brachte. Sie konnte mit dem besten Willen nicht fassen, warum ich, wie sie es nannte, für Nichts ein rechtes Herz hatte, mich weder ärgerte noch grämte, weder haßte, noch — und das war freilich das Schlimmste — liebte, wie sie es verstand, sondern das Leben in der Ehe nur wie ein Bilderbuch mehr ansah, in welchem ich blätterte. Ich erzählte ihr von meinen jüngeren Jahren, und wie hernach Alles gekommen war. Ich setzte ihr auseinander, meine Krankheit bestehe in nichts Anderem, als was sie selbst an sich erlebe, wenn sie träume, wo sie doch auch mit sonderbarer Gleichgültigkeit allerlei Verbrechen oder Wagnisse begehe, von Einem zum Andern abspringe und, außer einem gewissen beklommenen Grauen, das sich manchmal aus körperlichen Ursachen ein=

mische, kaum eine recht feste und ernstliche Empfindung habe.

Diese Erklärung trug nur dazu bei, mich ihr noch unverständlicher und unheimlicher zu machen. Ihr graute davor, daß sie selbst und ihre Kinder und das Häuschen, wo wir wohnten, und der gute Kuchen, den sie an Festtagen zu backen pflegte, und die Tasse, die zerbrochen wurde, — daß dies Alles in meinen Augen keinen höheren Werth haben sollte, als ein Schattenspiel, wie man es vorbeijagen sieht, wenn man die Augen geschlossen hat und vom Bewußtsein nur noch eine Dämmerung in einem fortglimmt.

Eine Tasse, die zerbrochen wird — wenn es nichts Werthvolleres gäbe! Aber nun ein Kind, das einem wegstirbt, und der Vater steht dabei und es ist ihm nur etwas „beklommen" dabei zu Muth, der Alp des Traumes lastet nur etwas banger auf seiner Brust, aber der eigentliche scharfe Stachel des Jammers, der die Brust der Mutter zerreißt und die Quelle endloser Thränen aufritzt, — der ist ihm stumpf geworden; er streichelt das nasse Gesicht seiner Frau, aber seine Hand ist weder heiß noch eisig; er geht so weit, daß er, noch ehe das geknickte Blümchen aus den Augen ist, die unglückliche Mutter sogar zu *trösten* versucht! Lieber Herr Justizrath, das vergiebt und vergißt keine Mutter. — —

Seitdem lebte die Aermste nur für ihr anderes Kind, den Knaben, der zum Glück seinem Vater sehr

unähnlich war. Alle Liebe, die sie einmal für mich und dann noch für das todte Mädchen gefühlt hatte, übertrug sie jetzt auf diesen Einzigen, mit einer förmlich krankhaften Leidenschaftlichkeit. Zuerst mischte sich etwas wie Trotz und Herausforderung gegen mich mit ein: sie wollte mir gleichsam zeigen, wie man lieben könne und müsse; vielleicht auch hoffte sie noch im Stillen, eine Art Eifersucht in mir zu erwecken. Als dies nicht gelang, ich vielmehr ihrer unsinnigen Vergötterung des Kindes allen Vorschub leistete, weil ich fühlte, ich selbst konnte ihr Nichts sein, da verwandelte sich ihre Entfremdung von mir in einen förmlichen Abscheu, etwa wie wenn ein warmblütiges Geschöpf sich mit einem Amphibium gepaart findet und bis ins Mark zusammenschaudert, so oft es zufällig seine kühle Haut anrührt.

Mir that das leid genug. Ich schätzte und liebte diese Frau sehr, so viel es mir überhaupt möglich war. Aber eben darum war ich's zufrieden, daß sie nun wenigstens an dem Knaben ihre Wonne und ihren Stolz hatte, und sorgte dafür, ihr möglichst wenig meine verhaßte Person aufzudrängen, so daß ich nun wieder ganz wie in ledigen Tagen mein einsam phantasirendes Wesen trieb und die Meinigen oft eine ganze Woche lang nur so im Vorübergehn zu sehen bekam.

Der Junge war zwölf Jahre alt geworden, ein prächtiger Bursch; ich war sehr stolz darauf, daß er

mein war, und es kränkte mich, wie wenig er sich aus mir machte. Aber aus Rücksicht auf die Mutter, die ohnehin unglücklich genug war, unterließ ich Alles, was ich hätte thun können, mir den Knaben zutraulicher zu machen. Ich dachte, später werde sich das von selbst ergeben. Wenn ich jetzt einsam herumstrich, über Feld oder auf kleinen Geschäftsreisen, — immer hatte ich den Jungen in Gedanken neben mir und benahm mich recht väterlich zu ihm, unterrichtete ihn oder amüsirte ihn, je nachdem. Es war mir oft wehmüthig und dabei fast spaßhaft, daß er selbst nicht ahnte, wie gern ich ihn hatte, und durch die Brille der Mutter mich für einen gemüthlosen Menschen, einen wahren Rabenvater hielt.

Eines Sonntags so gegen Abend hatte ich gerade ein besonderes Verlangen, den lieben Jungen wiederzusehen; oder war's eine Ahnung, was mich früher als gewöhnlich von meiner Landläuferei nach Hause trieb? Ich wunderte mich, daß ich auf der Straße allerlei Leute stehen und nach unsern Fenstern hinaufschauen sah, aber es fiel mir doch nicht ein, Jemand zu fragen, und von selbst mochte mir Keiner etwas sagen, da ich eben ganz fröhlich heimkam. Ich steige also die Treppe hinauf und merke noch immer Nichts, auch wie ich oben alle Thüren offen stehen sehe. Ich trete in die Wohnstube, — da wußte ich auf einen Blick Alles.

Der Knabe lag in seinem Turnanzug auf dem Sopha, die Mutter kniete vor ihm auf dem Teppich;

Beide rührten sich nicht. Er war todt; ihre Seele war bei ihm.

Er hatte ein Turnfest mitgemacht und bei einem Sprung einen Fall auf den Kopf gethan; es war gleich aus mit ihm gewesen.

So hatten sie ihn der armen Frau nach Hause gebracht, Aerzte waren gekommen und mit Achselzucken wieder gegangen, das Gewimmel der Neugierigen und Theilnehmenden hatte sich wieder verlaufen, da ja auch Sonntag war und Jeder für den Abend noch irgend eine Lustbarkeit vorhatte, überdies die Frau Alles abwehrte und stumpf und steinern, selbst ohne eine Thräne, vor ihrem Liebling kniete.

Sie überhörte sogar mein Hereintreten. Ich stand wohl eine halbe Stunde hinter ihr und stierte in das blasse Knabengesicht, das ich den ganzen Nachmittag rothwangig und mit seinen klugen, feurigen Blicken neben mir gesehen hatte, das mich in der Wirklichkeit immer so scheu und befremdet anblickte, und das nun nie mehr lächeln und seinem Vater auch einmal liebevoll zunicken sollte. Dieser grausige Wechsel des Geschickes übermannte mich dermaßen, daß ich fürchtete, ich würde wieder verrückt werden. Ich hatte die größte Mühe, das auseinander zu halten, was Wahrheit und Einbildung war, mich zu überzeugen, daß ich in diesem Augenblick nicht etwa träumte, sondern dies unerhörte Schreckniß in der That erlebte. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn, ich war einer Ohnmacht nahe, so furchtbar

überreizte mein erbarmungswürdiges Grübeln meine armen fünf Sinne, mechanisch griff ich nach einer Wasserflasche, die auf dem Tische stand, um mir ein Glas einzuschenken.

Das Klirren der Karaffe weckte die Frau aus ihrer Erstarrung. Wie sie sich umwandte, sah sie mich trinken. Sie ahnte nicht, wie mir zu Muthe war, sie sah bloß, daß ich, wie wenn ich einer kleinen Erfrischung bedürfte, das Glas an die Lippen setzte.

Ungeheuer! rief sie mit einem Ton, der mir durch Mark und Bein drang. Unmensch! Geh hinaus! Hinaus aus diesem Zimmer, aus der Nähe dieses — Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Sie war in die Höhe gesprungen und auf mich zugestürzt wie eine Wahnsinnige. Sie wollte mich offenbar mit Gewalt hinaustreiben, damit meine kaltsinnige Gegenwart ihre Todtenfeier nicht entweihte. Aber die Kräfte verließen sie. Mit einem Stöhnen, wie wenn sie selbst den letzten Odem aushauchte, brach sie zusammen und verlor das Bewußtsein.

Ich bemühte mich wohl eine Stunde lang umsonst, sie ins Leben zurückzurufen. Eine alte Frau aus der Nachbarschaft kam mir endlich zu Hülfe. Sobald die Aermste sich wieder auf sich besann und mich an ihrer Seite sah, verzerrte sich ihr Gesicht zu einer Geberde des tiefsten Entsetzens, ihr verfärbter Mund wollte etwas stammeln, sie brachte aber keinen Ton heraus,

sondern winkte nur hastig und wie eine tödtlich Geängstigte, daß ich sie verlassen sollte.

Ich mußte ihr wohl gehorchen, ich sah, daß ihr Zustand sich nicht besserte, so lang ich blieb, die Nachbarin versprach mir, ihr beizustehen. Ich warf noch einen verzweifelten Blick auf den stillen Knaben, dann floh ich in meine Schlafkammer.

Nach einer Stunde brachte die Alte mir Botschaft. Es habe sich gebessert mit der Frau, sie habe zu Bett verlangt, geweint habe sie noch immer nicht, aber es sei das natürlich, und morgen werde sich Alles finden.

Ich beschwor die Frau, in der Wohnung zu bleiben und während der Nacht ab und zu nachzusehen; ich selbst getraute mich nicht wieder hinein. Ich schloß freilich kein Auge. Aber auch ich hatte keine Thränen; das Unheil war zu märchenhaft, um mir schon zu Herzen zu dringen.

Alles blieb still. Ein paarmal vor Mitternacht hörte ich die Alte, die sich in der Küche gebettet hatte, über den Gang schleichen und hineingehen. Dann mochte der Schlaf sie übermannt haben.

Ich hörte die Stunden der Nacht schlagen — zwei — drei — vier. Ich widerstand nur schwer der schauerlichen Sehnsucht, aufzustehen und das Gesicht meines Knaben zu betrachten. Aber ich fürchtete, den Schlaf der Mutter zu stören. Fünf hörte ich nicht mehr schlagen. Aber um sechs Uhr riß mich aus dem kurzen Schlummer die Stimme der alten Nach-

darin auf: ich sollte rasch kommen, die Thür drüben sei von innen versperrt, auf alles Klopfen und Rufen bleibe es still; wenn nur nicht die Frau —

Ich war im Nu an der Thür, aber sie widerstand auch meinem Rütteln und Hämmern. Die Alte lief nach einem Schlosser. Bis er kam, stand ich wie ein Narr vor der Schwelle, hinter der wieder ein Räthsel meines Lebens seine schauerliche Lösung gefunden hatte.

Ich weiß es noch wie heut, wie mir zu Muth war, als der Geselle eine Weile gelärmt hatte, um das feste Schloß abzubrechen, das von innen verriegelt war, und auf einmal, da die letzte Schraube abfiel, ging die Thür ganz lautlos auf, und nun galt es hineinzutreten. Das Grauen hätte mich entseelt, wenn mir nicht immer eine Stimme zugeraunt hätte: dies ist ja Alles nur ein Traum; wie kann so etwas Unmenschliches, heimtückisch Böses und Finsteres am hellerlichten Tage sich zutragen!

Und so trat ich hinein und sah —

Aber Sie erlassen mir wohl das Weitere.

Ich habe es ohnehin immer vor Augen. Meiner unseligen Phantasie ist dieses Bild so unauslöschlich eingegraben, daß es sich zwischen alle lebenden Gestalten drängt und mir am Mittag die Sonne verfinstert und meine Nächte taghell macht.

Zum Glück verließ mich nun auch die Besinnung. Wer die Unglückliche von dem Fenster, um dessen

Griff sie den Knoten geschlungen, abgenommen, wer die Aerzte herbeigeholt und alles Uebrige gethan, was ganz umsonst war, — ich weiß es nicht. Als ich wieder zu mir kam, war es schon entschieden, daß keine Rettung mehr sei.

Ich wankte in das Zimmer, wo man sie Beide neben einander aufgebahrt hatte. Der Knabe lag da mit einem friedlichen Gesicht, wie ein Schlummernder. In den Zügen der Mutter glaubte ich etwas wie eine wilde Schadenfreude zu lesen, oder wie eine trotzige Genugthuung, daß sie mir nun entkommen sei, oder die boshafte Frage: Nun, du Fischblut? Was empfindest du jetzt? Ist dir dies auch nur ein Gaukelspiel der Phantasie, eins der wechselnden Schein- und Schattenbilder dieser Welt, die dir nicht mehr Kummer schaffen, als ein schlechter Traum?

Ich gestehe Ihnen, Herr Justizrath: es war mir in allem Elend lieb, daß ich die Antwort schuldig bleiben durfte. Denn mitten durch das bitterwehe Gefühl, diese beiden Leben seien nun unwiederbringlich verloren, ich würde von dem Knaben nie ein herzliches Wort vernehmen, niemals die Augen dieser Frau mit einem milderen Ausdruck, versöhnt und theilnahmvoll wie einst, auf mir ruhen fühlen —, mitten in der dumpfen Betäubung über einen so jähen Doppelstreich des Schicksals verwandelte sich mir, was ich mit Augen sah, zum Bilde, in welchem ich selbst einen Platz einnahm; es löſ'te sich von mir ab, als ob es nicht mein

Geschick wäre, sondern es würde in irgend einem Theater ein solcher letzter Akt eines schauderhaften Trauerspiels vorgestellt, und ich hätte mein Billet bezahlt, um mich davon erschüttern zu lassen.

Sie werden mich verdammen, verabscheuen, für einen entmenschten Wilden halten, nach diesem Geständniß: ich weiß nicht, was ich war und bin, nur daß mir kläglicher dabei zu Muth war, als wenn der Schmerz mich wie ein gewappneter Mann überfallen und mir Ströme von blutigen Thränen aus den Augen gepreßt hätte.

Es ist nun gleich zu Ende, Herr Justizrath. Was nun folgt, steht ja auch großentheils in dem ersten Protocoll, das bei den Akten liegt.

Ich bin nämlich eine ganze Woche nach dem Begräbniß nicht aus dem Hause gegangen; die Leute, dacht' ich, zeigten alle mit Fingern auf mich: da geht der Mörder! So was ist nicht auszuhalten, selbst wenn einem die Hände vom Blute rein sind.

Zu Hause war's freilich auch nicht schön. In eine gewisse Ecke durft' ich nun gar nicht blicken; aber auch wenn ich in meiner Schlafkammer blieb, — ich sah doch, was ich nicht sehen wollte.

Und dabei nicht einmal weinen können! Ich wollte so gern mich selber rühren, indem ich mir alles Gute vorstellte, was in dieser Frau verborgen war, und alle Hoffnungen, die mit dem Knaben hingestorben waren.

Aber gerade wenn ich die Thränen kommen fühlte, stieg auch wieder das Spukbild vor mir auf, der Knabe kalt und starr auf dem Sopha, und daneben, am Fensterriegel, mit ihrem eigenen Strumpfband —

Oh, Herr Justizrath, das ist schauderhaft, wenn man vor Grauen und Zähneklappern sich nicht einmal grämen kann!

Nun, ich dachte, es müsse endlich auch mit mir zu Ende gehen, wenn ich in diesem Zustand bliebe. Aber mein Principal kam eines Morgens zu mir und redete mir ins Gewissen. Schämen Sie sich, sagte er; ein Mann in Ihren Jahren — und was können Sie dafür? Die Frau war schwermüthig, das kommt von dickem Blut, und dickes Blut kommt vom Stillsitzen. Sie haben auch wieder zu lange still gesessen. Wissen Sie was? In Dresden bei Feigenhorst's sel. Wittib u. Compagnie habe ich was für Sie zu thun, Sie machen sich augenblicklich auf und reisen. Es ist ein Auftrag, wozu man weder viel Verstand, — denn den haben Sie gerade nicht übrig in diesem Augenblick — noch besondere Munterkeit braucht; nur Treu' und Redlichkeit bis an das kühle Grab.

Und nun sagte er mir, um was sich's handelte. Zehntausend Thaler in holländischen Ducaten waren abzuholen; wie es kam, daß eine solche Summe in Gold durch die Hände von Schneidewin Söhne und Compagnie ging, wird Ihnen so gleichgültig sein, wie mir selbst.

Also nach Dresden, noch denselbigen Tag.

Es hatte gar keine Schwierigkeiten, daß mir Feigenhorst's sel. Wittib das Geld auslieferte. Man kannte mich als den Vertrauensmann von Schneidewin Söhne und Compagnie, und so bekam ich das viele Gold und mußte noch ein Glas Wein mit dem ersten Buchhalter trinken, und er fragte nach meinen Familienverhältnissen.

Ich erzählte ihm davon, was ich für gut fand. Aber unterm Erzählen stieg mir das Haar wieder zu Berge. Jetzt wieder in die Wohnung zurück, wo diese Gespenster herumspukten —!

Ich brachte es nicht übers Herz. Und warum auch? Was hatte ich dort zu suchen? Was überhaupt in der Welt zu suchen, das nicht jeder Andere — Und dann, mein Kopf fing schon wieder an so seltsame Risse zu kriegen, wie damals, ehe sie mir die Douchen applicirten. Ich merkte, daß ich manchmal lachte, wo nicht gerade was zu lachen war. Dann sagte ich mir das große Einmaleins her, darauf wurde es besser. Aber so recht konnte ich dem Frieden doch nicht trauen.

Und nun Abends im Gasthof, wie ich die Masse Gold in meinen Handkoffer packte — Ich bin gewiß nie habgierig gewesen, Herr Justizrath. Aufs Erwerben war ich so wenig erpicht, wie aufs Zusammenhalten. Ich hatte ja alle Schätze der Welt, so bald ich mir's nur vorstellte. Aber wie ich da so im Golde

wühlte und mir dachte: du wärst jetzt ein ganz freier Mann, wenn du das hättest, du brauchtest nicht zu den Gespenstern zurück, bis Mexico könntest du oder bis Californien und da noch einmal so viel aus der Erde graben oder aus dem Fluß waschen —

Herr Justizrath, Sie halten mich nicht für einen Schuft; so wahr ein Gott im Himmel lebt: ich dachte nicht daran, daß es Unrecht sei, mit dem Golde das Weite zu suchen. Zum Ueberfluß hatte ich ja mein väterliches Haus. Noch an demselben Abend setzte ich mich hin und schrieb an Schneidewin Söhne u. Comp., daß ich dieses mein Haus ihm als Pfand ließe, oder wenn er lieber wolle, könne er es auch gleich zu Gelde machen, übrigens würde ich ihm von San Francisco aus das ganze Capital sammt Zinsen —, und so weiter —

Und andern Morgens reis'te ich richtig ab. Mein Principal erwartete mich erst in acht Tagen; ich hatte mich ein bischen zerstreuen und noch allerlei Bagatellgeschäfte nebenher abwickeln sollen. Ich hätte also die schönste Zeit gehabt, mich bis ans Ende der Welt zu retiriren. Statt dessen fuhr mir eine alte Schnake durch den Kopf: ich wollte den Umweg nicht scheuen, um in Blaubeuern den berühmten Blautopf zu sehen, von welchem ich eine so schöne Geschichte gelesen hatte, von der Nixe Lau und anderen curiosen Abenteuern.

Also nahm ich meinen Weg nach Süden, statt etwa nach Hamburg oder Bremen und dann directe

nach dem Goldland. Der Blautopf lag mir Tag und Nacht im Sinn, und nur wenn ich an ihn dachte, sah ich meine Spukgestalten nicht und fand einigen Schlaf, der mir sonst mehr und mehr abhanden kam.

Ich weiß nicht, ob Sie Bläubeuern kennen, Herr Justizrath. Es ist nicht eben Viel daran zu sehen, ein kleines schwäbisches Nest, wie es viele giebt; aber der Blautopf ist nicht zum zweiten Mal auf der Welt, und die berühmte italienische blaue Grotte —

Uebrigens ist das Geschmackssache. Die Grotte sah ich am hellen Mittag in Gesellschaft von Franzosen und Engländern, den Blautopf ganz allein, von Abend bis Mitternacht.

Das war nämlich am ersten Tag, als ich kaum im Gasthof abgestiegen war und meinen Handkoffer mit dem vielen Gold verschlossen hatte. Am folgenden Morgen war ich gleich mit Tagesanbruch wieder an Ort und Stelle, und nur zum Essen ging ich auf eine Stunde in die Stadt zurück. Die Leute hielten mich für einen verrückten Engländer, während ich doch gerade darum so hartnäckig auf meinem Posten saß, um nicht verrückt zu werden.

Denn es ist höchst seltsam, Herr Justizrath: so lange ich in den klaren Spiegel dieses kleinen Weihers blickte, die Perlen beobachtete, die sich an dem Holzwerk und den Steinen im Grunde ansetzten, und wie der Schatten der Bäume ringsum die milchblaue, krystallhelle Farbe nicht zu verdunkeln vermochte, auch

Gewölk oder Sonnenschein den Spiegel nicht veränderte, — da wurde mir so wohl, wie nie in meinem Leben. Ich weiß es selbst nicht zu erklären, aber alle Angst und Unruhe ließ von mir ab, die schrecklichen Bilder meiner Lieben wagten sich nicht in diesen Bezirk, es war mir dort wie dem Muttermörder Orest in dem heiligen Hain, wohin ihn seine Quälgeister nicht verfolgen durften.

Manchmal auch war mir zu Muth, als säße ich da vor dem Eingang zu einer Welt, in der ich eigentlich weit mehr zu Hause wäre, als droben. Ich müsse nur geduldig warten, aber es könne nicht fehlen, die Frau Lau werde eines Tages herauftauchen und mich dann mitnehmen in dieses geheimnißvolle Reich, — und was solcher Träume mehr waren, mit denen ich Ihre kostbare Zeit nicht verderben will.

Es wurde mir leider nicht mehr lange vergönnt, mein Standquartier am Blautopf zu behaupten. Eines Tages kamen zwei Herren, die mich unter Vorzeigung eines Verhaftsbefehls nebst Steckbrief ersuchten, ihnen zu folgen. Meinem alten Principal war die Zeit endlich doch zu lang geworden.

Ich begriff erst nicht, warum er die Sache so übel nahm. Mein Brief wegen des Hauses — aber richtig, da saß ja der faule Fleck. Wie hatte ich mir herausnehmen können, dieses Verkaufsgeschäft so einseitig abzumachen, ohne nur einmal anzufragen, ob der andere Theil es auch zufrieden sei. Und überdies

hörte ich hernach, daß mein Haus längst mit Hypothekenschulden belastet und kaum den zehnten Theil der Summe mehr werth sei, die ich in Dresden erhoben hatte. Was man dabei zu meinen Gunsten vorbringen kann, um wenigstens die absichtliche Unterschlagung von mir abzuwälzen, das haben Sie selbst bei Ihrer Vertheidigung so schön gesagt, daß mir's in der Seele wohl gethan hat.

So also, Herr Justizrath, ist das gekommen. Ich bitte nur um Entschuldigung, daß ich es Ihnen so umständlich erzählt habe. Ich gestehe Ihnen, wie ich schon Eingangs dieser langen Schreiberei gesagt: es war mir sehr gleichgültig, was man mit mir anfangen würde. Wenn auch weise und gütige Männer, wie Sie, theuerster Herr, mich mehr beklagen als verdammen, — meine Ehre ist einmal angefressen — es thut mir zwar nicht sehr weh, und den Menschen gehe ich ohnehin lieber aus dem Wege — aber Schneidewin Söhne u. Comp. werden die Narren nicht sein, einen so ausgemachten Narren im Geschäft zu behalen. Und so werde ich als ein bettelhafter Mensch meine übrigen Tage — Gott weiß wie viele noch — hinfristen, und dann" — —

Hier brach die Schrift plötzlich ab; auf die leere Rückseite des letzten Blattes war von anderer Hand die Notiz hinzugefügt:

Fritz W. war am 6. April 185. von den Geschworenen des Verbrechens der Unterschlagung anvertrauter Gelder nicht schuldig erklärt und sofort frei entlassen worden. Mein Vater, der seine Vertheidigung geführt hatte und sich immer mit dem Vorsatz trug, dieses Aktenstück später einmal in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, hat uns erzählt, daß sein Client gleich nach der Freisprechung aus der Stadt verschwunden und nicht wieder aufzufinden gewesen sei. Sechs Wochen hernach habe im schwäbischen Mercur gestanden, daß man die Leiche eines Mannes, in welchem alle Augenzeugen den räthselhaften Fremden von damals wieder erkannt, aus dem Blautopf gezogen habe. Er müsse heimlich bei Nacht angekommen sein und die That mit allem Vorbedacht vollbracht haben. Seine Taschen waren mit Steinen beschwert. Die Geldsumme, die er durch den Verkauf seines Hauses gelöſ't, habe sich noch vollständig bei ihm vorgefunden.

Judith Stern.

(1874.)

Vor mehreren Jahren erneuerte ich auf der Fahrt von Dresden nach Leipzig eine Bekanntschaft, die im Schatten des hängenden Thurms von Pisa begonnen und in Florenz am Fuß von Giotto's Glockenthurm geendet hatte.

Der Mann in den Fünfzigen, den ich anfangs nach seiner Kleidung und gewissen brittischen Accenten seiner deutschen Rede für einen Engländer gehalten, hatte sich bald als einen guten Deutschen zu erkennen gegeben, der in jüngeren Jahren nach London übergesiedelt war, wo er ein großes Geschäft mit Juwelen, geschnittenen Steinen und alterthümlichem Goldschmuck etablirt hatte. Er pflegte alle drei, vier Jahre Italien zu bereisen, um Einkäufe zu machen. Daß er glücklich verheirathet sei, ein Haus voll wohlgerathener Kinder habe und sich von Jahr zu Jahr schwerer von seinem behaglichen Herde trenne, erfuhr ich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins, da wir in derselben Trattorie unser Mahl einnahmen. Denn so sehr er im äußeren Zuschnitt zum Engländer geworden

war, so wenig hatte er von der Zugeknöpftheit seiner neuen Landsleute angenommen. Vielmehr schien es ihm herzlich wohlzuthun, Jemand begegnet zu sein, der das Heimweh nach Frau und Kindern ganz in der Ordnung fand.

Seine Frau, erzählte er mir, war eine Deutsche, die Kinder alle deutsch erzogen. Er selbst zeigte sich ungewöhnlich gebildet, da er beständig deutsche Bücher las, um mit allen geistigen Bewegungen in seinem Vaterlande fortzuleben. Auf meine Frage, warum er bei so starkem Heimathsgefühl dennoch in der Fremde sein Leben gegründet habe, erwiederte er kurz: in seiner jungen Zeit habe er keine freie Wahl gehabt, und später — sei es eben zu spät gewesen.

Sein helles, offenes Gesicht — er war noch immer ein auffallend schöner Mann, ohne ein einziges Zeichen des Alters — verdunkelte sich einen Augenblick; der Schatten einer ernsthaften Erinnerung flog darüber hin. Sogleich aber wurde er wieder heiter und blieb es die vier Tage hindurch, die wir noch zusammen verlebten. Er hatte alle Winkel Italiens durchstöbert, kannte überdies Spanien und Griechenland und ein gut Stück von Frankreich, und die Feinheit und Eigenheit seines Kunsturtheils hätte manchen unserer Professoren der Kunstgeschichte beschämt, die nur ein paar Museen durchlaufen haben.

Als wir uns in einer schönen Sommernacht auf dem Florentiner Domplatze trennten, versprachen wir

uns freilich von einander hören zu lassen. Es kam, wie vorauszusehen war, nicht dazu. Desto größere Freude war es mir, zehn Jahre später das wohlbekannte Gesicht im Gewühl des Dresdener Bahnhofs wieder auftauchen zu sehen.

Er war völlig unverändert, die blonden Haare ein wenig gelichtet, aber immer noch ohne einen Anflug von Grau. Auch seine herzliche Art, sich mitzutheilen, war sich gleich geblieben.

Sie werden mich etwas stiller und einsilbiger finden, als bei unserm ersten Begegnen, sagte er. Aber wenn Sie bedenken, daß ich seit fünfunddreißig Jahren zum ersten Mal wieder in diese Gegend komme, wo ich eigentlich zu Hause bin, können Sie wohl begreifen, daß mir allerlei durch den Kopf geht. Ich werde das natürlich für mich behalten; meine sentimental journey soll Sie nicht langweilen. Plaudern wir lieber von der Kunst; nur nicht von den beiden Holbein'schen Madonnen, über die jetzt ein so hitziger Kampf entbrannt ist. Ich gestehe Ihnen, daß ich trotz des englischen Klima's nicht gern im Nebel fechte, und ehe hier die matter-of-fact-Frage deutlicher zu Tage liegt, ich meine, ehe man nicht die Darmstädterin von allen späteren Zuthaten gereinigt hat, möchte ich nicht für oder wider plaidiren.

Ich hatte eben so wenig Lust dazu, und so waren wir bald wieder weit weg von deutschen Kunsthändeln, mitten in südlichen Erinnerungen.

Ich bemerkte aber wohl, daß mitten im lebhaftesten Gespräch mein trefflicher Freund zuweilen verstummte, die Gegend, die wir durchflogen, musterte, oder in seine Gedanken versank. Als wir endlich Grimma erreichten, erhob er sich von seinem Sitz und griff nach dem Handgepäck.

Hier bleibe ich über Nacht, sagte er. Ich bin hier geboren worden und möchte mich einmal umsehen, ob die alte Fürstenschule, wo ich mein bischen Latein gelernt habe, noch auf dem alten Flecke steht. Sehen wir uns in Leipzig? Wir hätten uns doch wohl noch Manches zu sagen.

Sie werden heute Abend lieber allein sein wollen, versetzte ich. Sonst würde ich Ihnen auch in Grimma so gern wie in Pisa Gesellschaft leisten.

Ist das Ihr Ernst? fragte er rasch. So halte ich Sie beim Wort. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit einer gewissen Gespensterfurcht daran denke, hier zu übernachten, und Ihnen sehr dankbar sein werde, wenn Sie bei mir bleiben wollen.

Aber freilich, setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, die nächsten Stunden werde ich nicht mit Ihnen theilen können. Wir finden uns dafür Abends desto behaglicher wieder zusammen, wenn ich meine Runde gemacht und Alles hinter mir habe, was dahinten liegt.

So geschah es denn auch.

Der „Kronprinz" in Grimma, obwohl das vornehmste Hotel der Stadt, ist noch ein Gasthof des

guten alten Schlages, wo dem Reisenden zu Muthe wird, als genösse er die Gastfreundschaft menschenfreundlicher guter Leute, die ihre eigene Wohnung räumen, um Fremden darin eine Herberge zu gewähren. Das stattliche Auftreten meines Begleiters, obwohl er sich als ehemaligen Mitbürger der alten Wirthin nicht sogleich zu erkennen gab, verschaffte uns die Begünstigung, daß man uns das beste Zimmer aufschloß, einen förmlichen Saal mit fünf Fenstern, mit Möbeln ausgestattet, die vor fünfzig Jahren das Neueste und Kostbarste gewesen waren, was zu einer Brautaussteuer nur aufgetrieben werden konnte. Es fehlte auch nicht die „Servante" mit vergoldeten Tassen, silberner Zuckerschale und Zuckerzange, dem Bouquet aus Haarblumen, dem Pudel aus Filigranglas und mancherlei künstliche Sächelchen, und die Wände waren mit alten Kupferstichen reichlich behangen. Zwei bequeme altmodische Betten standen in den entgegengesetzten Ecken, die Sauberkeit der Vorhänge und des Linnenzeugs stammte gleichfalls aus der guten alten Zeit.

Sie haben doch nichts dagegen, daß wir Schlafkameraden sind? sagte mein Begleiter. Ich verspreche, Sie nicht zu stören, auch wenn ich selbst etwa lange wach bleiben sollte. In diesem Zimmer geistet es ein wenig. Hier habe ich die silberne Hochzeit meiner Eltern mitgefeiert. Die Gäste von damals sind jetzt sämmtlich „beim Nachtmahl", wie Hamlet sagt, bis

auf mich selbst, der damals doch nicht der Jüngste war. Aber ich will Sie nicht mit meinen Reminiscenzen von long long ago langweilen. Good bye und auf Wiedersehen at supper!

Er verließ mich, und ich folgte ihm nach einiger Zeit, um die Stunden bis zum Dunkelwerden mit einer Wanderung durch das Städtchen hinzubringen. Es war im April, eine rauhe Schneeluft strich durch die sauberen Straßen, draußen an den Ufern der Mulde, die im Sommer sehr lieblich sein mögen; jetzt aber noch in den ersten fröstelnden Knospen standen, war es so wenig geheuer, wie droben auf der Gattersburg, wo ich froh war, die Aussicht hinter sicheren Scheiben zu genießen. Fast bereute ich es, meinem englischen Freunde, der vielleicht nur aus Höflichkeit meine Gesellschaft angenommen hatte, hierher gefolgt zu sein. Ein Gefühl der Leere und Zwecklosigkeit, das auf der Reise sich nur allzu leicht einstellt, eine ganz unfruchtbare Melancholie und stimmungslose Nüchternheit überschlich mich immer verdrossener. Ich war froh, als der Tag zu Ende ging und mit dem Abendessen wenigstens eine greifbare Aufgabe an mich herantrat.

Auf dem Rückwege nach dem Gasthofe war ich beim Kirchhof vorbei gekommen, hatte mich aber wohl gehütet, ihn zu betreten, da ich meinen Gefährten darin herumwandeln sah. Ich war darauf gefaßt, ihn von diesem nachdenklichen Gange in sehr gedrückter Stimmung zu mir zurückkehren zu sehen. Desto erfreulicher

überraschte mich die heitere Miene, mit der er in den Speisesaal eintretend mich begrüßte. Es schien nun wirklich Alles „hinter ihm zu liegen."

Das Wort „Speisesaal" ist mir nur aus Versehen in die Feder geflossen, da man gewohnt ist, den Raum so zu benennen, der in einem Gasthof zum Einnehmen der Mahlzeiten dient. In Wahrheit besitzt der „Kronprinz" nur ein einziges Gemach, das über das übliche Zimmerformat hinausgeht: unsern fünffenstrigen Schlafsaal. Die beiden Zimmer zu ebener Erde nächst der Küche gelegen erfüllen indessen den Zweck, hungrige Wanderer zu laben, darum nicht schlechter, weil sie zugleich die Wohnzimmer der Familie sind, die sich bescheiden in einen Winkel zurückzieht, sobald die beiden Gasttische sich füllen. Nur der Nähtisch auf dem erhöhten Tritt an dem einen Fenster, der Großvaterstuhl an dem andern und der kleine alterthümliche Schreibsecretär erinnern an die anderen Arbeiten, denen man zwischen diesen traulichen Wänden obzuliegen pflegt. Nicht zu vergessen das anmuthige Gesicht der jungen Wirthstochter, die der Kellnerin selbst beim Bedienen der Gäste an die Hand geht, während in der fernsten Ecke die alte Wirthin Alles überwacht und dafür sorgt, daß die Ehre des Hauses keinen Schaden leide.

Es war heut ungewöhnlich leer und still hier unten. Nur ein einzelner Weinreisender, ein paar sehr alte Stammgäste und eine Base der Haustochter saßen vereinzelt in den beiden Zimmern, und kaum ein Flü-

stern wurde zwischen den Frauenzimmern in der Ofenecke hörbar. Der tückische Nachwinter hatte alle Frühlingsgäste, die sonst von Leipzig herüberschwärmen, fern gehalten. Im Uebrigen ist Grimma nicht eben ein Ziel für Touristen. Wir Beide, mein Londoner Freund und ich, erregten deßhalb einige Neugier bei dem weiblichen Personal, da man uns nicht für Kaufleute nehmen wollte und sich über den Zweck unseres Aufenthalts fruchtlos den Kopf zerbrach.

Wir hatten halblaut und von gleichgültigen Dingen geplaudert, während wir unser sehr lobenswürdiges Mahl verzehrten und einen ländlich sittlichen Wein dazu tranken. Dann bestellte mein Gefährte zwei Gläser Punsch, stand zugleich auf, und indem er der Wirthin näher trat, bat er mit der gewinnenden Gentleman-Höflichkeit, die ihm eigen war, um Erlaubniß, den Punsch an ihrem Tische und in ihrer Gesellschaft trinken zu dürfen, da er ein alter Bekannter sei, dessen sie sich freilich wohl nicht mehr entsinnen werde.

Diese Worte wirkten wahrhaft zaubergleich auf die Stimmung der guten Frauenzimmer, die auf einmal von ihrer Spannung in Betreff unseres Reisezweckes erlös't und mit einem endlosen Gesprächsstoff versehen wurden. Ich machte bei all diesen persönlichen Nachfragen und Auskünften den schweigsamen Zuhörer, bis ich merkte, daß der jungen Tochter die alten Familiengeschichten nicht viel interessanter waren, als mir, worauf wir uns in ein lebhaftes literarisches Gespräch

einließen. Das Jungfräulein hatte an dem Näh-tischchen in der Fensternische manche Stunde die Nadel ruhen lassen über einem neuen Buch und sich mehr dabei gedacht als manche großstädtische Leserin.

Dazwischen hörten wir Beide auch wieder dem Gespräch der Anderen zu, und als mein Freund bemerkte, daß er auf dem Kirchhof gewesen, seiner Eltern Grab nach seiner Anordnung wohl gepflegt, aber viele der merkwürdigsten Grabsteine nicht mehr vorgefunden habe, bemerkte die Tochter des Hauses, es sei ihr selber um Manches leid, was beim Aufräumen zertrümmert oder beseitigt worden sei, vor Allem um einen alten Denkstein, den sie jedesmal betrachtet habe, so oft sie den Friedhof betreten.

Sie beschrieb das Bildwerk darauf sehr anschaulich. Es stellte die feierlich-groteske Scene dar, wie am Todtenbette einer Frau ein Engel und ein Teufel sich um die arme Seele streiten, die mit dem letzten Athemzug dem Munde der Sterbenden entfährt. Der Engel habe an dem rechten Arm gezerrt, der Teufel am linken, es sei aber deutlich zu erkennen gewesen, daß die Gnade den Sieg behalten werde.

Jetzt habe man das Monument, das freilich stark verwittert gewesen, im Innern der Kirche an einer dunklen Wand eingemauert, wo es kaum noch zu erkennen sei.

Sie glauben doch nicht mehr an Teufel und Engel, Fräulein? mischte sich auf einmal der Weinreisende in das Gespräch. Er hatte sich eine Cigarre

angezündet und blies mit überlegenem Lächeln den Rauch in kunstvollen Ringen in die Luft, während er in der offenen Thür zwischen beiden Zimmern gar anmuthig seine schlanke Figur schaukelte.

Das Mädchen, aus ihrer Harmlosigkeit aufgeschreckt, hatte nicht gleich eine Antwort auf diese Gewissensfrage. Ich aber, durch den Umgang mit meinem verstorbenen Freunde Julius Braun, der ein Buch: „Die Naturgeschichte des Teufels" schreiben wollte, in diese Materie tiefer eingeweiht und überdies geneigt, die Partei des Schwächern zu nehmen, konnte der Versuchung nicht widerstehen, gegenüber diesem hochmüthigen Teufelsleugner den advocatus diaboli zu machen. Ich erklärte, die neueren Forschungen hätten es wieder sehr wahrscheinlich gemacht, daß es über- und unterirdische Gesellschaftsklassen gebe, die sich bisher aller Statistik und Volkszählung entzogen hätten. Ein Mann der Wissenschaft, Geheimrath Ringseis in München, habe ein werthvolles und sehr beachtenswerthes Buch über die Krankheiten der Engel geschrieben. Was den Teufel betreffe, so sei derselbe von zu derber Constitution, um der medicinischen Facultät jemals interessant zu werden. Desto mehr gebe er sämmtlichen anderen Wissenschaften auf zu rathen, von der Theologie ganz zu schweigen, die ihn bekanntlich aus jedem einzelnen Christen bei der Taufe austreibe und ein lebhaftes Interesse dabei habe, ihn nie ganz loszuwerden. Ja, wenn es wirklich keinen gäbe,

würde sie sich einen erfinden, aus Zweckmäßigkeitsgründen, die nicht hierher gehörten. Es sei aber keine Gefahr. Die Weisheit aller Völker von den ältesten Zeiten an —

Und hier folgten nun so massenhafte Citate aus dem ungeschriebenen Werke meines mythologischen Freundes, daß dem leichtfertigen Materialisten auf der Thürschwelle das Lachen verging und die Uebrigen mir mit so großen Augen zuhörten, wie wenn ich die schönsten Spukgeschichten erzählte.

Nur das junge Mädchen schien zweifelhaft, ob es mir mit meiner Gelehrsamkeit rechter Ernst sei. Als ich endlich mit der Schutzrede für jenen schwer Verkannten zu Ende war, wandte sie sich an meinen älteren Gefährten, der bei der ganzen Teufelsdebatte kein Wort hatte laut werden lassen.

Glauben Sie auch daran? fragte sie treuherzig. Sie schien das Zutrauen zu ihm zu haben, daß er in einer so ernsthaften Angelegenheit sich keinen Scherz mit ihr erlauben würde.

Er antwortete auch mit ganz ruhiger Miene, so daß ich selbst nicht sogleich wußte, ob doch wohl der Schalk dahinter lauere:

Ich, liebes Fräulein? Ich bezweifle nie, was ich mit Augen gesehen habe.

Und Sie hätten wirklich — Etwas gesehen?

Mehr als mir lieb war, und zwar in derselben

Stunde Teufel und Engel neben einander, so leibhaft, wie ich Sie jetzt vor mir sehe.

Das gute Kind fuhr unwillkürlich zusammen. Sie wollen mich necken, sagte sie, und eine leichte Röthe flog über ihr hübsches Gesicht. Sie hätten, bei vollem Verstande und ganz wach — einen Engel gesehen und —

Und einen Teufel, gewiß, so satanisch als man ihn sich nur vorstellen mag.

O erzählen Sie! bat die junge Base, während sie zugleich ihrer Freundin näher rückte und den Arm um ihren Leib schlang.

Ich bin begierig, wahrhaftig! rief der Weinreisende, der jetzt in unser Zimmer trat.

Nein, was man nicht Alles erlebt! sagte die Wirthin, indem sie die Lampe etwas höher schraubte.

Mein Freund blieb immer noch ernsthaft. Die Sache ist nur allzu wahr, fügte er hinzu. Aber eben deßhalb bin ich leider nicht in der Lage, sie Ihnen mittheilen zu können. Auch ist es spät; wir wollen morgen mit dem ersten Zuge weiter. Sie haben wohl die Güte, Frau Wirthin, mich um halb sechs Uhr wecken zu lassen. Gute Nacht, meine Damen!

Mit diesen Worten stand er auf und sah sich nach seinem Leuchter um. Der Weinreisende ließ ein kurzes Auflachen hören, wie wenn er sagen wollte: So kann man sich freilich bequem aus der Affäre ziehen! Dann empfahl er sich mit einer eleganten Verbeugung gegen

die jungen Damen und mit der Bemerkung, wenn er auch im Uebrigen nicht an Engel glaube, so seien die Anwesenden doch allemal ausgenommen.

Damit ging er achselzuckend, ohne uns zwei Abergläubige eines Grußes zu würdigen, eine Arie aus Robert dem Teufel pfeifend in sein Zimmer hinauf.

Wir folgten ihm auf dem Fuße. Oben jedoch merkten wir zu unserm Verdruß, daß wir seine Gesellschaft so bald noch nicht loswerden würden. Er wohnte in dem Zimmer nebenan, das nur durch eine dünne Wand aus Fachwerk von unserm Sälchen geschieden war. So hörten wir nicht nur sein ganzes Opernrepertoire, daß er unermüdlich herunterpfiff, von Mozart bis Offenbach, sondern auch dazwischen seine Unterhaltung mit dem Stubenmädchen, der er alle Augenblicke klingelte, um ihr zu erklären, daß sie ein Engel sein würde, wenn —

Das Uebrige mehr im Offenbach'schen, als im Mozart'schen Stil.

Mein Gefährte, nachdem er dies eine Weile geduldet hatte, ergriff seinen Hut. Es ist zwar nicht die beste Temperatur für einen Nachtspaziergang, sagte er. Aber ich werde doch noch ein paar Straßen ablaufen, bis die Luft hier rein ist. Wollen Sie mit mir gehen?

Ich war gern dazu bereit. Als wir in der todtenstillen Straße etwa hundert Schritte gewandelt waren, sagte mein Begleiter:

Es hilft nichts, ich werde diese Bilder nicht los.

Und nach Allem, was wir Zwei von einander wissen, käme es mir fast wie ein Unrecht vor, wenn ich auch Ihnen die Geschichte vorenthielte, die mir vorhin bei Ihrem theologischen Gespräch durch den Kopf ging. Die Einzigen, denen ich es schuldig wäre, das Schweigen nicht zu brechen, sind nun auch heimgegangen; und für die Incarnation des Bösen, die dabei eine Rolle gespielt und seitdem spurlos verschwunden ist, ist mir nicht bange. Wenn sie wirklich noch zwischen Himmel und Erde herumspukt, wird sie es sich zur Ehre rechnen, daß ihr Andenken noch nicht erloschen ist.

Machen Sie sich aber auf keine unerhörte Begebenheit gefaßt, auf kein Mysterium oder Mirakel. Wenn Himmel und Hölle mitspielten —

Aber ich will Sie mit allen Vorreden verschonen.

Bemerken Sie dort in dem engen Gäßchen das Haus mit dem steilen Giebel? Es sieht sich nur bei Nacht noch ähnlich, durch jenes hohe Dreieck, das es nach wie vor der Straße zukehrt. Im Uebrigen ist jetzt eine blanke Façade darangetüncht, und Niemand ahnt, wie armselig das Häuschen vor sechs Jahrzehnten aus den kleinen geflickten Scheiben sah, als meine geringe Person dort zum ersten Mal die Wände anschrie.

Ich war das sechste Kind meines Vaters, der als Zeichenlehrer der hiesigen Fürstenschule nicht gerade in glänzenden Verhältnissen lebte. Meine Geschwister, fünf muntere Mädchen, wurden frühzeitig ehrlich und

nothdürftig untergebracht, ich aber blieb bis in mein achtzehntes Jahr bei den Eltern, theils weil ich als Lehrerssohn die Schule frei hatte, theils weil mein guter Vater eine wahrhaft närrische Liebe zu mir hegte und auf mein Zeichentalent die größten Hoffnungen setzte.

Wie ich nun aber die Prima absolvirt hatte, sanza infamia e sanza lodo, da in der That meine paar künstlerischen Gaben den strengeren Studien hinderlich waren, war's zum größten Kummer des guten Alten mit seinen eigenen Kräften so auf die Neige gegangen, daß er seine Stelle aufgeben, sich mit der schmalen Pension begnügen mußte und auch nicht daran denken konnte, seine Privatstunden fortzusetzen. Damit fiel auch das schöne Luftschloß über den Haufen, daß ich die Dresdener Akademie besuchen und dort ein berühmter Maler werden sollte.

Was aber nun mit mir anfangen? Zum Studiren, auch wenn es minder kostspielig gewesen wäre, zeigte ich geringe Lust; zu einem Handelsgewerbe noch weniger. Also erschien es wie ein ganz besonderes Glück, daß sich ein Leipziger Juwelier, dessen Name damals sehr bekannt war, in der Zeitung nach einem jungen Menschen umsah, der Talent zum Zeichnen habe und bei ihm in die Lehre treten wolle.

So kam ich als ein achtzehnjähriger junger Bursche, an Leib und Seele unschuldig, ein rechter Muttersohn, aber die ganze Seele voll Lebensdurst und Sehnsucht nach allem Schönen und Herrlichen in die

große Stadt, und in dieser gleich in das Haus, das für all diese jugendlichen Triebe mehr Nahrung bot, als irgend ein anderes des damaligen Leipzig.

Mein Brodherr und Meister war ein jüdischer Mann, David Stern geheißen, einer der seltensten Menschen, die mir je begegnet sind. Aus kleinen Anfängen als Händler mit Juwelen und alten Kunstwerken, hatte er sich zu einem der bedeutendsten Kunstkenner jener Zeit heraufgearbeitet und sein Juweliergeschäft dergestalt in Flor gebracht, daß man in England, Frankreich und Italien seinen Namen kannte und seine Geschäftsverbindungen sogar bis nach Amerika hinüberreichten. Er selbst war einige Jahre in Rom gewesen, um dort an der classischen Quelle des Geschmacks sich in der Juwelierkunst auszubilden. Als er zurückkehrte, richtete er sofort mit einigen Gehülfen, die er mitgebracht, eine Werkstatt ein, in welcher nur das Feinste und Beste gearbeitet wurde. Auch den Bilderhandel trieb er daneben fort, seine Hauptleidenschaft aber waren Gemmen und Cameen, und die seltensten Stücke, die er besaß, wuchsen ihm persönlich so ans Herz, daß er selbst den lockendsten Gelegenheiten, einen vortheilhaften Handel damit zu machen, widerstand und seinen Reichthum lieber auf andere Weise vermehrte, als mit der Zersplitterung seiner Sammlung.

Es war überhaupt ein großartiger Zug in ihm, weit erhaben über der gewöhnlichen jüdischen Gewinnsucht, und neben dem Hang zur Kunst hatte seine Seele noch

Raum für die Schätze der Weisheit, die er zunächst in den Ueberlieferungen seines Volkes aufgespeichert fand, ohne daß er, was man so sagt, ein Stockjude gewesen wäre. Er sprach nicht viel davon, aber in seinen freien Stunden las er Alles, was die Philosophie jener Tage Bedeutendes hervorbrachte, und unter den klugen Leuten, die er oft an seinem Tische sah, behielt er wenigstens in meinen Augen immer Recht, wenn auch durchaus nicht nimmer das letzte Wort.

Er war nichts weniger als schön, oder auch nur von jener imposanten patriarchalischen Würde der Erscheinung, wie man sie in seinem Volke so häufig findet: eine unansehnliche Gestalt von mittlerer Größe, die Haare schon im Ergrauen, die Züge des Gesichts schlicht und fast alltäglich, bis auf ein paar außerordentlich kluge braune Augen und einen Mund, der beständig zu sprechen schien, und dem man nicht zutraute, daß er jemals ein hartes, rohes oder einfältiges Wort über die Lippen bringen könne. Wenn er aber lachte oder eines der unzähligen drolligen oder tiefsinnigen jüdischen Geschichtchen erzählte, konnte ihm Niemand widerstehen, und selbst schöne Frauen gestanden dann, daß David Stern durchaus kein häßlicher Mann sei.

Die Schönste von Allen, denen er je zu gefallen gewußt hatte, war sein eigenes Weib.

Ich bin jetzt ein ziemlich alter Mensch, habe, da ich weit herumgekommen bin und überall die Augen

offen hatte, mehr Frauenschönheit gesehen, als die Meisten sich nachsagen können, und bin mit einer Frau verheirathet, die noch jetzt, da wir große Kinder haben, wie in meinen Bräutigamstagen meinen Augen wohlgefällt. Und doch, wenn ich an die Stunde denke, wo ich zum erstenmal vor der Frau meines Lehrherrn stand, ist mir's, als spürte ich wieder den elektrischen Schlag, der mich damals vom Kopf bis in die Fußspitzen durchzuckte.

Ich war freilich ein grüner Neuling damals. In meiner kleinen Vaterstadt hatte ich wohl allerlei hübsche Mädchen gesehen und vor Kupferstichen und Gypsköpfen, die ich zeichnete, eine schüchterne Ahnung gewonnen, daß es noch ganz andere Wunder Gottes geben müsse, als die Tochter des Apothekers und die Nichte des Rectors. Nach Dresden in die Galerie war ich nie gekommen. Und was ist auch in so blutjungen Jahren alle Wonne und Herrlichkeit eines Tizian oder Rafael gegen ein Stück vollkommener Natur, das athmet und lächelt und sich regt und bewegt!

Und nun diese Frau!

Sie war höchstens ein oder zwei Jahre älter als ich, aber schon vier Jahre verheirathet. Sie wissen, wie früh die Jüdinnen ausreifen. Als ich von ihrem Manne, der mich gleich als einen zum Hause Gehörigen, förmlich wie einen eigenen Sohn empfing, in das Gartenzimmer geführt wurde, damit auch die Frau mich kennen lernte, stand sie gerade an einem großen Fenster,

vor welchem tropische Gewächse grünten, und hielt auf jedem Arm ein Kind. Ein Jahr nach ihrer Verheirathung hatte sie Zwillinge geboren, hernach kamen keine Kinder mehr. Die Knäbchen waren etwa im zweiten Jahr, die Abbilder ihrer schönen Mutter, die von der doppelten Last, obwohl es ungewöhnlich kräftige Kinder waren, durchaus nicht beschwert schien. Sie war, wie ich später bemerkte, — denn in jener ersten Stunde schwankten mir alle Sinne — vom schönsten Wuchs, einen halben Kopf größer als ihr Gatte, in späteren Jahren wurde sie etwas zu stark; damals aber war es nur die schönste Lebenskraft und -Fülle des jungen Weibes, das nie eine kranke Stunde gehabt, nie Mangel gelitten hatte und, was die Hauptsache war, das Blut eines jener alten königlichen Geschlechter des Orients unvermischt in den Adern trug.

Ich will Ihnen das Gesicht nicht zu schildern versuchen. Nur das noch, daß die Züge nicht eigentlich die regelmäßigsten waren, aber auch den sogenannten jüdischen Typus nicht auf den ersten Blick verriethen. Nur die ganze Complexion, das unschuldige Feuer in den Augen, die milchweiße, ganz gleichmäßige Blässe der zarten Haut — basta! ich merke, ich fange doch an zu malen.

Sie hieß mich, ohne die Bübchen von den Armen zu lassen, mit der gütigsten Miene willkommen, fragte nach meinen Leuten zu Haus und sagte, daß ich mich nur dreist an sie wenden möchte, wenn ich irgend ein

Anliegen hätte. Es solle mir in ihrem Hause hoffentlich heimisch werden. Dann reichte sie die Kinder dem Vater hin, der ihnen die kleinen Lockenköpfe streichelte und sie dann der Mutter wiedergab. Er war nicht eben freigebig mit äußeren Zeichen seiner Zärtlichkeit. Seiner Frau vollends habe ich ihn nie vor anderen Leuten auch nur die Hand drücken sehen. Wer ihn neben ihr sah, konnte sich kaum vorstellen, daß sie ein Ehepaar seien. Aber in ihrem Blick, der beständig mit einer scheuen und reizenden Demuth auf ihn gerichtet war, schien eine wahrhafte Liebe zu dem um mehr als dreißig Jahre älteren Manne zu leuchten.

Ich war nun in der That wie ein Kind des Hauses, und vor Allen die Hausfrau hielt darauf, eine Art mütterlicher Stellung mir gegenüber einzunehmen. Mein Stübchen lag oben in dem Mansardengeschoß; ich saß aber den ganzen Tag unten in der Werkstatt und war fleißig, da ich einen brennenden Ehrgeiz fühlte, es dem Herrn des Hauses recht zu machen und dann und wann vor der Frau von ihm gelobt zu werden. Dies war nicht bloß eine schülerhafte Begier nach Lob oder eine Regung der Eitelkeit, in den Augen der schönen Frau als ein talentvoller junger Mensch zu erscheinen, sondern Alles entsprang aus dem erst dumpfen, dann immer deutlicheren Bewußtsein, daß ich um jeden Preis es dahin bringen müsse, dem Hause unentbehrlich zu werden, da ich glaubte, elend umkommen

zu müssen, wenn ich das schöne Wesen nicht mehr sehen dürfte.

Mißverstehen Sie mich nicht: ich war tausend Meilen weit von dem Gedanken entfernt, als sei ich in meine Lehrherrin verliebt. Ich hätte, wenn mir dieser Gedanke gekommen wäre, mich selbst verabscheut, als den ruchlosesten Undankbaren, den je die Erde getragen. Meine Verehrung für meinen Lehrherrn war so enthusiastisch, meine Ergebenheit gegen seine Frau so schwärmerisch andachtsvoll, — wie ein Tempelschänder wäre ich mir vorgekommen, wenn ich Das, was in mir wogte und wallte, für eine sinnliche Regung erkannt hätte. Auch war ein so reiner patriarchalischer Hauch in diesem Hause, daß, selbst wenn junge Leute zu Gast kamen — Verwandte der Frau oder Durchreisende, die manchmal von weit her an David Stern empfohlen waren — nicht das Geringste vorfiel, was irgend nach Courmacherei oder Frivolität geschmeckt hätte, so sehr das sonst in den reichen Häusern damals guter Ton war.

Es konnte mir daher auch nicht auffallen und über meinen innern Zustand die Augen öffnen, daß ich gegen die Reize der jungen Mädchen — und es waren ein paar echte Racegesichter darunter, die in der Stadt für große Schönheiten galten — vollständig kalt blieb. Ich redete mir ein, ich sei es dem Hause, wo ich so gütig aufgenommen war, schuldig, all die dummen Schülerstreiche und kindischen Liebeleien, wie ich sie wohl früher betrieben hatte, ein für allemal zu unter-

lassen, um keinen Anlaß zu Aergernissen zu geben. Einen strafenden Blick aus den Augen der verehrten Hausfrau glaubte ich nicht überleben zu können.

So verbrachte ich drei fleißige Jahre in einer wahrhaft exemplarischen Solidität unter diesem Dache. Meine Altersgenossen sahen mich für einen Philister der schlimmsten Sorte an, meine Eltern für die Perle aller Söhne. Was mein Lehrherr von mir dachte, wußte ich nicht so recht; er munterte mich aber eher auf, mir einmal ein Vergnügen zu machen, als daß er mein einsames Haushocken begünstigt hätte. Frau Judith blieb sich in ihrem Betragen immer gleich; ich traf sie nie allein; sie sprach nie mit mir über andere als alltägliche Dinge. Ueberhaupt war sie meist wenig gesprächig.

Wenn aber einmal ein größerer Kreis versammelt war und die Funken von Scherz und Witz frei herumflogen, schien auch bei ihr eine heimliche Kraft der Schalkhaftigkeit und des Humors sich zu entfalten, daß sie oft die Witzigsten aus dem Felde schlug und ein so reizendes Lachen anstimmte, wie sonst nur ganz junge Mädchen zu lachen pflegen.

Sie erröthete dann selbst über ihren Uebermuth und warf einen gleichsam abbittenden Blick auf ihren Gatten. Der aber schien Alles in der Ordnung zu finden, nickte ihr lächelnd zu und sagte: Du hast deinen guten Tag, mein Kind. Weisheit, die man nicht braucht, und ein vergrabener Schatz — wozu sind sie nütze?

Eines Abends, als ich nach dem Schluß der Werkstatt mich wie gewöhnlich an dem häuslichen Tisch einfand, wo noch der Buchhalter und ein paar ältere Hausfreunde die stehenden Gäste waren, traf ich ein fremdes Gesicht dort an, das mir gleich beim ersten Blick einen unerklärlich abstoßenden Eindruck machte. Es war ein junger jüdischer Arzt aus einem in Portugal angesiedelten Seitenzweige des Stern'schen Geschlechtes, der lange in Paris gelebt hatte und jetzt plötzlich — der Himmel weiß, aus welchen Ursachen — den Plan gefaßt hatte, sich in Leipzig niederzulassen und hier Praxis zu suchen. Dr. Asser Alcobara war sein Name. Er mochte um zehn Jahre älter sein als ich, hatte aber eine jener Physiognomieen, die niemals jung gewesen sind und nie älter zu werden scheinen. Jeder Zug darin war Geist und Leben, der große Mund, auch wenn er schwieg, von kleinen, schlangengleichen Fältchen umspielt, in den Flügeln der leicht gewölbten, schmalen Nase zitterte beständig etwas wie Hohn und Menschenverachtung und rücksichtslose Willenskraft, die gelblichen Wangen, ein wenig hager und eingesunken, habe ich nur ein einziges Mal die Farbe wechseln sehen.

Er mußte nicht in den besten Verhältnissen sein. Wenigstens war sein schwarzer Anzug ziemlich abgetragen, was ihn jedoch nicht hinderte, mit der größten Sicherheit in diesem fürstlich eingerichteten Hause sich zu bewegen. Ich hörte gleich denselben Abend, daß

der Hausherr in seiner gewohnten hülfreichen Art ihm eine Wohnung eingeräumt hatte in dem größten der drei oder vier Häuser, die er in Leipzig besaß.

Es war dies allerdings ein Quartier, das nicht Jedem zugesagt hätte. Das Haus, drei Stockwerke hoch, stand das ganze Jahr über leer, da alle Räume an Handelsleute vermiethet waren, die nur zu den Meßzeiten nach Leipzig kamen und die großen Zimmer einzig als Magazine für ihre Waaren benutzten. Nur im dritten Stock hatte der Buchhalter des Eigenthümers zwei niedrige Zimmerchen, die nothdürftig zum Wohnen eingerichtet waren, da er in den Meßwochen dort sein Comptoir aufschlug, um für die kommenden und gehenden Miether gleich bei der Hand zu sein.

In diesem unheimlich öden Magazinhaus sollte der Doctor wohnen, bis er ein passenderes Unterkommen gefunden hätte. Frau Judith, die ihm, wie allen Anderen, mit ihrer holdseligen Güte begegnete, fragte ihn lächelnd, ob er keine Gespensterfurcht habe. Es wandle sie selbst, wenn sie nur in den Hof jenes Hauses trete, jedesmal ein so beklemmender Schauer an, daß sie sich noch nicht habe entschließen können, hinaufzusteigen und die langen, engen Gänge und dumpfen Räume des Innern sich einmal anzusehen.

Er sei spukfest, erwiederte der Gast mit einem eigenthümlichen Lächeln. Alle guten Geister lobten ihren Meister, und die bösen hätten erst recht keine Gewalt über ihn.

Ich weiß nicht, was mir an dieser Aeußerung, die den Anderen als ein Scherz erschien, so besonders auffiel. Ich sah den kalten, scharfen Blick der schwarzen Augen und das leise Beben der Nasenflügel, und so gründlich mir dies Gesicht zuwider war, mußte ich doch, wie durch einen heimlichen Zauber gefesselt, beständig darauf hinstarren. So entging es mir nicht lange, ein wie seltsamer Ausdruck seine Züge belebte, so oft er die Frau des Hauses betrachtete.

Niemals hatte ich einen Menschen so hingerissen und zugleich so selbstwillig und fast gebieterisch eine schöne Frau anblicken sehen. Er benahm sich kalt und gemessen gegen sie, richtete das Wort meist an ihren Gatten und schien in der unbefangensten Laune, nur darauf bedacht, die Tischgesellschaft durch scherzhafte Reden und allerlei bunte Abenteuer aus fernen Ländern, die er bereis't, zu ergötzen. Wenn Alles sich dem Reiz seiner Unterhaltung überließ und auch der Hausherr in das Lachen mit übereinstimmte, warf er aus seinen tiefen Augenhöhlen hervor einen langen, glänzenden Blick auf die schöne Frau, die aber so wenig wie alle Anderen ein Arg dabei hatte, daß er selbst nicht lustig aussah, während er Alle belustigte.

Ich haßte ihn von dieser Stunde an, haßte ihn um so heftiger, weil ich erst durch ihn über meinen eigenen Zustand furchtbar aufgeklärt worden war. Das leidenschaftliche Verlangen, das ich in seinem Blick entdeckte, das mir wie eine Todsünde gegen diese herr=

liche Frau erschien, wie ein Tempelraub am Allerheiligsten dieses glücklichen Hauses, — mit tödtlichem Entsetzen mußte ich mir hernach in meinen stillen vier Wänden sagen, daß eine ähnliche verderblich sündige Flamme auch in meinem Innern fortgebrannt habe, die plötzlich, durch die Eifersucht auf diesen Fremden geschürt, aus ihrem Versteck hervorzubrechen und mir überm Kopf zusammenzuschlagen drohe.

Welche Nacht ich zubrachte, wie ich dann dem Tag kaum ins Gesicht zu sehen wagte, — davon lassen Sie mich schweigen. Die Hausgenossen, Frau Judith vor Allen, befragten mich, was mir fehle. Ich sollte gleich den Doctor Alcobara zu Rathe ziehen, der schon als eine Art Hausarzt angesehen wurde. Sie können sich vorstellen, wie mir bei diesem Gedanken zu Muth war, wie ich mich zusammennahm, um mein krankes Gesicht durch ein munteres Betragen Lügen zu strafen. Alle täuschte ich; nur die Anstifterin des Uebels selbst betrachtete mich mit stillem Befremden; ich sah öfter als sonst ihre sanften Augen auf mir ruhen.

Für den Doctor schien ich so gut wie nicht auf der Welt zu sein. Ich dankte ihm im Stillen für seine offenbare Geringschätzung. Nun konnte ich ihn nach Herzenslust und mit gutem Gewissen weiterhassen.

Ich merkte bald, daß ich der Einzige war, der gegen seine verführerischen Künste gefeit schien. Keine Woche verging, so hatte er sich nicht bloß im Stern'schen Hause eingenistet, als wenn man ohne ihn sich

nicht mehr behelfen könnte, sondern in allen jüdischen Kreisen der Stadt, und einigen christlichen dazu, fing er an Regen und Sonnenschein zu machen. Zu uns kam er dennoch jeden Abend, manchmal erst ganz spät, wenn er eine Einladung in ein anderes Haus nicht hatte ablehnen können. Der alte David Stern war trotz seiner hohen Weisheit und Menschenkennerschaft förmlich von ihm bezaubert. Er sprach freilich über Dinge mit ihm, für die er sonst nur selten einen ebenbürtigen Mitredner fand. Frau Judith allein schien eine geheime Abneigung nicht los werden zu können. Aber ich sah wohl, daß sie sich ihrem Gatten zu Liebe alle Mühe gab, dies Vorurtheil gegen den neuen Hausfreund nicht aufkommen zu lassen.

Und ich — immer stummer, linkischer, trübseliger in diesem belebten Kreise, nur daß auf die Länge meine veränderte Stimmung Niemand mehr Theilnahme einflößte. Man fand mich seit einiger Zeit nicht mehr so liebenswürdig, wie ich früher hatte sein können; die jungen Mädchen neckten mich damit; auch das wurde ihnen endlich langweilig. Sie horchten lieber dem geistreichen Geplauder des Doctors, der sie alle um den Finger hätte wickeln können.

Daß er es bei Keiner der Mühe werth fand, sein Glück zu nutzen, „beleidigte und verführte“ erst recht.

Und doch, wenn ich jetzt an diese Höllenzeit zurückdenke, — mitten in meinen Qualen war ich nicht

ganz elend. Eine erste heftige Leidenschaft, sie mag so trostlos, sündhaft und lebensverderblich sein, wie sie will, ist für einen jungen Menschen immer eine so wundersame Offenbarung seines eigenen Innern, daß er die wüthendsten Schmerzen nicht missen möchte, um den Preis, von seinem Herzen dann Nichts mehr zu wissen. Ich ging herum wie in einem magischen Traum, ich begriff nicht, wie ich so lange dies Gesicht hatte sehen können, ohne zu fühlen, daß es mich zum Wahnsinn bringen würde; es verließ mich jetzt keine Secunde mehr, nicht bei der Arbeit und nicht im Schlaf. Nur wenn ich es leibhaftig vor mir sah, war etwas in der unschuldigen Hoheit dieser Erscheinung, was mein brennendes Blut ein wenig kühlte. Der Ingrimm, daß noch andere Augen an dieser einzigen Gestalt sich berauschten, lenkte meine Leidenschaft ab, und der Widerwille gegen meinen Nebenbuhler verdrängte dann eine Weile alle Regungen, die ich mir als Sünde anrechnete.

Ein paar Sommermonate waren darüber vergangen. Die Familie pflegte sonst die heiße Jahreszeit auf einer ländlichen Besitzung, eine halbe Stunde von der Stadt nahe bei Schönefeld, zuzubringen. Diesmal zögerte man mit der Uebersiedelung, augenscheinlich aus Rücksicht auf den Doctor, den seine eben aufblühende Praxis in der Stadt zurückhielt. Aber es rächte sich in ungeahntem Maße. Einer der Zwillinge, jetzt ein vierjähriger kleiner Junge, fiel in eine schwere

Krankheit. Der alte, sehr erfahrene Arzt, der auch seit Doctor Alcobara's Auftauchen das Stern'sche Haus noch besuchte, schüttelte bedenklich den Kopf. Ich sah zum ersten Mal diese von allem Glück bisher ausgesucht begünstigten Menschen in tödtlichster Bangigkeit; Frau Judith war mir nie schöner erschienen, als mit den großen, überwachten Augen, die Wangen erblichen, dabei ohne Klage, in aller Hoheit des tiefsten Mutterschmerzes. Selbst in diesen Tagen des Unheils und der Sorge blieb meine Leidenschaft mein einziger Gedanke, so lieb ich das arme Kind gehabt hatte, das nun zwischen Tod und Leben schwebte.

Als der alte Medicinalrath auf die Frage des Vaters erklärt hatte: die Wissenschaft sei hier machtlos; wenn die Natur sich nicht noch wunderbar helfen wolle, sei keine Rettung zu hoffen, — brach die Mutter zum ersten Mal fassungslos am Bett des Kleinen zusammen. In diesem Augenblicke kam Alcobara dazu. Wollen Sie mich gewähren lassen? fragte er den Vater. Wer hätte Nein sagen können! Sogleich übernahm er die Behandlung nach einer Methode, die er, wie er sagte, in Indien vielfach bewährt gefunden.

In drei Tagen war jede Gefahr vorbei. Nach einer Woche sprang das Kind wieder so munter durch den Garten, als hätte es nie einen Augenblick Sorge gemacht.

Sie können denken, wie das seinem Retter gedankt wurde. Aber von Allem, was man ihm Liebes und

Gutes erwies, schien Nichts für ihn Werth zu haben, als daß die Mutter des Geretteten ihm mit einem warmen Blick begegnete und seine Gesellschaft jetzt gleich allen Anderen eher suchte als vermied.

Nur mit mir war Alles beim Alten geblieben. Die Genesung des Kindes, für die ich sonst gern das größte Opfer gebracht hätte, machte kaum einen andern Eindruck auf mich, als daß ich froh war, nun ohne jeden Nebengedanken meiner jammervollen Leidenschaft nachhängen zu können. Ich spielte bei dem fröhlichen Feste, mit welchem die Eltern die Rettung des Kindes feierten, eine triste Rolle und entfernte mich, sobald ich konnte, von den Uebrigen, um im Garten einsam in meinen Schmerzen zu wühlen.

Es war da ziemlich am Ende des kleinen Parks ein schattiger Pavillon, eine einfache Rindenhütte, in der ich manchmal an heißen Nachmittagen den verlorenen nächtlichen Schlaf nachholte. Auch sonst steckte ich manche Stunde dort verborgen in der kühlen Einsamkeit; ich glaube gar — verzeih' mir's Gott! — ich habe dort Verse gemacht.

An jenem Tage aber war ich selbst dazu nicht fähig, sondern warf mich auf das Bänkchen drinnen, das an der vorderen Wand angebracht war, und von dem langen Zwang, den ich mir über Tische hatte anthun müssen, erschöpft, fiel ich bald in eine wohlthätige Selbstvergessenheit.

Eine Stimme, die draußen sich näherte, weckte

mich; ich merkte an der Dunkelheit in der Hütte, daß ich ein paar Stunden geschlafen hatte. Die Stimme klang jetzt ganz dicht vor der Thür, es war die des Doctors, meines Todfeindes. Ich hoffte, er würde vorübergehen. Statt dessen öffnete er jetzt die Thür, sah flüchtig hinein und sagte: Es ist Niemand hier und sehr kühl drinnen. Wollen wir nicht einen Augenblick hineintreten, Frau Cousine? Sie sind etwas angegriffen von dem langen Diner.

Ich bleibe doch lieber in der freien Luft, hörte ich jetzt die Stimme antworten, die mir immer bis ins Mark drang.

Nun, wie Sie wollen, sagte der Doctor wieder. Aber dann setzen Sie sich fünf Minuten hier draußen nieder. Die Gartenstühle sind recht bequem, und Sie müssen mir schon erlauben, Sie etwas zu tyrannisiren. Sie haben die letzten schweren Tage gut zu machen, es hat Sie härter mitgenommen, als Sie selber ahnen. Dergleichen rächt sich erst später, wenn man nicht Vorsicht braucht.

Ein paar Stühle befanden sich draußen vor dem Pavillon, gerade vor der Wand, hinter der meine Ruhebank stand. Ich mußte jede Silbe hören; daß es nicht für anständig gilt, fremde Gespräche zu belauschen, kümmerte mich keinen Augenblick. Diesen Mann haßte ich, und diese Frau liebte ich. Das war genug, um alle Bedenken niederzuschlagen.

Auch war anfangs nichts Verfängliches in ihrer

Unterhaltung, nichts, was die Rede des Doctors von seiner gewöhnlichen Conversation unterschied, als etwa höchstens der Ton seiner Stimme. Der kam mir noch einschmeichelnder, schmiegsamer und dabei aufgeregter vor, als sonst, und die Art, wie er von seinen Reisen erzählte, hatte etwas leidenschaftlich Schwermüthiges. Er sprach davon, daß er überall vergebens Glück und Ruhe gesucht, oder auch nur die Erkenntniß, ob Glück und Ruhe sich mit einander vertrügen.

Er sei immer, wo es ihm am besten ergangen, am schnellsten wieder aufgeschreckt worden, durch bittere Erfahrungen oder eine geheime Stimme in seinem Innern, die ihm zugeraunt: sein eigentliches Glück, seine Bestimmung, die Lösung aller seiner Lebensräthsel erwarte ihn nicht dort, sondern an einem ganz andern Orte. So hätten auch die Frauen in keinem Lande ihn fesseln können.

Und nun erging er sich in einer, wie es schien, ganz kühlen, fast ethnographisch-gründlichen Abhandlung über Frauenschönheit unter den verschiedenen Himmelsstrichen. Auch die bedenklichsten Details, die er dabei zur Sprache brachte, wußte er mit so gleichmüthiger Manier als etwas Selbstverständliches zu erwähnen, daß selbst eine zartfühlende Frau, wenn sie nicht die Prüde spielen wollte, ihm ohne Einrede zuhören konnte. Mich aber empörte diese wissenschaftliche Zügellosigkeit in die Seele der edlen Frau hinein, die hier stillhalten mußte, wenn sie Denjenigen, dem

sie eben so viel Dank schuldig geworden, nicht verletzen, oder in seinen Augen als eine enge und unfreie Natur erscheinen wollte.

Ich hörte indessen, wie sie mehrfach versuchte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er aber that, als sei er von seiner melancholischen Stimmung zu sehr hingenommen, um sich auf andere Dinge einzulassen. O meine theure Cousine, rief er, wenn man wüßte, was die Jahre aus einem machen können! Ich denke an kein weibliches Wesen mit tieferem Mitgefühl, als an eine Frau, die ich in Paris kennen lernte. Seien Sie außer Sorge, daß ich Ihnen eine unglückliche Liebesgeschichte zum Besten geben möchte. Ich finde nichts so geschmacklos, als dergleichen Confidencen, zumal zwischen zwei Menschen wie wir. Denn abgesehen von dem Geckenhaften einer solchen Beichte, — muß es einer schönen Frau nicht höchst langweilig oder im besten Fall gleichgültig sein, zu hören, daß es auch andere schöne Frauen giebt? Jede Schönheit ist die einzige, mit vollem Recht: sie ist nie dagewesen und wird nie wieder da sein. Und wenn sie nicht das alberne deutsche Vorurtheil hat, daß sie allein von ihrer Schönheit nichts wissen dürfe, so hat sie ein Recht, an sich selbst Freude zu haben, ohne alle Vergleiche mit Anderen. Jene Dame, von der ich spreche, war bereits über alle Versuchung, noch gefallen zu wollen, hinaus, etwa im Alter Ihres Mannes, und daß Jeder ihr ansah, wie reizend sie in ihrer Jugend gewesen

sein mußte, — wer sollte nicht glauben, daß dies eine Art Trost, in ihrer freudlosen Existenz hätte sein müssen? Bei ihr aber schärfte es nur noch das Bittere der Verlassenheit und Leere ihres Lebens in ungewöhnlichem Maße. Sie hat mir selbst gestanden — und dabei wirkliche nasse Thränen geweint, wie sie sonst in Paris selten geweint werden, — daß sie oft mitten in der Nacht laut aufschreien müsse vor Grimm und Gram, wenn der Gedanke sie plötzlich überfalle, wie sündhaft sie das Glück ihrer Jugend versäumt habe, mit leeren Tugendhirngespinnsten sich das Leben verdorben, ihr Herz kasteit, ihre Sinne verdorren lassen, und jetzt — über alle sieben Todsünden hinweg würde sie den Arm ausstrecken, wenn drüben in einem Becher noch ein Trunk Glück für sie stände, an dem sie sich berauschen und ihre Reue einlullen könnte.

Es war eine Weile still draußen vor der Hütte. Dann hörte ich die sanfte Stimme der geliebten Frau:

Ja wohl, sagte sie, es muß furchtbar sein, sein Alter einsam hinzuschleppen, ohne Mann und Kinder!

Es giebt etwas noch Traurigeres, hörte ich ihn darauf sagen —: Mann und Kinder haben und trotzdem einsam sein.

Jene Dame, fuhr er fort, da Frau Judith im Augenblick keine Erwiederung fand, jene alte Frau von fünfundfünfzig Jahren, die man allgemein für eine sehr glückliche mère de famille hielt, — ihr Mann verehrte sie sehr, ihre Kinder trugen sie auf Händen

— gleichwohl in einer jener Stunden, in denen die innerste Natur aus so einer streng behüteten Weiberseele hervorbricht, wahrhaft als gehorchte sie einem dämonischen Zwange, gestand sie mir, daß sie es sich nicht verzeihen könne, das einzige volle Glück, das ihr einmal nahe gekommen sei, nicht beim Stirnhaar erfaßt zu haben. — Und was nennen Sie ein volles Glück? fragte ich mit verstellter Naivetät; denn ich wußte die Antwort im voraus. — Eine erwiederte Leidenschaft, die den Menschen über sein enges Tagesgeschick hinaushebt, ihn zum unumschränkten Herrscher über sein eigenes Leben macht, daß er sich verschenkt, wegwirft, vernichtet — Alles was er will, nur frei aus dem Innersten heraus, ganz rücksichtslos und jeder Consequenz in die Zähne. Das habe sie verpaßt; aus Feigheit, aus anerzogener Zahmherzigkeit, aus — Gott weiß was für jämmerlichen Vorurtheilen. Nun gehe es ihr ewig nach als die schlimmste Todsünde gegen ihre eigene Natur, nicht bloß, weil sie auch einen Andern dadurch elend gemacht habe, sondern sie schäme sich schon jetzt bei dem Gedanken, daß beim jüngsten Tage — sie war eine gute Katholikin — der ewige Richter sie fragen würde: Wie hast du mit dem Glückspfund, das ich dir anvertraut, gewuchert? — und sie dann nur antworten könne: Ich habe nie ein Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft übertreten und meine Menschenrechte über meinen Hausfrauenpflichten vergessen.

Und wie urtheilen Sie über diese Frau? sagte

Judith, nachdem sie wieder eine Weile geschwiegen hatte.

Ich finde ihr Loos tragisch und die Freimüthigkeit, es sich selbst und einem Freunde einzugestehen, erhaben.

Und mir kommt ihre Stimmung, so weit ich mich überhaupt hineindenken kann, als eine unnatürliche Krankheit vor und der Muth, Sie darin einzuweihen, wahrhaft abscheulich. Mein Gott, dies Paris! Was für Verzerrungen der Natur muß man dort antreffen! Eine Frau, die sich ihre Rechtschaffenheit zum Verbrechen macht — sprechen wir nicht mehr davon! Wenn Sie selbst einmal glücklicher Gatte und Vater sind, werden auch Sie anders darüber denken und jene Dame nicht mehr bewundern.

Ihre Voraussetzung ist unmöglich, hörte ich ihn mit ganz leiser Stimme erwiedern. Sie wissen es selbst am besten. Es ist nicht gütig von Ihnen, zu all meinem Unglück mich noch zu verhöhnen.

Ich Sie verhöhnen? Wenn ich die Hoffnung ausspreche, Sie glücklich zu sehen?

Heucheln Sie nicht, Cousine. Wen wollen Sie täuschen, mich oder sich selbst? Sie brauchten nicht diese scharfsichtigen Weiberaugen zu haben, die Sie besitzen, um zu wissen, daß ein friedliches Glück, wie man es so nennt, eine behagliche bürgerliche Versorgung des Herzens in einer der landläufigen Ehen für mich unmöglich ist, — seit ich in Ihr Haus gekommen bin.

Ich hörte, wie sie plötzlich aufstand. Er aber schien sie zurückzuhalten.

Warum soll man über so etwas sich nicht aussprechen in aller Freundschaft? sagte er ohne sonderliche Erregung in der Stimme. Seien Sie doch nicht kleiner, als Sie sind, und weichen der Erörterung unabänderlicher Dinge aus, die davon nicht besser werden, nicht angenehmer oder minder wahr und gewiß, weil man ihnen die Ehre nie anthun will, davon zu reden. Wenn ich Ihnen bei diesem Anlaß — wahrhaftig ganz zufällig und ohne Nebenabsichten — nicht gesagt hätte, daß mir alle anderen Frauen gleichgültig sind, seitdem ich Sie gesehen habe, daß ich das Wasser verschmähe, wenn ich meinen brennenden Durst nicht in Wein kühlen darf, — wüßten Sie es darum minder? Und können Sie mir wirklich, wenn Sie ehrlich sein und nicht alltägliche Reden nachbeten wollen, einen Vorwurf daraus machen, daß es so ist? Daß das Feuer brennt und das Eis, so sehr es zu kühlen scheint, die Haut ebenfalls zum Glühen bringt, wenn man sie daran reibt, — das sind Naturgesetze, die wir mit all unserm zimperlichen Sträuben nicht umstoßen werden. Und Sie sehen, wie wenig Ursache Sie haben, mich darum zu hassen oder zu fürchten. Die Sache ist mir viel zu ernst — und allerdings handelt sich's dabei um mein sogenanntes Lebensglück —, als daß ich Redensarten machen und Sie mit überschwänglichen Floskeln behelligen könnte. Warum falten Sie

nun Ihre Stirn, Judith, und thun, als hätte ich Ihnen etwas sehr Ueberraschendes und Empörendes mitgetheilt?

Seine Stimme war so tonlos geworden, daß ich mein Ohr dicht an die Rindenwand drücken mußte, um jedes Wort zu verstehen. Ich zitterte dabei so heftig, daß ich jeden Augenblick glaubte, Die draußen müßten wahrnehmen, daß Jemand in der Hütte sei.

Nun aber hörte ich ihre Stimme, ganz klar und fest, als wollte sie zeigen, daß sie nicht ein Wort zu sagen hätte, das nicht Jeder hören könnte.

Sie sind sehr im Irrthum. Nie im Leben hat mich Etwas mehr überrascht, als Ihre Worte; nie Etwas mehr empört, als daß Sie für natürlich und selbstverständlich halten, was mir abscheulich dünkt. Ich bin es gewöhnt, daß man mich schön findet; eine heuchlerische Thörin müßte ich sein, wenn ich das leugnen wollte. Aber ich war auch immer gewohnt, daß die Ehrfurcht vor meinem Mann und die Achtung vor meinem unbescholtenen Leben so wahnsinnige Gefühle, wie Sie sie mir eben zu äußern gewagt, zum Schweigen gebracht haben. Das kann ich Ihnen heilig versichern: jedem Andern, als Ihnen, hätte ich nach dem ersten Wort den Rücken gekehrt. Sie aber haben mir mein Kind gerettet, darum würdige ich Sie einer Antwort. Und aus demselben Grunde werde ich es unterlassen, was ich sonst für meine Pflicht gehalten hätte,

meinem Manne zu sagen, was ich von Ihnen gehört, und ihm die Antwort darauf anheimzustellen!

Ihrem Mann? fiel er ihr rasch ins Wort. O meine theure Cousine, wie gering denken Sie von der Weisheit und Menschenkenntniß David Stern's, wenn Sie glauben, Sie würden ihm damit etwas Neues sagen! Meinen Sie wirklich, er könnte sich einbilden, eine solche Frau zu besitzen und allein von allen Männern, er, der Fünfundfünfzigjährige, Augen zu haben für ihren Reiz, ihre Anmuth, ihre Macht über Herzen und Sinne aller Männer und Jünglinge? Ein Blinder müßte ja sehen, wie unter Anderen der arme Blondkopf, der bei Ihnen als Sohn des Hauses gehalten wird, sich in blöder Sehnsucht nach seiner schönen Pflegemutter verzehrt. Der Junge ist nicht sonderlich nach meinem Geschmack; aber wenn er gerade wegen der Eigenschaften, die ihn mir äußerst uninteressant machen, bei eben dieser schönen Frau in Gunst stände, — ich selbst würde mich so wenig darüber wundern, wie mein verehrter Cousin, Ihr Gatte. Und doch duldet er ihn im Hause, und doch thut er, als sähe er's nicht, wenn dieser schmucke Bursche seinem Weibe gegenübersitzt wie Butter an der Sonne. Und Sie wollen diesem wahrhaft weisen Mann die Augen über irgend Etwas öffnen, was um ihn her vorgeht? Ihm, der sich sagt, daß er den Schatz, den er besitzt, entweder vergraben und einmauern, oder sich darein ergeben muß, daß er auch andere Augen und Begierden lockt? Meine theure Cou-

sine, versuchen wir doch nicht, uns selbst zu belügen. Ich kenne keine andere Sünde als diese. Die Sachen ehrlich und unerschrocken nehmen wie sie sind, wenn sie uns mißfallen, sie möglichst unschädlich machen, wenn sie uns wohlgefallen, uns ihrer nach Möglichkeit bedienen, um dies abgeschmackte Leben etwas zu würzen —

Genug! unterbrach sie ihn. Ersparen Sie mir Ihre Philosophie, die niemals die meinige sein wird. Und nun noch Eins, ehe ich für immer dies Thema verlasse: was den Lehrling und Pflegesohn meines Mannes betrifft, so verleumden Sie ihn schwer, wenn Sie ihm ähnliche Gedanken zutrauen, wie sie leider Ihnen von Ihren Pariser Erfahrungen her geläufig zu sein scheinen. Er hat Alles, was Ihnen fehlt, um die Pietät, die Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen das Haus, das ihm zu einem zweiten Elternhause geworden, nie auch nur im Traum zu verletzen. Und nun ein für alle Mal genug und zu viel von solchen Dingen! Ich werde diese Stunde zu vergessen suchen; ich bin Ihnen zu Viel schuldig geworden, um Ihnen nicht diesen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, — so schwer er mich ankommt. Helfen Sie mir dabei; damit allein können Sie wieder auslöschen, was Sie in meinen Augen entstellt hat.

Sie entfernte sich rasch von der Hütte. Ich hörte ihren leichten Schritt über den Kies rauschen; gleich darauf erhob auch er sich von seinem Sitz, aber es

schien ihm nicht darum zu thun, sie einzuholen und mit ihr zusammen das Haus wieder zu erreichen. Einige unarticulirte Laute vernahm ich, ein seltsames Knirschen und Schnauben, dann ein gewaltsames Auflachen und den Versuch, ein spanisches Liedchen zu trällern, das aber schon nach anderthalb Versen wieder verstummte. Darauf setzte er sich langsam in Bewegung, und seine Tritte verhallten in den tieferen Gängen des Parks.

Erst eine ganze Stunde später hatte ich mich von der furchtbaren Aufregung, Betäubung und Verstörung so weit erholt, daß ich meine Gliedmaßen zusammenraffen und aus der Hütte schleichen konnte. Mein Zustand war unbeschreiblich; aber wenn man sich überhaupt so viele Jahre zurück noch über chaotische Gemüthsverfassungen Rechenschaft geben kann, muß ich fast glauben, daß weder die Empörung über die kaltblütig lauernde Keckheit dieses satanischen Menschen, noch die Verehrung der hohen Frauenreinheit und ruhigen Unantastbarkeit in meinem confusen Innern die Oberhand behielt, sondern eine sonderbar schauerliche Wonne, ein unheimliches Triumphgefühl darüber, daß mein Geheimniß verrathen war, ihr verrathen, vor der ich es so angstvoll gehütet hatte, und die der Enthüllung nicht den geringsten Glauben zu schenken schien.

Nie hätt' ich es selbst über die Lippen gebracht, gegen keinen Menschen, am wenigsten gegen sie selbst. Und nun plötzlich wußte sie's! Es war mär-

chenhaft, es brachte mich fast um den Verstand, wenn ich mir den Gedanken recht klar zu machen suchte.

Fast söhnte mich dieser Dienst, den der Doctor mir hinter meinem Rücken geleistet, mit dem so bitter Gehaßten aus. Auch schien er mir auf einmal, da er nun der Abgewiesene und Beschämte war, ordentlich bemitleidenswerth, und ich wäre eines gewissen großmüthigen Betragens gegen ihn fähig gewesen, da ich es ja selbst gehört hatte: ich besaß Alles, was ihm fehlte.

Aber sobald ich ihn nur wiedersah, noch den nämlichen Abend, merkte ich wohl, daß dieser Mensch nie in die Lage kommen konnte, irgend eines andern Menschen Schonung und Mitgefühl zu bedürfen.

Es fanden sich Abends die bekannten Gesichter wieder bei der Lampe in Frau Judith's Zimmer ein; keins war heiterer und gleichmüthiger, als das meines Feindes. Er scherzte mit Allen in alter Weise, verwickelte den Hausherrn in ein Gespräch über ein neues englisches Buch, das er ihm gebracht hatte, sprach mit einer alten Tante der Frau Judith über das Turnen, das damals gerade aufkam und von ihm auch für die Zwillinge empfohlen wurde, so klein sie noch waren, und forderte sogar mich gegen seine Gewohnheit auf, mit der einen Nichte, einem sehr schönen Mädchen, ein Lied zu singen, von dem neulich die Rede gewesen war. Ich war ein sehr mäßiger Sänger, konnte aber nicht ausweichen, und wir executirten unser Duo leidlich genug. Während des Gesangs erhaschte

ich einmal einen Blick der holden Frau, der mich anders als früher zu messen schien. Es war etwas befremdet Trauriges im Ausdruck ihres Gesichts, nicht unfreundlich, aber zerstreut und müde, als habe sie einem Räthsel lange nachgesonnen und endlich darauf verzichtet, die Lösung zu finden.

Mit dem Doctor sprach sie kein Wort diesen Abend. Es fiel aber Niemand auf.

Nach diesem Tage ging das Leben im Stern'schen Hause fort, als ob Nichts geschehen wäre. Frau Judith schien es mit ihrem Vorsatz, das Gespräch am Pavillon zu vergessen, in der That ernst zu nehmen. Wenigstens begegnete sie dem Doctor bald wieder ganz wie vorher, so daß ich manchmal, wenn sie auf einen Scherz von ihm munter erwiederte, mich plötzlich besinnen mußte, ob ich denn jene Reden alle geträumt hätte, die doch sonst zwischen zwei Menschen für immer einen gewissen Zwang herbeizuführen pflegen. Wie ihm dabei zu Muth war, hätte ich für mein Leben gern gewußt. Sie fühlte sich offenbar in ihrem Innersten ganz gewaffnet gegen jeden Einfluß dieses gefährlichen Menschen. War das Natur oder die Frucht eines besonnenen Willens? Ich konnte mir's nicht erklären.

Aber ich merkte, daß in dem Verhältniß zu mir jene Stunde eine Veränderung bewirkt hatte, unter der ich nicht wenig litt. Sie vermied es, so viel sie irgend konnte, mit mir zusammenzukommen, lud mich

fast nie mehr ein, außer den durch die Hausordnung festgesetzten Stunden irgend etwas mit ihr zu theilen, einen Spaziergang, eine Stunde in der Kinderstube, und richtete nur selten das Wort an mich. Es wollte mir sogar vorkommen, als habe sie mit ihrem Mann meinetwegen gesprochen; denn auch der Hausherr hielt mich etwas ferner, gab mir mehr Arbeit als sonst und verwendete mich gern zu kleinen Geschäftsreisen, als ob er es darauf abgesehen hätte, mich auf andere Gedanken zu bringen. Uebrigens, wenn er mit mir zu sprechen hatte, war sein Ton ganz so liebreich und väterlich, eher noch etwas wärmer, wie früher.

Aber an meinem inneren Zustande konnte das Alles nichts ändern. Ich machte nach wie vor meine schlechten Verse und spann mich in ein Labyrinth leidenschaftlicher Träume ein, jetzt nur um so hoffnungsloser, seit ich in das Gemüth der angebeteten Frau tiefer hatte hineinblicken können und es so unzugänglich für alle weibliche Schwachheit erkannt hatte.

Eines Nachmittags wurde ich aus der Werkstatt zu dem „Alten" gerufen, wie die Lehrlinge und Gehülfen ihn zu nennen pflegten. Ich fand ihn in seiner Bibliothek, er hatte Briefe geschrieben, die Frau war damit beschäftigt, einen Koffer zu packen, sein alter Buchhalter war gleichfalls da und erwartete die Befehle des Herrn. Er theilte uns mit, daß einer seiner Londoner Freunde und Gönner gestorben sei. Die sehr werthvolle Kunstsammlung desselben solle versteigert werden, er

müsse hin, um eine Collection geschnittener Steine an sich zu bringen, ein Geschäft, das er Niemand sonst anvertrauen könne. Er denke in drei Wochen wieder zurück zu sein. Bis dahin wolle er uns verschiedene Arbeiten und Geschäfte übertragen, mir insbesondere die Sorge für sein Haus, und bei Feuersgefahr die Rettung gewisser Chatoullen, in denen er die unersetzlichsten Pretiosen aufzubewahren pflegte. Mehr aber noch sollte ich verantwortlich sein für das Wohlbefinden und den Schutz seiner Familie. Sie wissen, Benjamin, sagte er mit seinem milden und durchdringenden Blick — er nannte mich immer nur bei diesem Namen, den mir mein Vater zu meinem eigentlichen Rufnamen, Heinrich, noch gegeben hatte, weil er dachte, ich würde der Jüngste bleiben, — Sie wissen, lieber Sohn, welches Vertrauen ich Ihnen damit beweise. Sie werden dessen würdig sein, ich kenne Ihr Herz.

Er reichte mir die Hand, ich stammelte verwirrt und glühend im Gesicht ein paar Worte. Bei jedem Andern wäre ich nach dieser Scene wieder zweifelhaft geworden, ob seine Frau ihm wirklich Alles gesagt habe, was mich betraf. Bei diesem seltenen Mann war ich nun erst recht überzeugt, daß er Alles wußte.

Als er fort war, machte ich in der That zum ersten Mal eine herzhafte Anstrengung, die verderbliche Flamme in mir zu ersticken. Ich stellte mir den letzten Blick des alten väterlichen Freundes beständig vor, und wie tief ich mich verachten müßte, wenn ich auch

nur eins der mir anvertrauten Juwelen mit begehrlichen Augen ansehen könnte, und nun vollends —! Genug, ich faßte die besten Vorsätze.

Um mir selbst die Sache zu erleichtern, kam ich auf den Einfall, der schönsten unter den beiden Nichten, mit der ich manchmal Duette sang, den Hof zu machen. Das gute Mädchen war seit David Stern's Abreise zu Frau Judith einquartiert worden, damit diese eine Gesellschaft habe. So konnte ich sie den ganzen Tag sehen, und sie war wirklich so allerliebst, daß es eher seltsam gewesen wäre, wenn ein junger Hausgenosse ihr nicht gehuldigt hätte. Und da auch ich ihr gefallen mochte und der Garten groß genug war, um sich darin nach Herzenslust zu verlieren und wiederzufinden, auch die Sommernächte mit Schwüle und Jasminduft und gefühlvollem Mondschein das Ihrige thaten, so kam wirklich ein kleiner Roman in Gang, höchst unverfänglich und fast kindisch für ein so erwachsenes Pärchen, aber nach meiner bisherigen auffallenden Tugendhaftigkeit doch eine so unerhörte Sache, daß im Hause davon gesprochen wurde.

Man hatte das gesellige Leben auch nach der Abreise des Hausherrn fortgesetzt, der Doctor kam jeden Abend, es wurde gesungen, vorgelesen, allerlei Gesellschaftsspiele gespielt, und Fräulein Dinah, und ich, wie das so Sitte ist, vielfach auf Umwegen dabei geneckt und gehänselt. Ich ertrug das um so gelassener, weil mich das gute Mädchen eigentlich sehr wenig anging

und ich meiner sicher war, daß ich's nie über eine gesellige Galanterie hinaustreiben würde. Um so betroffener war ich daher, als eines Abends, da man schon auseinandergegangen war, Frau Judith mich noch einmal zurückrief: sie habe mir noch ein Wort zu sagen.

Lieber Heinrich, sagte sie, und das schöne Gesicht röthete sich dabei in mädchenhafter Befangenheit, Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich einmal meine mütterlichen Rechte geltend mache und Sie bitte, ein wenig Acht auf sich zu geben. Ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben meiner kleinen Dinah etwas in den Kopf gesetzt. Sie sind anders gegen sie, als früher, und so ein junges Ding — Sie wissen, es ist leichter, Unheil anzustiften, als wieder gut zu machen.

Ich war sehr bestürzt über diese mütterliche Ermahnung und betheuerte stotternd, daß ich mir bei meinen kleinen Aufmerksamkeiten nie etwas gedacht hätte.

Das ist es eben, fuhr sie jetzt lebhafter fort; das habe ich Ihnen wohl angemerkt, und eben darum mußte ich mit Ihnen sprechen. Wenn Sie wirklich eine Neigung zu dem lieben Mädchen gefaßt hätten, warum sollten wir uns nicht darüber freuen? Sie sind noch sehr jung, aber mein Mann hält große Stücke auf Sie und würde Ihnen gewiß dazu helfen, bald irgend etwas Selbständiges anzufangen und ein Hauswesen zu gründen. Zu einem bloßen Spiel jedoch ist sowohl meine Dinah zu gut, als Sie selbst,

— nicht wahr, Sie fühlen das auch? Es steht Ihnen noch schlechter als Anderen, Sie sind ein zu ernster und guter Mensch, um mit dem Glück und der Ruhe eines Herzens es leicht zu nehmen. So, und nun bin ich fertig mit meiner kleinen Predigt. Nun gehen Sie und versprechen mir, darüber nachzudenken. Ich weiß, wir sind ganz Einer Meinung.

Ich konnte kein Wort erwiedern. Meine ganze Seele brannte wieder hellauf diesem einzigen Wesen entgegen; ich hätte mich ihr zu Füßen werfen und stammeln mögen: wenn du wüßtest, warum ich mich in das leichtsinnige Spiel gestürzt habe! welchen viel schlimmeren Ernst ich dadurch betäuben wollte!

Ich hielt an mich. Als sie mir aber ihre Hand bot, eine Gunst, die sehr selten bei ihr war, ergriff ich sie leidenschaftlich, drückte stürmisch meine Lippen darauf und stürzte von ihr weg wie ein Unsinniger.

Sie war viel zu gescheidt, um darin nicht Mehr zu sehen, als Reue und Zerknirschung über meine leichte Versündigung an dem harmlosen Mädchen. Ich begegnete am nächsten Tag seltener ihrem Blick; sie vermied wieder meine Nähe.

Dagegen hatte mich seit einiger Zeit der Doctor entschieden in Affection genommen, ohne es irgend zu beachten, daß ich nach wie vor spröde gegen ihn blieb. Ich zerbrach mir den Kopf, was ihm jetzt auf einmal „interessant" an mir geworden sein konnte. Er behandelte mich zwar noch immer halb ironisch, aber wie

einen Menschen, den er gern hatte, so sehr er ihn übersah. Dazwischen konnte er mich auch wieder stundenlang für voll nehmen und Gespräche aufs Tapet bringen, die sonst nur für sehr eingeweihte Lebemänner geeignet waren. Bald nachdem ich mich von meiner jungen Dame wieder etwas mehr zurückgezogen hatte, — sie empfand es tiefer, als ich geglaubt, und ich war daher in einer recht fatalen Stimmung —, brach er eines Abends im Garten die Gelegenheit vom Zaun, mich vor diesen scheinbar unschuldigen Tändeleien zu warnen.

Ihr jungen Leute in Deutschland, sagte er fast ärgerlich, seid im Grunde viel schlimmer mit euren schöngeistigen, sentimentalen Liebeleien, als ein hartgesottener junger Don Juan in Frankreich oder Spanien, der genau weiß, was er will, und nie auf halbem Wege stehen bleibt. Einem Gänschen mit Schmachten und Girren das Herz confus machen — pfui Teufel! Beide Theile haben Nichts davon, als verlorene Zeit und eine flaue Erinnerung, wie man sich etwa den Magen verdirbt an zu vieler Limonade.

Seien Sie ein Mann, werthester Herr Heinrich. Ich kann Ihnen sagen, daß es ein recht erbärmliches Spectakel ist, wie Sie Ihre schönste Zeit so armselig verpassen, statt Ihren Vortheil zu verstehen, die Augen aufzumachen und endlich zu sehen, was alle Welt sieht. Sie halten mich nicht für Ihren Freund, das weiß ich wohl, und thun mir sehr Unrecht. Aber selbst

meinen ärgsten Feind möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken sehen. Carramba! als ob es eine so große Kunst wäre, endlich aus der Haut zu fahren, die einem seine biedere Frau Mutter mitgegeben hat und die einem, wenn man vom Gängelband los ist, an allen Ecken und Enden zu knapp wird. Uebrigens ist das Ihre Sache, ob Sie lieber beneidet oder beachselzuckt sein mögen.

Wie eine solche Rede auf mich wirkte, können Sie sich vorstellen, da Sie nun hinlänglich wissen, weß Geistes Kind ich damals war. Ich erwiederte nicht eine Silbe, so beklommen machte mich diese Eröffnung, so unergründlich war mir das Räthsel, was meinen Rivalen und Leidensgefährten plötzlich dazu bewegen konnte, mich in meinen sündhaften, verzweifelten Wünschen aufzumuntern, statt sie im eigensten Interesse zu bekämpfen.

Zwar war er so guter Laune, so ganz harmlos und behaglich der Frau gegenüber, daß jeder Andere geglaubt hätte, es sei ihm gelungen, seine Leidenschaft zu besiegen. Nur ich konnte das nicht wahrscheinlich finden; ich wußte, wie unmöglich es war, den Zauber zu brechen, selbst wenn man fühlte, daß es einem das Leben kostete.

Und die drei Wochen waren längst verstrichen, und der Herr des Hauses kehrte immer noch nicht zurück. Er hatte der Einladung eines andern seiner Geschäftsfreunde nicht ausweichen können, der ihm auf seinem

Landsitz eine Menge neuer Ankäufe zur Schätzung vorlegen wollte. Daran hatten sich andere, so ehrenvolle wie gewinnreiche Verbindungen geknüpft, von Woche zu Woche mußte die Abreise aufgeschoben werden. Er schrieb aber fast täglich, ließ auch mich regelmäßig grüßen und hatte, da sich jetzt wieder für einen Monat zu thun gefunden, seiner Frau anheimgestellt, ob sie nicht doch lieber allein aufs Land hinausziehen wolle.

Frau Judith kam dieser Vorschlag gerade gelegen, um mich von Dinah zu trennen.

Sofort wurde das Nichtchen mit den Zwillingen und ausreichender Bedienung auf das Landgut vorausgeschickt, Frau Judith wollte in einigen Tagen nachkommen, da sie erst noch Mancherlei in ihrem Stadthause zu ordnen und für das Landhaus vorzusorgen hatte. Ich sollte in der Stadt bleiben, nur zu kürzeren Besuchen mich draußen einfinden. Der Doctor versprach ein Gleiches zu thun.

Ich erschrak heftig, als ich von dieser Trennung in Kenntniß gesetzt wurde. Aber andererseits war ich fast froh, daß nur überhaupt eine Veränderung in meiner Lage eintrat, die nachgerade kaum mehr zu ertragen war.

Als Alles so weit vorbereitet war, daß die Mutter den Kindern nachkommen konnte, lud sie mich und den Doctor ein, sie hinauszubegleiten, zumal gerade ein Feiertag war und eine sehr angestrengte Arbeitswoche hinter mir lag. Die Tage fingen schon an kürzer zu

werden, es war Anfang September. Doch war es noch so heiß, daß Frau Judith die noch übrigen Koffer mit ihrer treuen Dienerin vorausschickte und selbst zu ihrer Uebersiedelung den Abend abwartete.

Wie nun der Wagen sich in Bewegung setzte und wir Drei durch die dämmernden Straßen der Stadt rollten, schlug der Doctor, der in besonders guter Laune war, seiner Cousine vor, den kleinen Umweg nicht zu scheuen, um endlich einmal, wie sie längst versprochen, seine Wohnung in dem großen Magazinhause anzusehen. Sie kämen dann immer noch hinaus, ehe die Kinder zu Bett gebracht wären, nach denen die Mutter schon große Sehnsucht geäußert hatte.

Frau Judith schien sich erst ein wenig zu besinnen. Da aber in der That kein Grund war, den Vorschlag abzulehnen, wurde der Kutscher angewiesen, bei dem wohlbekannten Hause zu halten.

Auch auf mich hatte dasselbe mit seinen stets geschlossenen Fenstern und dem dunklen Hausflur, wo selbst am Mittag eine Gasflamme brannte, immer einen unheimlichen Eindruck gemacht. Heute aber, Dank der übermüthigen Stimmung des Doctors, war es mir ganz erwünscht, einmal in das labyrinthische Innere einzudringen, zumal in ihrer Gesellschaft, die mir jeden Ort zu einem reizenden Aufenthalt machte.

Das schwere Thor war schon geschlossen, als der Wagen davor hielt. Erst auf wiederholtes Anläuten öffnete der Hausmann, der ganz allein darin die Wache hatte,

ein in dem großen Hauptflügel angebrachtes Pförtchen, entschuldigte seine Saumseligkeit damit, daß er von dem Besuch der Herrschaft nichts gewußt und ein wenig geschlafen habe, und ließ uns mit vielen Verbeugungen in den düstern Flur treten, wo heute, des Feiertags wegen, auch die Gasflamme gespart worden war. Der Doctor, auf solche Fälle schon gerüstet, zog ein Taschenlaternchen hervor, zündete rasch das Kerzchen darin an und ging, sorgsam die ausgetretenen Stufen beleuchtend, uns voran die Treppe hinauf.

Sie führte aber nur bis ins erste Geschoß. Dort war der Raum des Treppenhauses sogleich zum Verschluß von Waaren verwendet worden, und man mußte die langen, schmalen Corridore, die den Hof von drei Seiten einfaßten, durchwandern, um die Hintertreppe zu erreichen und auf dieser höher hinaufzuklettern. Ich werde nicht versuchen, Ihnen den verwickelten Grundriß dieses seltsamen Bauwesens klar zu machen. Wir können, wenn Sie Lust dazu haben, in Leipzig das Haus aufsuchen, das noch heute unverändert ist, nur noch verstaubter und verwahrlos'ter als damals. Am hellen Tage wird uns wenigstens minder grauslich darin zu Muthe sein, als mir an jenem Abend, wo das blasse Lichtchen von Zeit zu Zeit das fahle Gesicht und die scharfen schwarzen Augen unseres Führers beleuchtete, wenn er sich umsah, ob die schöne Frau ihm auch nachkomme, und ich, dem nur ihr Kleid rauschen zu hören einen Schauer über den Leib jagte.

Keins sprach ein Wort. Auf dem Corridor der zweiten Etage blieb der Doctor einen Augenblick stehen und öffnete eine Thür, die einzige, die unverschlossen war!

Hier nur einen Blick hinein, Cousine! sagte er. Es ist eine Kapelle. Die Meßgriechen haben den Saal gemiethet und zu ihrem Cultus hergerichtet.

Er leuchtete eine Strecke weit hinein. Das gelbe Metall der Leuchter auf dem Altar, die fabelhaften Heiligenfiguren auf Goldgrund, all das blinkte einen Augenblick aus der schwarzen Finsterniß auf, und ein Rest von Weihrauch wehte uns entgegen. Es war zum Ersticken dumpf, alle Fenster geschlossen. Nur eine Katze saß oben auf der Kanzel und schien sich dort wohlzubefinden. Sie richtete ihre gelben Augen gleichgültig auf uns und schlief dann wieder ein.

Nebenan liegt ein Rest Kattunwaare, der die nächste Messe abwartet, und an der andern Seite hat ein Cigarrenfabrikant sein Lager. Es ist merkwürdig, wie gut sich Gott Mammon mit der Dreifaltigkeit verträgt.

Der Doctor lachte gegen seine Gewohnheit laut über seinen eigenen Scherz.

Er war überhaupt, wie wenn er Wein getrunken hätte. Uns Anderen — der Hausmann hatte sich unten im Flur in seine Wächterzelle zurückgezogen — uns war viel zu unheimlich zu Muth, um in die muntere Laune unseres Führers einzustimmen.

Und noch eine Stiege ging's hinauf, da endlich

standen wir vor der Thür, die in des Doctors Wohnung führte. Als er uns eingelassen und die Lampe angezündet hatte, zeigte sich ein geräumiges Gemach, aber niedrig und nicht viel besser gehalten, als das ganze Haus. Große, alterthümliche Möbel standen unregelmäßig herum, in der Mitte ein mächtiges Sopha, das Tischchen davor mit Büchern und Scripturen bedeckt, in dem Zimmer nebenan Nichts als eine schmale Bettstatt, die aber nicht zum Schlafen zu dienen schien, denn die Kissen waren alle übereinandergethürmt und nicht überzogen.

Ich gehe schon seit Jahren nicht mehr zu Bette, erklärte der Doctor, als er dem verwunderten Blick seiner Cousine begegnete. Es ist eine sehr unnütze Mühe für einen praktischen Arzt, der jede Stunde in der Nacht abgerufen werden kann. Da auf dem Sopha, ohne viele Umstände, schläft und träumt sich's so gut oder so schlecht, als ein armer Einsiedler es nur irgend wünschen kann. Wollen Sie es nicht einmal probiren, Cousine? Das Polster ist nicht das Schlechteste in dieser Eremitage.

Sie nickte leicht mit dem Kopf, nahm aber auf einem Sessel neben dem Tische Platz. Ich war an eines der drei niedrigen Fenster getreten und sah nach den Dachstuben hinüber. Unser Haus stand an einer Straßenecke, die Front der breiten Straße zugekehrt. Die Zimmer des Doctors gingen auf die schmale Gasse

hinaus. Man hätte die Dachfenster drüben fast mit den ausgestreckten Händen erreichen können.

Indessen hatte der Doctor ein Schränkchen aufgeschlossen und zwei seltsam geformte Flaschen, einen Teller mit Backwerk und ein Körbchen mit Birnen und Aprikosen herausgenommen.

Ein Schelm giebt mehr als er hat, scherzte er, indem er die Bücher vom Tische warf und die Flaschen nebst einigen Gläsern darauf hinstellte. Hätte ich mir diesen hohen Besuch unter meinem niedern Dache träumen lassen, so wäre natürlich besser dafür gesorgt, daß ich hier den Wirth machen könnte. Zum Glück ist dies ein echter Alicante und ein wenigstens gut verbürgter Xeres. Spanische Freunde haben mir ein Kistchen dieser edlen Landsleute geschickt. Kosten Sie doch, Cousine. Nur ein paar Tropfen von jedem. Und diese Biscuits, die freilich schon zwei Tage alt sind, — ein Arzt, der manchmal die halbe Nacht bei einem Patienten zubringt, muß immer so einen Bissen für den Nothfall bereit halten. Was observiren Sie denn da drüben, junger Freund? Nicht wahr, die Schneidersfrau ist nicht übel? Aber seien Sie auf der Hut mit Ihren Huldigungen über die Gasse. Der Gatte ist fürchterlich eifersüchtig.

Ich konnte nicht umhin, in seinen lustigen Ton einzustimmen, um eine kleine Verlegenheit zu verbergen. Denn in der That hatte ich einer idyllischen Ehestands-

scene drüben in der Dachstube zugeschaut und das glückliche junge Paar im Stillen beneidet.

Nun trat ich an den Tisch, kostete die beiden Weine, die süß und feurig waren, und stieß auch mit Frau Judith an, als der Doctor vorschlug, aus diesen Zwillingsflaschen auf die Gesundheit ihrer beiden Knäbchen zu trinken. Er wußte, daß sie einer solchen Aufforderung nicht widerstand, obwohl sie sonst den Wein nicht liebte. Diese süßen jedoch fand sie vortrefflich, und ihre Stirn fing an sich etwas zu entwölken.

Wir hatten uns zuletzt ganz in eine Art Behagen hineingeschwatzt, der Doctor schleppte aus Kisten und Kasten seltsamen Kram zusammen, Andenken an seine Reisen, Photographieen von Städten, Bildern und Menschen, immer wieder etwas Neues und Merkwürdiges. Dabei wurden die Spitzgläschen leer und wieder gefüllt, und da wir alle Fenster geöffnet hatten, machte die hereinströmende Abendluft das Zimmer kühl und erfrischte auch unsere Stimmung.

Auf einmal aber hörten wir einen seltsamen Glockenton durch das Haus schallen.

Der Doctor fuhr in die Höhe. Verwünscht! murmelte er. Warum auch gerade jetzt! — Es ist meine Patientenglocke, wandte er sich an Frau Judith. Aber wenn es nicht etwas sehr Dringendes ist, — heute wenigstens möcht' ich es einmal so gut haben, wie ein anderer Mensch, der nicht bloß für den Husten und das Leibweh seiner Nebenmenschen auf der Welt ist.

Er ging an eine Oeffnung in der Wand, die, wie wir jetzt sahen, das Mundstück eines Sprachrohrs war, und rief Etwas hinein. Gleich darauf kam aus der Zelle des Hausmanns unten die Antwort. Beides war uns unverständlich.

Es ist, als hätte der Teufel sein Spiel dabei! rief er mit allen Zeichen des heftigsten Aergers. Muß nun gerade diese verrückte alte Generalin schicken, die schon seit Jahr und Tag in den letzten Zügen zu liegen glaubt und vielleicht uns Alle überlebt. Und ich darf es nicht mit ihr verderben; ihr verdanke ich meine ganze Praxis unter der Leipziger Christenheit!

Aber wenn Sie nun schon mit uns draußen auf dem Lande wären?

Das ist es eben. Ihr Bedienter hat vorher unten in der Gasse spionirt und das Licht in diesem Zimmer bemerkt. Es ist rein unmöglich, sagt mir der Hausmann, daß ich mich verleugnen lasse. Hole der Kukuk — aber Verzeihung, beste Cousine, wenn ich mich so ungesittet ausdrücke. Möge Gott die Excellenz leben lassen noch hundert Jahr — wenn ich nur diese nächsten vierundzwanzig Stunden —

Halt! unterbrach er sich plötzlich. So geht's, so komme ich aus der Klemme. Würden Sie mir erlauben, theure Cousine, mich nur auf eine kleine Viertelstunde des Wagens zu bedienen, der unten auf uns wartet? Eine Droschke ist heut am Feiertag nicht aufzutreiben, sie sind alle ins Grüne hinaus. Aber in

fünf Minuten bin ich bei meinem alten Plagegeist, fünf Minuten um ihren Puls zu fühlen, ihre Zunge zu besehen und das nöthige Unnöthige auf einen Receptstreifen zu kritzeln, fünf Minuten zur Rückfahrt — in Summa eine Viertelstunde, für die Ihnen ein geplagter Wohlthäter der Menschheit ewig danken wird.

Ich sah, daß ein Schatten über das schöne Gesicht flog. Er schien aber die Gewährung seiner Bitte so selbstverständlich zu finden, und ihre Güte war so erprobt, daß er ohne eine directe Antwort abzuwarten seinen Hut ergriff und aus der Thür stürmte.

Gleich darauf hörten wir unten die Hausthür gehen und den Wagen fortrollen.

Und nun allein mit ihr — eine ganze Viertelstunde! Kein Wort konnt' ich sagen, so stark klopfte mir das Herz. Ich hatte eine Birne aus dem Körbchen genommen, die fing ich nun an zu schälen, so behutsam, als gälte es ein Kunststück fertig zu bringen. Und wirklich, ich weiß es noch ganz genau, was ich mir dabei dachte: wenn du die Schale herunterbringst, ohne das dünne Streifchen zu zerreißen, so vergeht diese Viertelstunde wie hundert andere. Wenn es abreißt, — so kommt Etwas, das du nicht ahnst, das dich sehr elend oder sehr glücklich macht. — Was? davon hatte ich keine Vorstellung. Ich heftete den Blick unverwandt auf die kleine Frucht in meinen Händen — ich hätte mir nicht um die Welt getraut, die Frau mir gegenüber anzusehen. — Was sie inzwischen für Augen

machte, ob sie mich ansah, oder gar woran sie dachte, — ich wußte es nicht. Ich fühlte nur, daß ich's nicht lange so durchführen konnte, meine Hände zitterten immer mehr — und jetzt stand sie plötzlich auf, da fuhr das Messer in die Schale und durchschnitt sie und schnitt mir zugleich in die Hand, so sehr hatte mich ihre rasche Bewegung erschreckt.

Was haben Sie gemacht? hörte ich sie sagen — noch immer konnte ich sie nicht ansehen —; Sie haben sich in die Hand geschnitten, es blutet ja ganz gefährlich — und nun gerade, wo wir den Doctor nicht haben, der Sie verbinden könnte, — mein Gott, ich glaube gar, eine Arterie ist verletzt —

Es ist Nichts, sagte ich, ich war ungeschickt. Sehen Sie, das Blut hört schon auf zu fließen.

Ich drückte mein Schnupftuch dagegen. Aber es quoll darunter vor.

Lassen Sie mich versuchen, ob ich nicht eine Art Verband zu Stande bringe, sagte sie rasch. Ich bin ganz geschickt in solchen Dingen.

Nun faltete sie ihr feines Tuch zu einem schmalen Streifen zusammen, und wirklich, es gelang ihr, die verletzte Stelle am Daumen so fest zu umschnüren, daß das Blut zurückgehalten wurde. Mit einer Art Wollust erlitt ich den Schmerz, den das Zuziehen des Knotens machte.

Können Sie es so fest ertragen? fragte sie.

Es thut nicht weh! stammelte ich und sah sie einen

Augenblick dabei an. Ihr Gesicht war ein wenig geröthet, ein leichter Seufzer hob ihre Brust, sie zog sofort ihre Hände zurück, in denen ich das Blut hatte klopfen fühlen.

Sie sind sehr unvorsichtig! war Alles, was sie erwiederte. Dann trat sie von mir weg an eines der offenen Fenster.

Ich wollte erst am Tische sitzen bleiben und nahm sogar ein Buch in die Hand, aber die Buchstaben verschwammen mir vor den Augen. Eh ich recht wußte, was ich that, stand ich neben ihr am Fenster.

Die Dachkammer drüben war niedriger als unser Zimmer. Wir konnten sie fast der ganzen Tiefe nach übersehen. Die Schneidersfrau hatte eben das Nachtessen abgetragen, der Mann saß auf einem schlechten Sopha und rauchte eine Cigarre. Nun kam das hübsche junge Weib wieder herein, nahm eine Näharbeit von der Kommode und setzte sich damit neben ihren Mann, der allerlei zu ihr sagte, worüber sie lachen mußte. Sie sah allerliebst aus mit ihren blanken Zähnen und den Grübchen in den runden Wangen, und so dürftig sie gekleidet war, fehlte es ihr doch nicht an kleinen koketten Künsten, die sich aber sehr harmlos ausnahmen, weil sie nur ihrem Manne galten. Nach und nach fing ein neckischer kleiner Krieg zwischen ihnen an, Jedes wollte das Licht näher zu sich hinziehen — er hatte ein Zeitungsblatt vor sich liegen — darüber kam es zu einem kleinen Handgemenge, er nahm sie einmal

mit der einen Hand beim Ohrzipfel und küßte sie auf den Hals, sie stellte sich böse und wollte weiter von ihm wegrücken und das Licht nachziehen, und während er ebenfalls danach griff, fiel das zinnerne Leuchterchen vom Tisch, und die Kammer war stockfinster.

Als wenn sie aus einem Traum aufwachte, fuhr Judith plötzlich vom Fenster zurück.

Mein Gott! sagte sie, wo sind wir denn? Wie sind wir hierhergekommen? Richtig — so kam es — eine Viertelstunde, hat er gesagt — was ist denn die Uhr? Ich hoffe doch, er hält Wort. Ich habe Kopfweh bekommen, ich sehne mich ins Freie hinaus —

Er muß jeden Augenblick zurückkommen. Die Viertelstunde ist herum.

Sie athmete hörbar auf, als fiele ihr ein Stein von der Brust. Dann durchmaß sie das Zimmer, ohne ein Wort zu sprechen, nur von Zeit zu Zeit stand sie still und schien hinauszuhorchen, ob von den Wagen, die unten durch die Straße fuhren, keiner vor dem Hause anhielt.

Eine zweite Viertelstunde war so vergangen.

Es ist unverantwortlich! brach sie jetzt heraus, mit einer Heftigkeit, die ihr sonst nicht eigen war. Er wußte doch, daß mir daran lag, beizeiten zu den Kindern zu kommen. Nun schlafen sie am Ende schon. Aber es geschieht mir Recht; warum habe ich eingewilligt? Wer kann wissen, was einem Arzt begegnet, was ihn länger festhält, als er selbst gewollt? Ich

war gleich dagegen, ihm den Wagen zu lassen, er hätte am Ende auch zu Fuß gehen können. Nun sind wir hier wie in einem —

Gefängniß, wollte sie sagen. Aber irgend Etwas schnitt ihr das Wort ab. Ich lehnte am Fensterbrett, den Rücken der Gasse zugekehrt; keine Silbe hätte ich zu sprechen vermocht vor Herzklopfen.

Ich will hinaus! sagte sie plötzlich. Gleichviel, wohin — aber hier — nein, hier erstickt man. Bitte, nehmen Sie die Lampe, Heinrich. Wir wollen hinuntergehen, uns das Haus öffnen lassen und dann sehen, ob wir eine Droschke — o, es ist abscheulich!

Ich hatte zwei Leuchter im Schlafzimmer stehen sehen, die holte ich stillschweigend herein und zündete sie beide an. Sie nickte, als ich ihr den einen reichte, aber sie sah mich nicht an. Sie war so sonderbar aufgeregt, wie ich sie nie gesehen, ein Zug von Zorn und Bitterkeit bebte um ihre Lippen, aber dies Gesicht konnte eben Nichts entstellen. Sie war mir nie so wahrhaft königlich vorgekommen, so ähnlich einer jener stolzen Frauen ihres Stammes, von denen die Legenden erzählen.

Hastig ging sie mir voran, — die Lampe ließen wir brennen und tasteten uns nun mit den flackernden Lichtern durch die langen Corridore. Ich hatte den Plan des Hauses so ziemlich begriffen und konnte die Führung übernehmen. Als wir aber die drei Treppen hinuntergestiegen waren und unten im dunklen Haus=

flur anlangten, fanden wir zu unserm Schrecken, daß die Thüre fest verschlossen und die Zelle des Hausmanns, in der nur ein schwaches Nachtlicht dämmerte, leer war.

Auch das noch! hörte ich Judith vor sich hin murmeln. Rufen Sie den Mann, Heinrich. Er muß doch im Hause sein —

Ich rief und spähte im Hof und den angrenzenden Winkeln herum. Keine Spur von einer lebendigen Seele.

Als ich zu der Harrenden zurückkehrte, stand sie dicht an das Thürschloß gelehnt und horchte hinaus. Der Schein der Kerze zeigte ein ganz bleiches, ängstlich gespanntes Gesicht.

Ich suchte sie zu beruhigen: der Hausmann müsse jeden Augenblick kommen, er könne unmöglich weit sein, auch der Wagen werde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Es war, als hörte sie gar nicht, was ich sagte.

Wenn wir hier ans Thor klopfen, bis von den Vorübergehenden draußen Jemand uns hört, daß wir einen Schlosser rufen und das Thor könnten aufbrechen lassen —

Ich stellte ihr das Aufsehen vor, das ein so gewaltsames Verfahren machen würde.

Es ist wahr! nickte sie düster vor sich hin. O, es ist teuflisch, teuflisch!

Wieder horchten und warteten wir zehn athemlose Minuten. Dann richtete sie sich entschlossen auf.

Bleiben Sie hier, sagte sie leise. — Ich — ich will wieder hinaufgehen. Sobald Jemand kommt, das Haus zu öffnen, benachrichtigen Sie mich. Hier zu bleiben — ist unmöglich. Es ist eine Kellerluft hier — ich habe auch mein Tuch oben gelassen —

Ich erbot mich, es zu holen; ich suchte es ihr auszureden, daß sie die steilen Treppen noch einmal und ganz allein hinaufsteigen wollte.

O, sagte sie und bemühte sich zu lächeln, aber ihr Mund zitterte dabei, ich fürchte mich gar nicht — die bösen Geister sind nicht mehr unter diesem Dach — lassen Sie mich nur unbesorgt hinauf und bleiben Sie hier auf dem Posten — ich nehme ein Buch und lese — es kann ja nun nicht mehr lange dauern.

So ließ sie mich unten allein. Ich hörte ihren Schritt die Stufen der ersten Treppe hinaufeilen, dann sah ich den Schein ihrer Kerze durch die Fenster des Corridors hinwanken und glaubte nun, sie wisse den Weg. Ich athmete ein wenig freier, da ich allein war. Die Schwüle, die mich neben ihr zu ersticken drohte, wich langsam von mir. Ich räthselte daran herum, wie das Alles gekommen sei, was es für einen Zusammenhang habe, daß der Wagen ausblieb, der Wächter das Haus sich selbst und — uns überließ, was sie mit den Worten gemeint habe: Es ist teuflisch! Eine Ahnung durchzuckte mein Gehirn, ich sah das Gesicht

wieder, mit welchem der Doctor uns die Thür seiner Wohnung aufgeschlossen hatte, das Grinsen — in der That, es hatte einen Zug vom Satanischen, und seine seltsame Lustigkeit, sein Bemühen, uns von dem Wein trinken zu machen — o wenn das Alles zusammenstimmte, wenn eine Absicht dahinter steckte — —

Aber es sollte ihm nicht gelingen. Ich fühlte mich plötzlich durch die Empörung über diese teuflische Tücke so gestählt von Kopf bis Fuß, mit allen Mächten der Finsterniß hätt' ich es aufnehmen wollen. Ich fühlte freilich auch, wie mir das Blut in den Schläfen hämmerte und wie meine Lippen brannten. Ich drückte das Gesicht gegen das eiserne Thürschloß und sog durch das Schlüsselloch die kühlere Luft ein, die durch die Straße wehte. Dann rief ich mir das Bild meines Wohlthäters zurück, die letzten Worte, mit denen er mir die Sorge für sein Haus anvertraut hatte, ich dachte an meine Mutter, an das lange Leben, das noch vor mir lag und das ich durch eine einzige wahnsinnige Minute vergiften konnte, ich dachte —

Ein jäher Schrei zerriß plötzlich meine Gedanken. Meinen Namen hatte ich rufen hören — es war Judith's Stimme — jetzt noch einmal: Heinrich! mit einem Jammerton, der mir das Haar sträubte — und dann Alles still.

Im Nu war ich auf der Treppe, ich flog die Stufen hinauf, so rasch ich nur konnte, ohne das Licht in meiner Hand erlöschen zu lassen, ich spähte die

Gänge entlang und rief ihren Namen — nirgend ein Wiederschein oder ein Wiederhall. In der fürchterlichen Aufregung taumelte ich selbst auf Irrwegen umher, verfehlte die rechte Etage, glaubte schon in der dritten zu sein, da ich erst die zweite erreicht hatte — der Angstschweiß trat mir auf die Stirn — ich rief, ich schrie, ich strauchelte auf den morschen Stufen, raffte mich wieder auf — und da endlich, als ich den Lichtschein in den langen Corridor vorauswandern ließ, — da lag Etwas am Boden, das einem zusammengesunkenen Weibe ähnlich sah.

Im nächsten Moment war ich bei ihr — sie lag vor der Thür der griechischen Kapelle, die halb offen stand, wahrscheinlich hatte sie, da der Schlüssel hier steckte, geglaubt, an des Doctors Zimmer angekommen zu sein. Der Zugwind hatte ihr beim Eintreten das Licht ausgelöscht — und jetzt sah ich auch, was sie so jählings niedergeworfen hatte: die Katze, die noch dort am äußersten Ende des Ganges ruhig am Boden kauerte, mußte ihr in der Finsterniß entgegengesprungen sein und der heftige Schrecken sie in Ohnmacht gestürzt haben.

Ich stellte meinen Leuchter vorsichtig nieder und beugte mich zu der Regungslosen hinab. Ihr Oberleib lehnte am Thürpfosten, ihr Gesicht war auf die Brust gesunken. Wie ich mich bemühte, sie wieder aufzuwecken, berührte mein heißer Mund ihre kalte Wange. Ich kam von Sinnen; ich zitterte wie vom

Fieber geschüttelt, aber indem ich mich anstrengte, die fühllose Gestalt aufzurichten, bedeckte ich ihre Stirn, ihre Augen, ihr Haar mit brennenden Küssen, dazwischen ihren Namen flüsternd, den Mund dicht an ihr Ohr gepreßt — Alles umsonst! — bis meine Lippen sich zu ihrem kalten, halbgeöffneten Munde verirrten. Da war es, als zucke ein elektrischer Schlag durch ihre bewußtlosen Glieder, die Arme regten sich, der Mund begann zu athmen, sie erwiederte wie träumend meine Küsse — plötzlich schlug sie die Augen auf: O mein Gott! hauchte sie — was ist geschehen!

Sie erholte sich im Nu, richtete sich vollends auf und stand nun am Pfosten, mit den Händen sich das lose Haar von der Stirn zurückstreichend.

Wo sind wir denn hier? sagte sie. Im Himmel oder in der Hölle? Verlassen Sie mich — warum sind Sie gekommen? Ich — ich will —

Sie wußte nicht, was sie wollte. Ich hatte mich ihres Armes bemächtigt, den andern Arm stützend um sie geschlungen. Lehnen Sie sich an mich! flüsterte ich. Ich führe Sie hinauf. Hier können wir nicht bleiben.

Sie ließ Alles geschehen. Ich hatte das Licht ergriffen und geleitete sie langsam den Gang zu Ende und die Treppe hinauf. Mein Mund suchte immer noch ihre Wange; sie ließ auch das geschehen, aber ihren Mund durfte ich nicht wieder berühren.

O mein Gott, o mein Gott —!

Das war Alles, was von Zeit zu Zeit von ihren Lippen kam.

Wo waren in diesem Augenblick alle die guten Geister, die ich kurz zuvor so inbrünstig angerufen hatte?

Auch meine Kerze war unterwegs erloschen. Aber nun war oben die Thür zu dem Zimmer erreicht, wo wir die Lampe hatten brennen lassen. Ich weiß nicht, was mich draußen an der Schwelle einen Moment zögern machte. War es, daß ich mich vor dem hellen Licht fürchtete, als ob es uns aus dem sündigen Traumglück aufschrecken würde, wenn es uns plötzlich entgegenleuchtete? Ich drückte die immer noch in den Knieen wankende Gestalt noch einmal fester an mich — sie litt es einen Augenblick, ihr Mund begegnete noch einmal dem meinigen, dann tastete sie selbst an der Thür, bis sie die Klinke fand, und öffnete in ängstlicher Hast.

Aber welch ein Anblick erwartete uns!

An dem Tisch vor dem Sopha, gerade da, wo ich gesessen hatte, als ich mir die Hand verwundete, saß ein Kind, ein Mädchen von etwa sieben Jahren, in einem sauberen Nachtröckchen, die braunen Haare fielen ihm ungeflochten über die Schultern herab. Es schien in die Betrachtung der kleinen Kuchen und des Korbes mit Früchten vertieft, die auf dem Tische standen. Besonders die geschälte Birne mochte durch die Blutflecken auf dem Teller seine Aufmerksamkeit gereizt haben. Doch hatte es die Hände mit ausgespreizten

Fingerchen daneben auf den Tisch gelegt und sah uns jetzt, die wir von ihrer Erscheinung wunderbar betroffen auf der Schwelle standen, mit großen, schüchternen, aber klugen Augen an.

Der Blick machte, daß ich den Arm, der Judith umschlungen hielt, wie ein ertappter Dieb herabsinken ließ. Sprachlos starrte ich das Kind an, das sich auf seinem Stuhl nicht rührte, nur zutraulich mit dem Kopfe nickte.

Ich habe nichts gegessen, sagte es mit einem hellen, treuherzigen Stimmchen. Gewiß nicht! Nur angesehen hab' ich die Kuchen, und vielleicht schenkt mir der Herr Doctor einen. Nicht wahr, Vater wird nicht schelten, weil ich aus dem Bett wieder aufgestanden bin? Es war so heiß in der Stube, und dann hörte ich draußen gehen, ich dachte, es wäre der Herr Doctor, er schenkt mir manchmal einen kleinen Kuchen, mich hungerte noch ein bischen — aber nehmen darf man nichts, es ist Sünde, nicht wahr?

Ich wollte, ich könnte Ihnen das Kindergeplauder genau so wiedersagen, wie wir es hörten, mit dem Ton und den kleinen holden Mienen, damit Sie verstehen könnten, wie es uns ins Innerste traf, gewaltig wie eine Stimme des jüngsten Gerichts.

Aber das Plaudern verstummte. Denn mit einem Aufschrei, wie wenn ein lebendig Begrabener den Gruftdeckel sprengt und das Licht des Tages wieder begrüßt, — ich habe nie einen ähnlichen Laut gehört, — wie außer sich stürzte die Frau zu dem Kinde hin, riß es

vom Stuhl an ihre Brust, drückte es an sich, als wäre es ihr eigenes verloren geglaubtes, bedeckte sein helles Gesichtchen über und über mit Küssen und gab es erst wieder frei, als es selbst sich zu fürchten anfing und sich den stürmischen Liebkosungen der fremden Dame zu entziehen suchte.

Nun aber mußte es dicht neben ihr auf dem Sopha Platz nehmen, wobei die schönen Hände beständig das kleine Köpfchen und blasse Gesichtchen streichelten. Von Allem sollte es nun essen, was auf dem Tische stand, nur den Wein durfte es nicht kosten. Dabei ließ die Frau ihre Augen nicht los von den Augen des Kindes und plauderte unaufhörlich mit ihm und schien gar nicht mehr zu wissen, wer noch mit ihr im Zimmer war, — nicht eigentlich im Zimmer freilich; denn ich hatte meinen Platz am Pfosten der offenen Thür nicht verlassen.

Ich hatte nicht den Muth, auch nur mit einem Wort mich in die Unterhaltung der Frau mit dem Kinde zu mischen. Wie gelähmt war ich in all meinen Sinnen und Gedanken. Nur wie aus weiter Ferne drang manchmal ein Wort verständlich an meine Seele. Ich war in mir selbst so völlig vernichtet, ich wünschte mir die Kraft, den Athem so lange anzuhalten, bis ich entseelt hinsänke; ein Leben über diese Stunde hinaus schien mir völlig widersinnig und unmöglich. Und dabei fühlte ich gar keine Neugier, zu erfahren, wie dies Wunder sich zugetragen, woher das Kind plötzlich

erschienen sei, ob es wirklich ein Engel sei, wie die leidenschaftlich erregte Frau es unter ihren Liebkosungen einmal übers andere nannte, oder ein gewöhnliches Menschenkind, dessen plötzliche Erscheinung hier in dem öden Hause ganz mit rechten Dingen zugehe.

Auch der Frau schien dies Alles gleichgültig zu sein, und das Kind selbst, da es nicht gefragt wurde, fühlte kein Bedürfniß, der schönen Dame, die es mit Kuchen und Früchten fütterte, Aufschlüsse über seine Familienverhältnisse zu geben. Erst später erfuhr ich, daß es die Tochter des Hausmanns war, der außer seiner Wächterzelle unten noch eine kleine Wohnung im dritten Stock inne hatte. Da er ein Wittwer war, kam über Tag eine Nachbarsfrau, seine kleine Küche zu versehen und für das Mädchen zu sorgen, das schon in die Schule ging und nicht viel Aufsicht bedurfte. Denn es war durch den frühen Verlust der Mutter und das Leben in dem einsamen Hause besonnen und bescheiden gemacht worden und hütete sich selbst. Wie es an jenem Abend das ungewöhnliche Hin- und Hergehen vernahm, war es aufgewacht und hatte der Neugier nicht widerstehen können, zu sehen, was es gebe. So hatte es sich nach dem Zimmer des Doctors hingetastet und beschlossen, dort die Rückkehr desselben abzuwarten, da die geschälte Frucht gar zu lockend auf dem Teller lag.

Ich weiß es nicht, wie lange wir Drei in der wundersamsten Stimmung von der Welt da oben noch

allein gelassen wurden. Aber weniger als eine volle Stunde kann es nicht gedauert haben, bis wir den Wagen unten auf der Straße wieder heranrollen hörten.

Keins von uns veränderte seinen Platz. Judith saß noch auf dem Sopha neben dem Kinde, ich lehnte in der offenen Thür, als wir eilige, aber leise Tritte die Stiege heraufkommen hörten.

Das fahle Gesicht des Doctors tauchte im Corridor auf, er war ohne Licht, obwohl er das Taschenlaternchen vorhin wieder zu sich gesteckt hatte; als er den breiten Lampenschein bemerkte, der aus der offenen Thür auf den Gang hinausdrang, stutzte er einen Augenblick. Dann aber beschleunigte er seinen Schritt und trat hastig an mir vorbei in das Zimmer.

Ich sah deutlich, wie ein Ausdruck grimmiger Enttäuschung seine Züge verzerrte. Aber er faßte sich sogleich.

Da finde ich ja die schönste Gesellschaft! sagte er. Wie hat sich denn meine kleine Anna hier zu Gaste geladen? Nun, um so eher wird die Frau Cousine mir ihre Verzeihung gewähren, daß die Viertelstunde sich so ungebührlich hinausgedehnt hat. Ich fand in der That einen so bedenklichen Zustand, daß es so herzlos als pflichtvergessen gewesen wäre, wenn der Arzt —

Die Frau stand plötzlich auf. Sie hatte keinen Blick für den Eintretenden gehabt. Gute Nacht,

Aennchen, sagte sie, das Kind noch einmal in ihre Arme schließend. Morgen lass' ich dich abholen, aufs Land hinaus, wenn dein Vater es erlaubt. Da sollst du schöne Blumen pflücken und Birnen und Pfirsiche essen, und für eine Puppe wird auch gesorgt sein. Schlaf wohl, mein kleiner Engel! schlaf wohl! und Gott behüte dich vor allen bösen Geistern.

Sie ließ das Kind aus ihren Armen auf den Boden gleiten und ging an dem Doctor und mir vorbei, als wären wir nicht vorhanden. Alcobara hatte kaum Zeit, die Lampe vom Tisch zu nehmen und ihr nachzueilen; ich folgte ihm auf dem Fuß. Vergebens suchte er auf dem Weg die Stiegen hinunter ein Wort von ihr zu erhaschen, indem er höchst unbefangen von der Krankheit der alten Dame und seinem Unmuth, nicht von ihr loszukommen, weiterschwatzte. Den Hausmann habe er nach der Apotheke schicken müssen, da der Bediente der Excellenz seinen Feiertag sich zu Nutze gemacht habe. Es thue ihm außerordentlich leid, wenn seine Cousine ihm diesen unfreiwilligen Aufenthalt übelgenommen hätte.

Wir waren unten beim Wagen angelangt, Judith stieg hinein und machte den Schlag hinter sich zu.

Ich werde morgen hinauskommen, sagte der Doctor mit mühsam verhaltener Aufregung. Hoffentlich hat dann die Nacht meiner theuren Cousine mildere Gedanken über meine geringe Verschuldung gebracht.

Geben Sie sich keine Mühe, antwortete die Frau

mit lauter, fester Stimme. Ich werde Befehl geben, Sie nie wieder vorzulassen. Ich habe Sie heut zum letzten Mal gesehen.

Sie gab das Zeichen zum Fortfahren. Im nächsten Moment stand ich dem Verhaßten allein gegenüber. Die Lampe, die er in der Hand hielt, schien ihm hell ins Gesicht. Zum ersten Mal sah ich diese kalte Teufelslarve von einer dunklen Glut übergossen.

Auch ich sollte sie zum letzten Mal gesehen haben.

Diese Nacht — und der nächste Morgen — und die Tage, die darauf folgten! — Sie erlassen mir, Ihnen zu schildern, in welcher Verfassung ich sie zubrachte.

Nicht ein Wort hörte ich von ihr, nicht ein einziges Mal kam sie wieder in das Stadthaus, wie sie sonst pflegte während ihres Landaufenthaltes, zumal in der Abwesenheit des Mannes. Daß ich nicht nach alter Gewohnheit hinausging, mußte natürlich auffallen. Ich ersann allerlei Vorwände, doch merkte ich, daß man mich mit zweifelnden Mienen ansah. Das war mir sehr gleichgültig. Nur sie — wie sie von mir dachte —!

Ich ertrug es endlich nicht länger. Ich schrieb an sie — auf acht Seiten schüttete ich all meine Reue, meine jahrelang erlittene Qual, meine zerknirschte Bitte um Vergessen jener wahnwitzigen Stunde vor ihr aus.

Als der Brief abgeschickt war, fühlte ich mich etwas erleichtert. Es kam aber keine Antwort.

Nach vierzehn Tagen, wie in der Hölle hingelebt, erhielt der Buchhalter die Nachricht von dem Herrn, er sei auf der Heimreise begriffen, dann und dann werde er eintreffen.

Das Unabwendbare, auf das ich lange genug mich hatte vorbereiten können, traf mich wie ein Wetterschlag aus blauer Luft. Ich fühlte, daß es mir völlig unmöglich war, dem Manne, dessen väterlich vertrauende Güte ich so schwer betrogen, unter die Augen zu treten.

Ich blieb aus der Werkstatt weg, unter dem Vorgeben, daß ich krank sei. Ich war es in der That so weit, daß selbst der Arzt, obwohl er es nicht schwer nahm und Alles auf die Nervenüberreizung durch unmäßiges Arbeiten schob, mir völlige Ruhe anordnete. Mein Aussehen war elend, mein Puls ungleich, ich weigerte mich aber entschieden, aufs Land hinauszuziehen, da mir der Hausherr die Sorge für seine Sammlungen übertragen habe, und verbrachte die Tage auf meinem Zimmer nicht viel besser als ein zum Tode Verurtheilter.

An dem Tage, wo David Stern erwartet wurde, verließ ich das Bett nicht. Ich hatte wirklich lebhaftes Fieber. Die Frau war nicht vom Lande hereingekommen, ihrem Gatten entgegenzugehen, der Herr sollte nur eine Stunde in der Stadt verweilen und dann gleich auf das Gut hinausfahren.

Ich hatte den Buchhalter gebeten, mich zu entschuldigen. Ich hoffte, morgen besser zu sein; freilich, was sollte morgen werden? Auf das Gut hinaus, dem Herrn Rechenschaft abzulegen — unmöglich! — Und so lag ich und brütete in der peinlichsten Seelenqual, da hörte ich Schritte die Treppe heraufkommen, auf meine Thüre zu. Es blieb mir Nichts übrig, als mich schlafend zu stellen, und zum Glück ließ selbst dieses scharfe Auge sich täuschen, für diesmal wenigstens. Ich fühlte, wie er mir sacht mit der Hand über die Stirn strich. Sie ist feucht, sagte er leise zu dem Buchhalter, der ihn heraufbegleitet hatte. Nun, so ist ja das Fieber gebrochen. Er soll sich nur ganz ruhig halten und dem Doctor pariren. Grüßen Sie ihn von mir. Ich sehe bald wieder nach ihm.

Dann ging er weg.

Ich habe zu sagen vergessen, aber es versteht sich ja wohl von selbst, daß mit dem Doctor nicht Dr. Asser Alcobara gemeint war. Der hatte sich seit jenem Abend unsichtbar gemacht; der alte Hausarzt war überdies niemals verabschiedet worden.

So konnte ich für eine Nacht aufathmen. Aber was war damit gewonnen? Wie ich sie kannte, war es ihr unmöglich zu schweigen. Und auch wenn sie aus Schonung für mich ihr eigenes Gefühl unterdrückte, wie konnte ich in diesem Hause, unter diesen Menschen jemals wieder mit aufgeschlagenen Augen und offener Stirn herumgehen?

Ich saß am folgenden Mittag in diesen unablässig wühlenden Gedanken auf meinem kleinen Ledersopha und hatte eben das Wenige gegessen, was ich über die bittere Zunge bringen konnte, da kommt es draußen wieder die Treppe herauf, und ehe ich mich fassen und besinnen konnte, tritt der gefürchtete Mann wieder in mein Zimmer.

Der erste Blick auf sein ehrwürdiges Gesicht zeigte mir freilich, daß ich nichts Feindseliges von ihm zu fürchten hatte. Er war ernster, als sonst jüngeren Leuten und insbesondere mir gegenüber. Aber der Ausdruck von Güte, von einer über alle kleinlichen Regungen erhabenen Seelenklarheit leuchtete ihm von der Stirn und den Lippen, die erst eine Weile geschlossen blieben.

Er nickte mir zu, trat dicht an mich heran und sah mich prüfend, fast wie ein Arzt, der zu einer Consultation gerufen ist, aber milde und fast mitleidig an. Nun, nun, sagte er dann, es geht ja wieder, mein Sohn. Haben sich ein bischen übernommen, nicht Haus gehalten mit den Kräften — nun, nun, Jugend hat keine Tugend. Wird schon wieder in Ordnung kommen, mit Vernunft, Geduld und Zeit — Sie wissen — das sind drei edle Leut'. Aber sprechen Sie nur nichts — das macht das Uebel ärger. Ich verstehe Sie ja doch, lieber Sohn; was Sie mir zu sagen haben könnten — nun, nun, das weiß ich ja Alles. Die Schrift auf Ihrem Gesicht

les' ich ja so gut wie ein geschriebenes Blatt. Und nun lassen Sie sich sagen: Sie müssen mir in andere Luft kommen. Der Arzt ist derselben Meinung. Ich hätte sollen klüger sein und voraussehen, was kommen würde, ich meine, daß das Fieber endlich ausbrechen würde, wenn Sie hier ewig stille lägen und über der Arbeit Ihre Jugend versäumten. Aber sag' Einer, daß er weise sein will, wenn er seinem Herzen nicht vorher Zaum und Zügel anlegt! Ich habe Sie nicht von mir lassen wollen, Sie waren mir zu lieb geworden, lieber Sohn, — nun ist es meine Schuld, daß die Krankheit ausgebrochen ist. Aber der Schaden ist wieder gut zu machen. Sobald Sie reisefähig sind, gehen Sie mir nach Italien; Sie können doch nur dort ein rechter Meister werden; ich empfehle Sie an meine römischen Freunde, drei Jahre bleiben Sie dort, dann wollen wir weiter sehen. Sind Sie damit zufrieden, lieber Benjamin?

Ich saß wie erstarrt, unfähig, nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Ich konnte nur nach seiner Hand haschen. Aber wie ich sie küssen wollte, überwältigte mich mein Gefühl, ich fiel ihm vor die Füße hin, und ein Strom von Thränen stürzte mir aus den Augen.

Er legte sacht seine Hand auf meinen Kopf. Kind, murmelte er, steh auf. Sei vernünftig und spare deine Kräfte; das Leben ist lang, und oft ist es mühselig, und die Wege sind nicht immer eben. Aber

ein festes Herz hilft ans Ziel. Halte dein Herz fest, mein Sohn!

Er sprach noch eine Weile — ich hörte es kaum, nur seine Stimme war mir wie Oel auf die brennende Wunde. Ich lag noch wie zerschmettert am Boden, während er in dem Zimmerchen hin und her ging und nach seiner Weise halb zu mir, halb mit sich selber sprach. Zuletzt trat er an das Büchergestell auf meiner Kommode, zog ein Buch heraus, blätterte darin und legte es aufgeschlagen auf den Tisch. Dann ging er ohne Abschied hinaus.

Als ich allein war, raffte ich mich auf, und mein Erstes war, nach dem Tische hinzuwanken und die Stelle zu suchen, die er aufgeschlagen hatte. Es war ein Vers im Sirach, er hatte mit Bleistift einen kleinen Strich am Rande gemacht. Die Worte sind mir wie mit Feuer ins Gedächtniß gebrannt, so milde sie klingen:

„Liebes Kind, brauche der Zeit und hüte dich vor unrechten Sachen.

„Und schäme dich nicht, für deine Seele das Rechte zu bekennen.

„Denn man kann sich so schämen, daß man Sünde daran thut; und man kann sich auch also schämen, daß man Gnade und Ehre davon hat."

Ich reis'te schon am folgenden Tage ab. David Stern hatte mir seine Grüße hinterlassen und Geld

und Empfehlungsbriefe die Fülle, was mir der alte Buchhalter mit der Bemerkung einhändigte, der Arzt bestehe darauf, daß ich nicht erst noch Abschied nähme, um alle Aufregung zu vermeiden. So übertrug ich dem guten Alten meinen Dank an den Herrn und meine Grüße an die Frau und die Knaben, die ich gern noch einmal ans Herz gedrückt hätte. Aber es war unmöglich, das fühlte ich.

Ich sollte sie erst als stattliche Jünglinge wiedersehen. Denn Jahr um Jahr verging, und ich hatte immer in fremden Ländern so viel zu thun, daß ich mir keine Zeit zu einer Reise in die Heimat gönnen konnte. Erst wie es mit meinem väterlichen Freunde so übel stand, daß die Aerzte ihm keine lange Frist mehr gaben, duldete mich's nicht draußen in der Ferne. Er hatte mir sein Londoner Geschäft übergeben, ich war längst wieder ins Gleichgewicht gekommen, ein zufriedener, heiterer, thätiger Mensch. Und doch konnte ich mich einer tiefen Bangigkeit nicht erwehren, als ich das Haus in Leipzig wieder betrat.

Ich will Ihnen nicht viel davon sagen. Es war das höchste Fest meines Lebens, diesem Manne in seinen letzten Tagen zur Seite bleiben zu dürfen. Seitdem hat der Tod alle Schrecken für mich verloren.

Frau Judith begrüßte mich wie einen alten Freund; übrigens war ihr Gemüth so vom Schatten des Todes verschleiert, daß ich wenig von ihr erfuhr. Sie war noch immer eine schöne Frau, doppelt königlich in ihrem

Schmerz. Die ersten Thränen weinte sie, als am Tage nach der Bestattung ich allein neben ihr saß und davon sprach, was er mir gewesen war.

Ich danke Ihnen, sagte sie, als ich endlich schwieg, und reichte mir die Hand. Und doch — Niemand als ich allein hat je gewußt, welch ein herrlicher Mensch er war! — —

Ich blieb noch drei Wochen in dem Trauerhause, um alle Geschäfte zu ordnen. Als ich endlich abreis'te, nahm ich die Hoffnung auf ein neues Lebensglück mit mir fort. Frau Judith hatte den kleinen „Engel“ aus jener Nacht nicht wieder von sich gelassen, sondern förmlich als ihre Tochter erzogen. Das Kind war herangeblüht und von einer so eigenen Lieblichkeit an Leib und Seele, daß ich ihr Bild nicht wieder vergessen konnte. Ein Jahr später hab' ich sie als meine junge Frau über den Canal geführt. Sie ist der Engel meines Lebens geblieben.

Der Teufel aber, der uns zu verderben getrachtet, muß doch wohl nicht von der echten, hartgesottenen Art gewesen sein, über die selbst die Scham vor dem Gerechten keine Macht mehr hat. Er wurde noch in Leipzig gesehen, bis einen Tag vor David Stern's Rückkehr. Dann verschwand er auf einmal, ohne von irgend einem Menschen sich zu verabschieden. Bald darauf will ihm ein Reisender auf einem Ostindienfahrer als Schiffsarzt begegnet sein. Man hat nie erfahren, was aus ihm geworden ist.

Nerina.

(1874.)

Sempre i codardi e l'alme
Ingenerose, abbiette
Ebbi in dispregio.

Leopardi.

Lieb war mir immer dieser kahle Hügel
Und diese Hecke, die dem Blick so Viel
Vom fernsten Horizont zu schau'n verwehrt.
Und wenn ich sitz' und um mich blicke, träum' ich,
Endlose Weiten, übermenschlich Schweigen
Und allertiefste Ruhe herrsche dort
Jenseits der niedern Schranke, und das Herz
Erschauert mir vor Grau'n. Und hör' ich dann
Den Wind erbrausen im Gezweig, vergleich' ich
Die grenzenlose Stille dort, und hier
Die laute Stimme; und des Ew'gen denk' ich,
Der todten Zeiten und der gegenwärt'gen
Lebend'gen, und wie ihre Stimme klingt.
Im uferlosen All versinkt mein Geist,
Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern!

Er hatte diese Verse in ein kleines Taschenbuch geschrieben, das auf seinen Knieen lag, in Einem Zuge, ohne ein Wort auszustreichen, wie er es sonst fast in jeder Zeile pflegte. Denn nie that er sich genug, so verwöhnt war sein Ohr, so empfindlich sein innerer Sinn gegen jede Fälschung seines Gedankens durch hastig aufgegriffene Worte. Wie er aber jetzt das Geschriebene sich laut wieder vorlas, schien es ihm Alles zu sagen, was er fühlte. Das Büchlein glitt ihm aus der Hand. Er lehnte sich gegen den Hügel zurück, legte die Arme unter den Kopf und richtete die Augen gegen den stahlblauen, wolkenlosen Himmel.

Das Rauschen in den Bäumen über ihm wurde still, Nichts erklang mehr in der weiten Runde, als das scharfe, schrillende Lied der Grillen und dann und wann ein Rascheln durch bröckelndes Gestein und dürres Gras, wenn eine der zahllosen Eidechsen, die hier in der Oede wohnen, sich nah heranwagte, um den Fremdling mit ihren blanken Augen neugierig zu betrachten.

Er war der Neugier wohl werth, auch in den Augen weiserer Geschöpfe. War er jung oder alt? häßlich oder schön? schlaftrunken oder wach? War die Helle dieser großen, ruhigen blauen Augen ein Wiederschein des Aethers oder eines wolkenlosen Herzens?

Kein Lächeln glitt über das blasse Gesicht und den wie dürstend halbgeöffneten Mund. Die Augen lagen tief unter den feinen Bogen. Darüber wölbte sich eine mächtige Stirn, von keiner Falte gefurcht, der Spur mühseligen Denkens; als sei in diesem edlen Hause des Geistes nie Streit gewesen über das, was Geringere nur mit Kampf und Sorgen ins Klare bringen. Nur die eingesunkenen Wangen und ein leises Zucken der Augenlider verrieth die beständige Gegenwart großer Leiden.

E il naufragar m'è dolce in questo mare! sagte er leise vor sich hin, und jetzt ging ein schwermüthiges Lächeln über die bleichen Lippen, und ein Seufzer hob seine Brust. Er genoß die Wonne, die es immer gewährt, wenn man die Fülle der Empfindungen, die

ein augenblicklicher Zustand erregt, in ein ewiges Wort zu fassen vermocht hat.

Glockenton drang aus der Ferne zu ihm herüber. Er schloß die Augen, wie um abzuwarten, ob diese Klänge, die ihm aus der Kindheit vertraut waren, sein waches Bewußtsein einlullen würden. Die Sage fiel ihm ein von dem Schiffer, der nah am Strande versunken ist und nun unten bei der Meerfrau wohnt, und wenn Sonntags die Kirchenglocken läuten, fühlt er ein Heimweh nach seiner armen Oberwelt, deren Erinnerung ihm alle unsterblichen Freuden der Tiefe nicht auslöschen können. Ein bitterer Zug strafte dieses Märchen Lügen. Ihn zog Nichts dahin zurück, wo die Glocken das Ave Maria einläuteten; kein Heimweh nach der Heimath; kein Verlangen, seine kühle Tiefe wieder mit den Wohnungen der Menschen zu vertauschen.

Das Geläute war verstummt. Der Schatten, den die niedrige Hecke warf, reckte sich länger und länger und wuchs ihm schon über die Kniee hinauf. Eine kühlere Luft fing an durch die Büsche und um die nackten Klippen dieser Höhe zu wehen, und die Glieder des Ruhenden überlief ein leichtes Frösteln. Langsam stand er auf, drückte den Hut in die Stirn und kletterte den steinigen Abhang hinunter, wobei er oft stehen blieb, als würde jeder Schritt ihm sauer, oder als koste es ihn immer neue Ueberwindung, den Heimweg einzuschlagen.

Man konnte nun sehen, wie stiefmütterlich die Natur diesen ihren Sohn, der sich so innig an ihre Brust drängte, mit leiblichen Gaben ausgestattet hatte. Seine Gestalt war klein und verbildet, der Rücken verkrümmt, der große Kopf erschien zu schwer für den dürftigen Körper. Wie er matt und mühsam hinwankte, manchmal den Schweiß von der hohen Stirn wischend, zuweilen auf einem Steine rastend, hätte man ihn für einen eben von schwerer Krankheit Genesenen gehalten, der den ersten Ausgang gewagt und seine Kräfte noch überschätzt habe.

Als er die Straße erreicht hatte, die auf der Höhe des Gebirges hinläuft, breit genug, daß Ochsengespanne die beladenen Wagen nach der Stadt ziehen können, ging er noch langsamer, obwohl ihm der ebene Weg minder beschwerlich sein mußte. Vor sich, etwa noch eine halbe Stunde entfernt, sah er die weißen Häuser und grauen Dächer seiner Geburtsstadt Recanati herüberwinken, ein Anblick, der ihm jedesmal das Herz zusammenschnürte. Denn obwohl dort seine Eltern und die Geschwister wohnten, an denen er mit lebhafter Zärtlichkeit hing, sah er diese Stadt dennoch als die Quelle all seiner Leiden an, ihre feuchte, scharfe Luft als die Ursache seiner Krankheit, ihre Bewohner als die Urbilder aller unmenschlichen und empörenden Eigenschaften, die ihn die Menschenwelt hassen und schon den Knaben die Gesellschaft der Bücher suchen gelehrt hatten.

Er hemmte unwillkürlich den Schritt, als er das alte Bergnest drüben in der Abendsonne liegen sah. Wieder in den Kerker zurück! schien der düstere Ausdruck seines Auges zu sagen. Drüben, zu seiner Linken, leuchtete das ferne Meer mit einem dunkelblauen Streif herauf; die hohe Kette des Appennin streckte sich vor ihm aus gegen Süden; hier in der herrlichen Höhe — wie war es nur möglich, daß so viel kleiner, engherziger Sinn, so dumpfe Beschränktheit, so allem Ewigen abgekehrte Armseligkeit wuchern und mit tausend zähen Ranken eine freigeborene Brust umstricken konnten, daß ihr die Lust zum Athmen verging!

Schon mehr als Einmal hatte er sich loszuwinden gesucht. Sobald er den scheuen, trotzigen Knabenjahren entwachsen war, in denen er lieber das Unerträgliche duldete, als daß er den Vater, der sein Wesen verkannte, mit einer Bitte anging, hatte er sich aufgemacht in die Welt, die er bisher nur im Duft der Abend- und Morgenröthe von dem einsamen Fenster aus mit seiner Sehnsucht durchschweift hatte. Nach Rom war er gegangen. So jung er war, klang doch sein Name den besten Männern seines Landes nicht mehr fremd. Man wußte, daß Wenige so tief wie er in den Schacht hellenischer und römischer Bildung hinabgestiegen waren, daß in einem Alter, wo Andere auf der Schulbank widerwillig Silben stammeln und Sätze zusammenstoppeln, dieser einsame Knabe Räthsel der Wissenschaft gelöst hatte, die den Meistern zu

rathen aufgegeben. Ohne Lehrer hatte er außer den alten Sprachen Französisch, Englisch, Spanisch gelernt und mit den Juden in Ancona hebräische Gespräche geführt. Freilich war die Bibliothek seines Vaters, der sich selbst für einen Gelehrten hielt, die reichste in der Provinz, und der alte Graf Leopardi öffnete sie für Jedermann; aber Niemand betrat sie je, außer dem Sohne, der sich mit ihren Schätzen gegen den Andrang aller Jugendsehnsucht, aller versagten Lebensfreuden verschanzte. Denn früh schon hatte eine geheime Stimme ihm zugeraunt: das Schicksal, das du fromm und vertrauend anflehst, giebt dir statt des Brodes einen Stein, statt des Glückes Weisheit, und auch diese ist hart und bitter.

Er dachte, nur der Ort sei daran Schuld. Er sollte in Rom lernen, daß er sein Schicksal überall mit sich trug. Was war ihm der Ruhm, dessen Glanz ihn zu trösten versprach? Eine Fackel, die nur ihn und seine Leiden Anderen sichtbar machte, sein Herz aber nicht wärmte, seinen Geist nicht erleuchtete. Er wandte sich enttäuscht hinweg und flüchtete unter das väterliche Dach zurück, wo er wenigstens nichts Liebliches sah, das ihm seinen elenden Körper zwiefach mitleidswürdig erscheinen ließ, wo er in der Abgeschiedenheit sich für einen Gestorbenen halten durfte, der mit den Schatten großer Todten auf der Asphodeloswiese Zwiesprach halten und das trügerische Glück Derer, die im Lichte wandeln, verwünschen konnte.

Und doch war er noch allzu jung, um für immer in seiner lebendigen Gruft auszudauern. Auch scheuchten ihn die rauhen Winter aus dem Gebirge wieder in die mildere Luft von Florenz und Pisa hinab, wo seine beklommene Brust leichter athmete und ein feineres Geschlecht auf Stunden und Tage seinen Geist für die Entsagung entschädigte, in welcher sein Herz und seine Sinne schmachten mußten. Eine feurigere Seele, ein heißeres Bedürfniß nach Schönheit, ein heftigeres Verlangen nach erwiederter Leidenschaft war nie in eine athmende Brust gesenkt worden. Und nun begegnete dies suchende Auge überall, wo es auf einer reizenden Gestalt ruhte, einem unverhohlenen Befremden, in hundert Fällen dem offenbaren Hohn, denn gesunde Jugend pflegt grausam zu sein, im besten Fall einem Mitleiden, das weher that, als der Hohn, da es aus einer liebenswürdigeren Seele stammte.

Er hätte auch das ertragen und zuletzt sich gewöhnt, Athmen und Denken für eine Gunst des Himmels zu halten, die noch immer der Mühe werth sei. Aber auch diese karge Wohlthat ward ihm beschränkt durch die Unfreiheit, sich den Ort zu wählen, wo er am *schmerzlosesten* hätte athmen und denken können.

Sein Vater, der Graf Monaldo Leopardi, war ein Landedelmann in herabgekommenen Verhältnissen, die gerade nur ausreichten, den Schein eines standesmäßigen Behagens zu retten, wenn die fünf zum

Theil schon erwachsenen Kinder fortfuhren, die Füße unter den Tisch des Hauses zu strecken, und sich begnügten, nur in dem armseligen Recanati die Vornehmen zu spielen.

Aber seine Söhne in die Welt zu schicken, auch wenn sie, wie der älteste Giacomo, durchaus nicht den Ehrgeiz hatten, an den Höfen zu glänzen, sondern nur mit Gelehrten und Dichtern Verkehr zu pflegen, dazu war Graf Leopardi zu arm; und mußten nicht auch für die Mitgift der Tochter Paolina die Mittel zusammengehalten werden?

Gleichwohl liebte er von seinen Kindern keines so sehr, wie diesen Giacomo, auf keines war er so stolz, wenn ihm auch das innere Leben von keinem der übrigen so fremd war, wie das Gemüth dieses unglücklichen Knaben. Er fehlte ihm, sobald er den Fuß aus dem Vaterhause gesetzt hatte. Mit Ungeduld erwartete er seine Briefe und beklagte sich lebhaft, wenn sie nicht von Versicherungen ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit überflossen, über die Kälte des Sohnes. Er hatte nur selten Grund dazu; denn auch der Sohn liebte diesen Vater, dem er so wenig glich, der ihn in ewiger Unmündigkeit an seiner Seite halten wollte, damit er ihm Alles verdanken, ihn um Alles, was er brauchte und wünschte, bitten sollte. Nie bat ihn der Sohn um etwas Anderes, als um Bücher. Und nur die bitterste Noth konnte ihn einmal dahin bringen, von Florenz aus an den Vater zu schreiben:

„Ich weiß nicht, ob die Verhältnisse der Familie Ihnen gestatten werden, mir eine kleine monatliche Rente von zwölf Scudi zu gewähren. Mit zwölf Scudi kann man nicht einmal in Florenz, wo man billiger lebt als irgendwo, wie ein Mensch leben. Aber ich verlange auch gar nicht, wie ein Mensch zu leben. Lieber wäre mir freilich der Tod; aber den Tod muß man von Gott erwarten."

Der Vater gewährte die Bitte. Was noch dazu fehlte, um, wenn auch nicht „wie ein Mensch", doch ohne zu erröthen das theure Leben hinzuschleppen, mußte der karge Ertrag von Arbeiten bringen, deren Werth nur die vornehmsten Geister der Nation zu würdigen vermochten. Und doch ertrug er dies mühselige und beladene Dasein in der Ferne leichter, als in der unwirthlichen Luft der Heimath, in die er immer wieder zurück mußte, getrieben vom Gefühl der Pflicht gegen die alten Eltern und von der brüderlichsten Neigung zu den Geschwistern, die Alles thaten, was sie konnten, ihm sein Loos minder hart zu machen.

Auch im Jahre 1825 war er wieder nach Hause gekommen, ein wenig erfrischt und gehoben durch den Beifall, den seine ersten zehn Canzonen überall in Italien gefunden hatten. Sie waren im Jahre vorher in Bologna erschienen. Die gewichtigsten Stimmen hatten den siebenundzwanzigjährigen Poeten beglückwünscht. Er fing an, eine Zukunft zu hoffen, die ihm wenigstens seine äußerlichen Sorgen erleichtern

würde. Durch alle Leiden hindurch folgte ihm das Bewußtsein, daß er nicht umsonst gelitten habe, daß er seinem Lande, an dem er mit leidenschaftlicher Liebe hing, ans Herz wachsen sollte, wie nur die Größten und Besten der alten Zeit. Eine Art Waffenstillstand seines kämpfenden Lebens war eingetreten; er kam zu den Seinigen, um sie diese seltene Ruhezeit seines Unglücks mitgenießen zu lassen.

Wie anders fand er es, als er geträumt!

Von den vier Exemplaren seiner Canzonen, die den Weg nach Recanati gefunden hatten, waren zwei in die Hände der Geistlichkeit gerathen, die in diesen Blättern einen Geist der Auflehnung gegen alle kirchliche Autorität, eine bittere Verachtung ihres Trostes, eine Ansicht der Welt und ihres Schöpfers witterte, die zu den Wiegenliedern von einer gütigen Vorsehung in grellem Widerspruche stand. Der alte Graf, anfangs arglos, da er die heidnische Gesinnung des Sohnes für nichts Schlimmeres hielt, als einen dichterischen Nachklang seiner klassischen Studien, hatte sich den Vorstellungen seines Seelsorgers nicht verschließen können und es für seine Pflicht gehalten, den Heimkehrenden ins Gebet zu nehmen. Mit aller Schonung, wie sie dem von Vorurtheilen eingeengten Vater gegenüber geboten war, hatte der Sohn seine Sache geführt. Es war wieder zu einem leidlichen Einverständniß gekommen. Aber in der reizbaren Seele des Kranken war eine Wunde mehr zurückgeblieben, die alle Liebkosungen

der Schwester, alle muntere Wärme des Bruders nicht zu heilen vermochten. Mehr als je fühlte er, daß er unter den Seinigen ein Fremdling war. Unter dem Vorwande, das Sprechen werde ihm schwer, zog er sich meist in sein Zimmer oder auf die einsame Berghöhe zurück und zählte die Tage, bis er diese Stätte wieder verlassen und allein mit seinem Genius verkehren durfte.

So war er auch heute in die Einöde geflohen. Stundenlang hatte er an seinem Lieblingsplatz geruht und sich in den Abgrund der Betrachtung versenkt, wo er die Welt, die ihm verhaßt, und sein eignes Herz, das sein grausamster Feind war, vergessen konnte. Nun rief ihn die Abendglocke nach Hause. Der Vater hielt darauf, daß keiner der Hausgenossen bei den gemeinsamen Mahlzeiten fehlte.

Noch einen letzten Blick warf er auf das Meer, das so grenzenlos im Duft des Abends mit dem Himmel zu verfließen schien; dann raffte er sich auf und folgte der Fahrstraße. Er war aber keine zwanzig Schritte gegangen, als er hinter sich eine helle Stimme hörte, die seinen Namen rief.

Er blieb stehen und wandte sich um.

Eine schlanke Mädchengestalt kam eilig, aber nicht laufend, sondern mit den zierlichen Schritten eines jungen Vogels die Straße daher und hielt Etwas über ihrem Haupt, welches mit einem verblichenen, abgegriffenen Strohhütchen gegen die Sonne geschützt war. Als

er stillstand, blieb sie gleichfalls einen Augenblick stehen, wie um Athem zu schöpfen. Nun sah er, daß sie sein Taschenbuch, in welches er auf dem Hügel die Verse geschrieben, in der erhobenen Hand hielt; zugleich betrachtete er genauer das anmuthige Figürchen, das ihm nicht ganz unbekannt schien, obwohl er nicht sogleich wußte, wo er es schon gesehen haben mochte. Das Mädchen trug die Tracht der geringeren Bürgerstöchter von Recanati, aber die wilden Blumen, die es auf seinem Strohhut befestigt hatte, schmückten es sehr, und wie es jetzt gegen den leuchtenden Abendhimmel auf der freien Höhe stand, daß Alles dunkel erschien außer dem Weiß der Augen und den blitzenden kleinen Zähnen, hätte es das verwöhnteste Malerauge entzückt.

Dies ist Euer Buch, Graf Giacomo! sagte sie jetzt und machte noch die paar Schritte zu ihm hin. Ich hab' es oben an dem Hügel gefunden. Nicht wahr, es gehört Euch?

Ja, sagte er. Es ist mein. Ich danke dir, daß du es aufgehoben hast. Aber wie wußtest du, daß es mir gehört?

O, lachte sie, wem sollt' es sonst gehören? Niemand kommt dahin außer Beppo, der Ziegenhirt, und der trägt keine Büchlein bei sich.

Er nahm es ihr aus der Hand, die klein war und bleich, wie auch ihr junges Gesicht nicht gebräunt erschien, sondern von einem gleichmäßigen sanften Blaß,

das die schwarzen Augen nur glänzender machte und oft eine flüchtige Röthe durchschimmern ließ. Sie mochte nicht über siebzehn Jahre sein; das Gesicht aber, so weich und kindlich die Züge waren, trug doch schon eine Spur von nachdenklichem Ernst, sobald sie die Lippen schloß. Eine große Last tiefschwarzer Flechten lag ihr im Nacken; die kleinen Ohren glänzten wie aus reinem Elfenbein gemeißelt daraus hervor.

Wenn Niemand außer mir zu jenem Hügel kommt, sagte er nach einigem Schweigen, was hat dich denn dahin geführt? Es giebt doch schönere Stellen im Gebirge, wo man weit ins Land hinausblickt. Auch die Blumen auf deinem Hut sind nicht an den Klippen dort gewachsen.

Ich? ich bin in der Irre gelaufen, erwiederte sie und erröthete bis in die Schläfen. Ich hatte einen Gang zu machen in die Nachbarschaft; da hielt mich eine Tante meiner Mutter auf, und wie ich fort wollte, merkt' ich erst, wie spät es war, und aus Furcht, ich möchte zu Hause gescholten werden, verfehlte ich noch obendrein den Weg. An dem Hügel da fand ich mich erst wieder zurecht. Da sah ich das Büchlein liegen und nahm es und dachte, ich wollte es Euch ins Haus zurückbringen, in Casa Leopardi. Nun treff' ich Euch noch unterwegs.

Aber warum dachtest du, daß nur ich es verloren haben könnte?

Weil — weil ich Euch schon einmal dort habe sitzen sehen; — ich habe mich wohl gehütet, Euch zu stören. Und dann — wie ich es aufhob, ging es von selber auf; da sah ich, daß Verse darin standen. Ich habe sie nicht gelesen, wahrhaftig nicht, so große Lust ich dazu hatte. Wer weiß, für wen sie sind, dacht' ich.

Und woher weißt du, daß ich Verse mache?

O, sagte sie und strich sich mit der Hand über die Stirn, da ihr die Haare über die Augen fallen wollten, Ihr seid ja ein Dichter, Graf Giacomo, das weiß ein Jeder. Und ich habe auch Eure Gedichte gelesen. Aber nicht wahr, Ihr sagt es nicht weiter — es ist mir selbst so entschlüpft. Die Sofia, die bei Eurer Mutter, der Frau Gräfin, dient, — Ihr müßt mir aber versprechen, daß Ihr sie nicht darum schelten wollt —

Ich versprech' es dir. Was ist auch Böses dabei?

Sie hat mir Eure Gedichte einmal zu lesen gegeben, ganz heimlich, nur auf eine einzige Nacht; die Frau Gräfin durft' es nicht merken. Ich habe die Nacht kein Auge zugethan, sondern immer wieder von vorn angefangen, sobald ich zu Ende war. Am Morgen steckt' ich das Buch der Sofia wieder zu. Ich hatte es ganz sauber gehalten, in ein seidenes Tüchlein gewickelt. Nicht wahr, Ihr werdet mich nicht verrathen?

Sie sah ihn so treuherzig und dabei mit einem leichten Zuge von Schalkhaftigkeit an, daß er einen Augenblick ganz in die Betrachtung des reizenden Gesichts versunken war und die Antwort schuldig blieb.

Wie heißest du, liebes Kind? fragte er endlich.

Sie lachte hell auf.

Kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr? Ihr seid freilich ein paar Jahre fort gewesen, und indessen — die Leute sagen, ich sei sehr gewachsen in der letzten Zeit, und damals war ich noch ein halbes Kind. Aber Ihr habt doch manchmal mit mir gesprochen und mir sogar einmal ein Papier mit kleinen Kuchen ins Fenster hineingeworfen, von Eurem Balcon aus, und jetzt —

Nerina! fiel er ihr ins Wort. Wo hatt' ich denn nur meine Augen? Du bist es! Aber freilich, du bist eine ganz Andere geworden. Nimmermehr hätt' ich gedacht, daß du so schön werden könntest. Gieb mir deine Hand, Nerina, meine kleine Nachbarin.

Sie reichte ihm ihre Hand ohne jede Verlegenheit, ohne über das Lob, das er ihrer jungen Schönheit gezollt, zu erröthen. Sie wußte selbst, daß sie schön geworden war; es war ihr das so natürlich, wie daß sie heute zwei Jahre älter war, als damals.

Es freut mich, Graf Giacomo, daß Ihr Euch meiner noch erinnert, sagte sie und nickte ihm freundlich zu. Freilich, es ist kein Wunder, daß Ihr draußen in der Fremde nicht an mich gedacht habt. Ihr hattet Besseres zu thun. Bleibt Ihr nun ein wenig hier? Und wie geht es Euch sonst? Aber das ist eine dumme Frage. Ich weiß ja, wie es Euch geht. Ihr habt es ja in den Gedichten gesagt. Ich bedaure Euch so,

Graf Giacomo! Und gerade Ihr solltet so glücklich sein!

Glücklich? Und warum ich gerade mehr als Andere?

Weil — weil Ihr so unglücklich seid — nein, verbesserte sie sich rasch, weil Ihr so gut seid und so gescheidt und ein Dichter! Aber ich muß nach Hause. Wollt Ihr mit mir gehen?

Er antwortete nicht sogleich, aber da sie sich wieder zum Gehen anschickte, ging auch er. Er sah wohl, daß sie ihre flinken Schritte mäßigte, damit er neben ihr bleiben konnte.

Du bist noch so jung, Nerina, sagte er. Wenn du älter wirst und mehr weißt von Glück und Unglück, wirst du es ganz in der Ordnung finden, daß gerade Der am unglücklichsten sein muß, der, wie du sagtest, gut ist und gescheidt und ein Dichter. Denn wenn er das Alles wirklich ist, so fühlt er mehr als Andere, daß die Natur ihre Kinder nicht zum Glück geschaffen hat, und seine Klugheit lehrt ihn, daß es immer so war und immer so sein wird, und wenn er ein Dichter ist, kann er es aussprechen, mit Worten, vor denen er dann selbst erschrickt. Oder glaubst du, daß ein Uebel dadurch erträglicher werde, wenn man es sich in klaren Worten eingesteht? Glaubst du, daß ich meine Krankheit und diesen gebrechlichen Körper minder fühle, wenn ich in den Spiegel blicke?

Ich weiß nicht, erwiederte sie nach einem kleinen

Besinnen. Und doch — seht Ihr im Spiegel nicht auch Eure Augen? Muß es Euch nicht trösten und auf Besserung hoffen lassen, wenn Ihr seht, wie hell sie sind und welch ein Geist darin lebt? Und so ist es, mein' ich, auch mit den Gedichten. Ich bin ein ungelehrtes Mädchen, und Ihr werdet lachen über mein Geschwätz: aber es kommt mir vor, als sähe da auch ein Geist heraus, anders als aus anderen Schriften, die man sonst lies't, und wer so schöne Verse schreibt, wenn sie auch traurig klingen, der müßte einen mächtigen Trost daran finden, wie an dem Bilde seiner Augen im Spiegel. Verzeiht, daß ich so in den Tag hinein schwatze, was mir durch den Kopf geht. Ich bin immer so allein, da lehrt mich Niemand, wie man denken soll.

Theures Kind, rief er und faßte ihre Hand, danke Gott, daß nicht fremde Gedanken deine eigenen ersticken, wie ich dir danke, daß du mir diese lieblichen Dinge sagst, die aus deinem eigenen Herzen stammen. Nur wundert es mich, daß du an den Gedichten, die alle so traurig sind und von klugen Leuten eintönig gescholten werden, Gefallen finden konntest. Oder sagst du es nur, weil du gehört hast, daß Dichter sich gerne loben lassen?

Gewiß nicht Herr, betheuerte sie nachdrücklich. Es ist Alles, wie ich Euch sagte. Und um ehrlich zu sein: ich habe auch gar nicht Alles verstanden. Aber selbst das, was ich nicht begriff, und die fremden

Namen und schweren Worte, Alles hab' ich immer wieder lesen müssen, nicht mit den Augen bloß, versteht Ihr, sondern laut mit der Stimme. Und Manches hab' ich auch behalten, daß ich's nachsagen könnte wie das Vaterunser. Es ist wohl Alles traurig, wie Ihr sagt, aber süß, viel süßer als die Lieder, die ich früher gehört und gesungen habe. Ich selbst — ich bin auch nicht mehr so lustig, wie sonst — ich weiß nicht, warum. Noch vor einem Jahre — wer weiß, ob Eure Gedichte mir da so gefallen hätten. Da wußte ich mir noch nichts Lieberes, als zu tanzen und am Feiertag über Feld zu gehen und Blumen zu pflücken. Jetzt —

Sie verstummte und bückte sich nach dem Rande des Weges, wo sie eine kleine Blume brach.

Wie alt bist du denn? fragte er.

Noch drei Wochen und drei Tage, so werde ich siebzehn. Ich bin schon sehr alt, nicht wahr? Zwar zum Tanzen noch nicht zu alt. Die Nenna und Maria sind älter und doch viel lustiger als ich. Freilich, sie sind auch größer und stärker, und ich — wenn ich jetzt so recht aus voller Brust singen oder lachen will und tanzen, bis die Welt mit mir im Kreise geht, plötzlich fühl' ich einen kleinen Stich am Herzen, — hier —, daß ich auf einmal still stehn und mich besinnen muß. Herr Matteo, der Chirurg, der ein Vetter meines Vaters ist, meint, das werde vergehen, das liege so in den Jahren, und wenn ich erst —

Sie stockte wieder. Sie waren Beide stehn geblieben, an einer Wendung des Wegs, wo sich das Meer wieder zeigte, in das der dunkelrothe Sonnenball eben versank. Er betrachtete ihr junges Gesicht und sah jetzt, wie bleich ihr Mündchen war und wie dunkel der Glanz ihrer Augen.

Kind, sagte er, die Luft hier oben ist auch dir nicht heilsam. Nun entsinn' ich mich, daß ich dich früher habe tanzen sehen, da warst du die Wildeste von Allen. Ich sehe noch, wie die Zöpfe dir losgegangen waren und dem Knaben, mit dem du tanztest, um den Kopf schlugen, daß er meinte, du wolltest ihn verhöhnen, du aber lachtest immer toller, und das Gesicht brannte dir vor Lust und Leben. Und jetzt bist du stiller geworden und blasser. Du solltest die Mutter bitten, dich den Winter nach Ancona zu schicken. Habt ihr nicht Verwandte dort?

O ja, sagte sie, und ich war auch einmal dort, und es war mir wohler da, und ich wäre gern geblieben. Und doch — sie erröthete wieder — zuletzt war ich froh, daß ich nach Hause zurück durfte. Die Leute dort, unsre Verwandten, sind reich, und wir sind arm. Es war mir so fremd zu Muth in dem blanken Hause — so gut sie zu mir waren. Konnt' ich hinaus, am liebsten ganz allein mich wegstehlen und ans Meerufer mich hinsetzen eine Stunde lang, da fiel es mir immer wie ein Berg von der Brust. Kennt Ihr das Meer, Herr? Aber natürlich, Ihr seid ja viel weiter gereis't

als ich. Seht, ich weiß mir nichts Lieberes, als am Strande auf und ab zu gehen, oder gar zu liegen, und zu horchen, wie die Wellen kommen und wieder zurückmüssen und wieder heranbrausen, und das Land stößt sie wieder von sich, und so in alle Ewigkeit. Es ist auch nicht lustig und immer derselbe Klang, gerade wie in Euren Gedichten, aber ich werde es nie satt zu hören, ich vergesse all mein eigenes Leid darüber und daß ich älter werde und nicht weiß, ob das Glück je kommen wird oder gar schon vorbeigegangen ist, und ich habe es nicht einmal geahnt. Und wenn ich dann aufstand und wieder zu den Menschen kam, fühlte ich eine Kraft in mir und eine Ruhe, als könne mich nun gar Nichts mehr erschüttern oder niederwerfen, da Alles, was von Menschen komme, doch geringer sei als das furchtbare Meer und der Wille Gottes, der es regiert.

O Nerina, rief er, hingerissen von dem Zauber ihrer seelenvollen Stimme und dieser schwermüthigen Bekenntnisse, weißt du wohl, daß du eine Dichterin bist, daß du Alles, was du mir eben gesagt, nur aufzuschreiben brauchtest, um gerade so viel oder so wenig Trost und Wonne daraus zu schöpfen, wie aus dem Büchlein, das die Sofia dir zu lesen gegeben?

Sie schüttelte mit einem Seufzer den Kopf.

Ich kann nicht schreiben, sagte sie. Und wenn ich es auch könnte, — ich habe nicht die Zeit. Ich

bin keine Gräfin, daß ich thun und lassen dürfte, was mir beliebt. Spinnen muß ich und nähen, sticken und im Hause schaffen. Auch scherzet Ihr bloß. Woher sollte ich es haben, da ich nie Künste und Wissenschaften gelernt habe und nichts gelesen, außer ein Büchlein von dem großen Petrarca und ein paar alte Geschichten mit Bildern und dann Eure Gedichte? Nein, das sind Possen, und Ihr wißt recht gut, daß Nerina nur ein kindisches Ding ist und doch zu verständig, um sich was in den Kopf setzen zu lassen. Da seht, da verschwindet eben der letzte rothe Streif der Sonne. Nun wird auf einmal Alles grau. Ich muß eilen, daß ich nach Hause komme.

Sie ging hastig vorwärts; es schien, als liege ihr nicht mehr daran, daß er mit ihr Schritt halten möchte. Ein paar Männer aus Recanati, die auf dem Wege nach der Stadt zurück an ihnen vorbeikamen und den jungen Grafen ehrerbietig grüßten, hatten mit verwunderten Blicken das Mädchen an seiner Seite betrachtet. Das war ihr nicht entgangen.

Aber er beschleunigte gleichfalls seinen Schritt, um dicht neben ihr zu bleiben.

Sie hatte, sobald die Sonne herunter war, das Strohhütchen abgenommen, als wäre es ihr zu heiß darunter geworden. Der feine Kopf, ganz in die dicken, dunklen Haare gehüllt, war jetzt noch reizender, der Umriß des Gesichtchens so zart und edel, die schlanke Gestalt, wie sie mit in einander gelegten

bloßen Armen hinwandelte, hielt seine Augen beständig gefangen.

So jung! sagte er halb für sich hin, und warum schon so reif? — Sein Herz zog ihn zu dem holden Geschöpf, wie nie ein weibliches Wesen ihn gerührt hatte. War es Liebe, Trauer, Mitgefühl oder nur der Reiz des Wundersamen, was aus dieser einsam aufgeblühten Seele ihm entgegenduftete?

Jetzt trat der Mond in hellem Golde aus dem erblassenden Abendhimmel hervor.

Siehst du ihn wohl, Nerina? sagte ihr Begleiter, nachdem sie eine Zeitlang stumm neben einander hingegangen waren. So sieht das Leben aus, wenn die Jugend verschwunden ist; es ist Alles bleich und still, keine belebende Flamme mehr, nur so viel Licht, daß man zur Noth seinen Weg findet — bis dahin, wo man schlafen geht. So ist mein Leben, Nerina. Dir aber scheint noch die schöne Sonne; du bist noch jung, und Jugend ist das einzige Glück, das uns armen Menschen gegönnt ist. Du mußt es dir nicht selbst zerstören, Liebste, nicht die Läden zuschließen am hellen Tag und im Dunkeln deine Gedanken spinnen, bis du dich vor deinem eigenen Herzen zu fürchten anfängst und dich krank dichtest, wie eine Pflanze erbleicht, die ohne Sonne aufwächs't. Versprich mir, Nerina, daß du dich solcher Träumereien entschlagen und wieder lachen und singen willst und auch tanzen, nicht bis zum Schwindligwerden, wie sonst, aber so,

daß das Blut in deinen Adern es spürt, wie jung und warm es noch ist. Willst du mir das zu Liebe thun, meine kleine Freundin?

Sie nickte ernsthaft, ohne ihn anzusehen.

Ich will es versuchen, wenn Ihr es wünscht. Es ist aber schwer, wenn es nicht von selber kommt. Wollt Ihr aber nicht auch wieder an die Sonne zurückkehren? Ihr seid doch noch nicht alt, und ich meine, es müßte mir selbst leichter werden, wieder lustig zu sein, wenn ich Euch einmal lachen hörte.

Ich, ein unseliger Mensch, den Niemand liebt, Niemand entbehrt! Du wirst noch einmal verstehen, Nerina, wie unmöglich das ist, was du von mir verlangst, wenn du selbst das Glück kostest, das mir auf immer versagt ist, wenn dir die Flamme aus den Augen schlägt, die deine Brust durchglüht, und das Herz dir im Leibe lacht, weil du schön und jung und lieblich und geliebt bist. Dann wirst du wissen, warum ein Mensch, der mir gleicht, nicht lachen kann, ohne daß es schlimmer klingt, als weinen. Aber das muß dich nicht kümmern, Liebe. Ich beklage mich auch nicht; ich weiß, ich theile das Schicksal aller sterblichen Geschöpfe, die alle, die einen früher, die andern später, die Nichtigkeit dieses irdischen Traumes erkennen. Nur warum gerade mir das Loos fiel, daß ich nie jung sein, niemals mich an dem süßen Wahn berauschen durfte, auch ich sei zum Glück geschaffen, — doch nein — auch ich war ja einmal jung und thöricht, und

darum wünsch' ich dir, daß du es lange bleiben und die vorwitzige, traurige Weisheit vergessen mögest, die du aus meinen Gedichten gelernt hast!

Er blieb stehen. Das hastige Reden hatte ihn erschöpft. Auch sie stand ein Augenblick still, den Kopf auf die Brust gesenkt, die lebhaft athmete.

Plötzlich richtete sie sich auf und sagte: Ich will voran gehen, Graf Giacomo. Es giebt so viel müßige Leute in der Stadt, die gleich davon reden, wenn Etwas geschieht, was sie nicht alle Tage sehen. Wenn man mich neben Euch durch die Straße gehen sähe, — Niemand würde glauben, wie traurig das Alles war, was Ihr mir gesagt habt. Gute Nacht!

Gute Nacht, Nerina! Gehe nur! Du hast Recht. Ich danke dir, daß du mir begegnet bist; daß du auf der Welt bist und so lieb und schön, daß es Wohlthat ist, dich zu sehen und deine Stimme zu hören. Sei glücklich, meine kleine Freundin, und lebe wohl!

Sie hörte die letzten Worte nur aus der Ferne, so rasch hatte sie sich von ihm abgewandt, und schon war sie auf der dämmerigen Straße eine gute Strecke vorausgeeilt, als auch er sich mit einem tiefen Seufzer aufraffte, um sich langsam hinschleppend die Stadt zu erreichen.

Er fand die Seinigen schon um den Tisch versammelt, auf dem das einfache Nachtessen aufgetragen war. Heiterer als sonst begrüßte er die Eltern, küßte

die Schwester auf die Stirn und reichte den Brüdern die Hand. Aber er sprach noch weniger, als seine Gewohnheit war, und berührte die Speisen kaum. Nur dem rothen Landwein sprach er begierig zu und antwortete auf die Frage der Mutter, wie es ihm gehe: ihm sei wohl; nur habe der weite Gang ihn ermüdet, er freue sich auf den Schlaf.

Als er sich dann in sein Zimmer zurückgezogen hatte, öffnete er sogleich die Thür des Balcons und ließ die breite Welle des Mondlichts hereinströmen. Das kleine Haus gegenüber, das Nerina's Eltern gehörte, stand im Schatten. Aus keinem Fenster drang ein Lichtschein. Er lehnte am Geländer des Balcons und sah in die Straße hinab, wo die Leute vor den Hausthüren saßen, die Männer rauchend und ihren behaglichen Discurs führend, die Frauen die halbnackten, schlafenden Kinder im Schooß, während die größeren Mädchen, sich an den Händen haltend, langsam auf und ab gingen und mit einander flüsterten. War Nerina unter ihnen? Er strengte seine Augen vergebens an, ihre zarte Gestalt, deren Umriß er aus hunderten herausgefunden hätte, unter den wandelnden Schatten drunten zu erkennen. Von fern hörte man allerlei Gesang, vom Nachtwind durcheinandergewirrt, herübertönen und verwehte Guitarrenaccorde, die eine Serenade begleiteten. Dem Einsamen droben auf dem Balcon schwoll das Herz, eine süße Unruhe erregte ihm das Blut, er öffnete die Lippen,

wie wenn er den berauschenden Hauch der Mondnacht einsaugen und darin Vergessenheit all seiner Leiden trinken wollte. Gerade über ihm stand das Siebengestirn. Er blickte unverwandt hinauf, bis ihm die Augen zu schmerzen anfingen. Vaghe stelle dell' Orsa! murmelte er. Seine Seele war voll bis zum Ueberfließen. Er trat ins Zimmer zurück, zündete eine Kerze an und schrieb wie im Fieber phantasirend die folgenden Verse:

Ihr schönen Siebensterne, nimmer glaubt' ich,
Daß ich euch wieder so begrüßen würde,
Hoch über meines Vaters Garten funkelnd,
Und Zwiesprach mit euch halten aus den Fenstern
Des Hauses, drin ich schon als Kind gewohnt
Und meiner Freuden frühes Ende sah.
Wie viele Bilder einst, wie viele Märchen
Schuf mir im stillen Innern euer Anblick
Und eurer leuchtenden Gefährten, damals,
Als wortlos ich auf grüner Scholle sitzend
Die halben Nächte zu verbringen pflegte
Gen Himmel blickend und dem fernen Ruf
Der Frösche lauschend draußen in der Ebne.
Und an den Hecken, auf den Fluren hin
Schweifte der Glühwurm, säuselten im Nachtwind
Die duft'gen Laubengäng' und die Cypressen
Im Walde dort, und aus dem Vaterhaus
Erklangen Wechselreden und der Diener
Gelass'nes Treiben. Wie unendliche
Gedanken, wie viel süße Träume hauchte
Das ferne Meer mir zu, die blauen Berge,
Die hier mein Blick erreicht und die ich einst

Zu überschreiten hoffte, neue Welten,
Ein neues Glück verheißend meinem Dasein.
Nicht kannt' ich mein Geschick und wußte nicht,
Wie oft ich dies mein leidvoll ödes Leben
Gern würde tauschen mögen mit dem Tod!

Weissagte doch mein Herz mir nicht, ich sei
Verdammt, die grüne Jugend hinzuzehren
Hier in der wilden Heimath, unter Menschen,
Die roh und niedrig, denen Wissenschaft
Und Weisheit fremde Namen, oft ein Anlaß
Zu Spott und Lachen, die mich fliehn und hassen,
Doch nicht aus Neid, da sie nicht höher mich
Erachten, als sich selbst: nur weil sie meinen,
Ich dünk' es selbst mir insgeheim, obwohl ich
Nach außen mir's vor Niemand merken ließ'.
Hier bring' ich meine Jahre hin, verlassen,
Verborgen, fern von Lieb' und Leben, muß
Im Schwarm Mißwollender zuletzt verhärten,
Mich aller Mild' und Tugenden entwöhnen
Und zum Verächter noch der Menschen werden
Durch diese Horde! Und indeß enteilt
Die theure Jugendzeit, die theurer ist,
Als Ruhm und Lorbeer, theurer als das Licht
Des Tages und des Athems Hauch; so nutzlos,
Ohn' irgend eine Lust verlier' ich dich
An diesem Ort unmenschlich öder Qual,
O du, des dürren Lebens einz'ge Blüte!

Er lehnte sich einen Augenblick auf das Ruhebett zurück und schloß die Augen. Draußen vom Thurme der Hauptkirche hörte er den Stundenschlag; es war zehn Uhr. Die Stimmen und der Gesang verstumm=

ten allgemach. Auch im Hause hörte er die Thüren gehen zu den Schlafzimmern seiner Geschwister, und Alles versank in tiefe Stille. Nun richtete er sich wieder auf und schrieb weiter:

Der Wind trägt mir den Klang der Stunde zu
Vom Glockenthurm des Städtchens. Wohl gedenk' ich,
Wie dieser Klang mir Trost war in den Nächten,
Wenn ich als Knab' in meinem dunklen Zimmer,
Umlagert rings von Schrecken, wachend lag
Und nach dem Morgen seufzte. Alles rings,
Was ich nur seh' und höre, bringt ein Bild mir
Zurück und weckt ein süß Erinnern auf,
Süß in sich selbst; doch mischt sich schmerzlich ein
Der Gegenwart Gefühl, vergebne Sehnsucht
Nach alter Zeit und der Gedank': ich war! —
Dort der Altan, der nach den letzten Strahlen
Der Sonne blickt, — hier die bemalten Wände,
Die Heerdenbilder und der Sonnenaufgang
Ueber dem öden Feld: in meiner Muße
Wie freuten sie mich tausendfach, da noch
Mein übermächt'ger Wahn mir schmeichelnd nah war
Wo ich nur weilte. Diese alten Säle,
Wenn hell der Schnee hereinschien und der Wind
Um ihre weiten Fenster pfeifend schnob,
Erdröhnten vom Gelächter und Gelärm
Des Knaben, zu der Zeit, da noch das herbe,
Arglist'ge Weltgeheimniß uns so süß
Entgegenblickt, da noch der Jüngling, wie
Ein unerfahrner Liebender, sein Leben
Gleich einer ersten Liebe hätscheln mag,
Von selbsterträumter Himmelsschöne trunken.

O all ihr Hoffnungen, du holder Trug
Der Jugendtage! Immer kehrt die Seele
Zu euch zurück. Denn wie die Zeit auch eilt,
Wie sich Gedanken und Gefühle wandeln,
Niemals vergess' ich euch! Trugbilder, weiß ich,
Sind Ruhm und Ehre; Glück und Wonne nur
Ein eitler Wunsch; das unfruchtbare Leben
Ein nutzlos Elend. Dennoch, ob auch leer
All meine Jahre, dunkel und verödet
Mein sterblich Dasein, raubt das Glück — wohl seh' ich
Es ein — mir wenig nur. Doch ach, so oft ich
An euch, ihr Jugendhoffnungen, gedenke,
An das, was einst so hold mir vorgeschwebt,
Und dann mein jammervoll armselig Leben
Erwäg', und daß von so viel schöner Hoffnung
Der Tod allein mir heut noch übrig bleibt:
Krampft sich mein Herz zusammen, und mir ist,
Als gäb' es keinen Trost für solch ein Schicksal.
Und wenn nun dieser oft erflehte Tod
Mir nahe tritt und ich am letzten Ziel
All meines Unglücks stehe, wenn die Erde
Ein fremdes Thal mir wird und meinem Blick
Die Zukunft schwindet: euer dann gewiß
Werd' ich gedenken, euer Bild wird mich
Den letzten Seufzer kosten, bitter mahnend,
Daß ich umsonst gelebt, und in die Süße
Des schicksalvollen Tags mir Wermuth träufeln.

O, schon im ersten stürmischen Jugenddrang
Der Freuden, Aengsten und Begierden rief ich
Den Tod so manches Mal und konnte lang'
Drauß an der Quelle sitzend drüber brüten,
Ob ich nicht besser thäte, Schmerz und Hoffnung
In ihrer Fluth zu stillen. Dann, durch schleichend

Siechthum gerissen an den Rand des Grabes,
Weint' ich um meine schöne Jugend, um
Der armen Tage Flor, der schon so früh
Hinwelkt'; und manchen Abend, wenn ich traurig
Auf meinem Bette, dem vertrauten, saß
Und bei dem trüben Lämpchen dichtete,
Klagt' ich im Einklang mit der nächt'gen Stille
Um meinen flücht'gen Geist und sang mir selbst,
Als schwänd' ich scheidend hin, das Todtenlied! —

Wer kann an euch gedenken ohne Seufzen,
O erster Jugendaufgang, o ihr schönen,
Ihr unaussprechlich holden Tage, wenn
Dem sel'gen Sterblichen ein Mädchenlächeln
Zuerst entgegenglänzt! Rings in die Wette
Lacht ihn dann Alles an; es schweigt der Neid,
Noch schlummernd, oder schonend; und die Welt —
O seltnes Wunder! — scheint dem Unerfahrnen
Die Hand zu seiner Hülfe darzubieten,
Entschuldigt sein Verirren, feiert Feste
Dem neuen Lebensantritt und empfängt ihn
Und schmeichelt täuschend ihm als ihrem Herrn.
Die flücht'gen Tage! Wie ein Wetterleuchten
Sind sie verweht. Und welcher Sterbliche
Weiß noch vom Unglück nichts, dem schon die holde
Jahrszeit entschwunden, seine gute Zeit,
Dem schon die Jugend, ach, die Jugend auslosch!

Da fing draußen plötzlich eine zarte Mädchenstimme an zu singen, ganz leise und heimlich, wie manchmal die Vögel in sehr klaren Nächten, wenn sie aufwachen und nicht gleich wissen, ob es schon wieder tagen will.

Es war eine jener zahllosen Strophen, wie sie dort

im Süden von Mund zu Mund gehen, von Jedem, der sie singt, umgedichtet, ein Schatz, der Allen gehört, weil Alle ihn hüten und mehren. Die Weise, halb schwermüthig halb gedankenlos, klang wie das Rauschen von Wind und Wellen.

Ich sah ein Rößlein gehn mit muntern Sprüngen,
Auf einer Wiese sah ich's angebunden.
Es kreis't und kreis't, der Strick muß sich verschlingen,
Und dennoch kreis't's rundum zu allen Stunden.
So macht's der Mensch, wenn er ein Lieb gefunden:
Er glaubt noch frei zu sein, und ist gebunden.
So macht's der Mensch, der Liebesleid erfuhr:
Er knüpft die Schlinge fest und fester nur.

Leopardi war aufgesprungen und auf den Balcon hinausgetreten. Die Stimme, wie er wohl wußte, kam aus dem kleinen Fenster gegenüber, das ein wenig tiefer lag, als die seinigen. Jetzt brannte ein Licht drüben, ein schwaches, rothes Flämmchen in einer irdenen Lampe. Aber es leuchtete genug, daß er seine junge Nachbarin sehen konnte, die vor einem handgroßen Spiegelchen ihre schwarzen Zöpfe flocht. Sie war ihm halb abgekehrt, noch in ihren Kleidern; von dem schmalen Bett war nur das Fußende zu sehen, neben dem Fenster der Spinnrocken und ein Nelkentopf mit einer Menge dunkelrother Blüten.

Nerina! rief er mit gedämpfter Stimme hinüber.

Die kleine Evastochter that, als höre sie ihn nicht. Sie fuhr ruhig fort, sich zu strählen und das Haar wieder aufzustecken. Dabei sang sie von Neuem:

Mein Liebster singt am Haus im Mondenscheine,
Und ich muß lauschend hier im Bette liegen.
Weg von der Mutter wend' ich mich und weine;
Blut sind die Thränen, die mir nicht versiegen.
Den breiten Strom am Bett hab' ich geweint,
Weiß nicht vor Thränen, ob der Morgen scheint;
Den breiten Strom am Bett weint' ich vor Sehnen,
Blind haben mich gemacht die blut'gen Thränen.

Nerina! rief er nun lauter und so vernehmlich, daß man es nicht wohl überhören konnte. Das Mädchen wandte sich alsbald um, steckte rasch die letzten Nadeln ins Haar und kam ans Fenster.

Seid Ihr noch wach, Herr Giacomo?

Ich bin eine Nachteule, Nerina. Ich schlafe selten vor Mitternacht. Aber du, gehst du so spät zu Bette? Bist du noch spazieren gegangen mit einer Freundin oder einem Schatz?

Ich habe keinen Schatz, und die Mutter erlaubt auch nicht, daß ich Nachts mich auf der Gasse herumtreibe. Aber ich bin so lustig heute, ich konnte noch nicht an Schlaf denken. Ich saß lange am Herde und blies in die Kohlen und freute mich, wie die Funken tanzten. Endlich schickte mich die Mutter in meine Kammer. Aber Gott weiß, wann ich einschlafen werde. Der Mond scheint so hell, da fallen mir alle Lieder ein, die ich jemals gehört, lustige und traurige; aber auch die traurigen machen mich nicht betrübt. Geht es Euch auch so, Herr Giacomo?

Liebe Nerina, sagte er, mich haben auch die Mondstrahlen nicht schlafen lassen. Ich glaube fast, ich habe auf dich gewartet, dir noch einmal gute Nacht zu sagen. Leider habe ich heute Nichts, was ich dir ins Fenster werfen könnte, keine süßen Früchte oder kleine Kuchen, wie sonst.

Danach verlangt mich auch jetzt nicht mehr, lachte sie. Aber Ihr hättet wohl etwas Anderes — das würd' Euch freilich zu kostbar sein für so ein dummes Ding.

Was meinst du?

Wenn Ihr mir die Verse hersagen wolltet, die Ihr heut an dem Hügel draußen in Euer Büchlein geschrieben habt. Scheint es Euch sehr unverschämt, daß ich um so etwas bitte?

O Kind! rief er lächelnd, du könntest ein großstädtisches Fräulein sein, so gut weißt du, was man von Unsereinem bitten muß, um sicher keine Fehlbitte zu thun. Bist du nicht auch mein einziges Publicum hier auf zwanzig Meilen in der Runde? Warte, ich hole dir die Verse!

Er verschwand rasch im Zimmer, zog sein Büchlein hervor, nahm dann einen reinen Bogen Papier und schrieb das Gedicht mit großen, deutlichen Zügen darauf ab. Dann kehrte er auf den Balcon zurück. Sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Während er jetzt die Verse recitirte, langsam, mit seiner tiefen, etwas umschleierten Stimme, sah er, wie sie die Augen

schloß und das Gesicht wie in seliger Verklärung gegen den Mondhimmel richtete.

„Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern!" hörte er sie ganz leise wiederholen, als er geendigt hatte.

Nun? fragte er scherzend. Und die Kritik? Mein kleines Publicum muß mir nun auch sagen, ob es versteht, was ich meine, ob es mich ehrlich loben kann, oder etwas zu tadeln findet.

Sie schwieg noch eine Weile. Dann sagte sie plötzlich:

Herr Giacomo, wollt Ihr mir das Blatt schenken? Ich will es gewiß gut aufheben. Aber ich möchte es immer wieder lesen und dabei an Euch denken und an alles Freundliche und Gute, was Ihr mir gesagt habt.

Gern! erwiederte er. Ich hab' es schon für dich abgeschrieben. Nun will ich es nur noch zusammenfalten.

Er suchte auf seinem Tisch nach einem Umschlage. Dabei fiel ihm ein Exemplar seiner Gedichte in die Hand. Darein legte er das beschriebene Blatt, machte eine kleine Rolle aus dem Ganzen und band eine Schnur darum.

Kannst du fangen? rief er, als er wieder an die Brüstung trat.

Sie streckte die Arme über das Gesims hinaus; die Rolle hatte keinen weiten Weg zu machen, und

die schlanken Händchen empfingen sie geschickt. Wartet ein wenig! rief sie, indem sie statt des Dankes nur mit dem Kopf nickte. Ihr sollt auch nicht ganz leer ausgehen.

Hastig pflückte sie alle Blumen von ihrem Nelkentopf und griff dann nach einer Scheere, die auf dem Fenstersims lag. Im Nu hatte sie eine lange, feine Strähne ihres schwarzen Haares abgeschnitten, die band sie um den Strauß und warf ihn so muthwillig hinüber, daß er ihm gegen das Gesicht flog. Gute Nacht, gute Nacht! hörte er sie noch rufen. Als er aber das Sträußchen vom Boden aufhob und ihr einen Dank hinüberschicken wollte, war die Kammer drüben dunkel, das kleine Fenster geschlossen.

Er schlief wenig diese Nacht. Mehr als der Mondschein auf dem Estrich seines Zimmers hielt der Glanz der schwarzen Augen ihn wach, die er immer über seinem Bette sah, und die helle, leise Stimme, deren Lachen und Gesang ihn beständig umschwirrten.

So macht's der Mensch, wenn er ein Lieb gefunden:
Er glaubt noch frei zu sein, und ist gebunden —

Immer wieder mußte er diese Worte vor sich hin sagen. Dann stand er wieder auf, die Decke seines Bettes schien ihm so schwer wie der Deckel eines Sarges; er riß die Balconthür weit auf und badete seine schwüle Brust in dem scharfen Mitternachtswinde. Ein Gefühl von Kraft und Frische, wie es ihm lange

fremd gewesen, drang ihm durch die Glieder. Warum könnte es denn nicht sein? sagte er vor sich hin, die Augen durch die Geländerlücken des Altans auf das kleine dunkle Fenster geheftet. Muß es denn für ewig mit mir aus und vorbei sein? Kann nicht ein Wunder geschehen und etwas Liebliches sich auch einmal dem Unglücklichen zuneigen? Ihr Götter, wenn es so wäre! — wenn ihr euch den großmüthigen Plan ausgedacht hättet, euren Verächter zu beschämen, meine bittere Weisheit Lügen zu strafen! Wenn ein Tropfen Wonne meine heißen Lippen kühlen sollte, — mehr als ein Tropfen: ein langer, begieriger Zug aus dem vollen Becher! — — Und warum wäre es unmöglich? Hier freilich! — Aber ist mir hier nicht ohnehin der Tod gewiß, ein früher, unfruchtbarer Tod, ehe ich noch gelebt habe? Statt dessen — draußen an irgend einem stillen Ort, unter milderem Himmel, mit einer Seele, die mich versteht, mich liebt, nicht bloß aus Mitleid — Und wenn ich arm bin und immer bleiben werde — ist sie nicht Armuth gewöhnt? Muß ich nicht dem Schicksal danken, das mir keine Schätze beschert hat, da ich nun frei bin, mich zu Meinesgleichen zu gesellen? Wer kann mir zumuthen, eines kahlen Titels wegen meine einzige Lebenshoffnung zu verscherzen? Fahre hin, Grafenthum, du verschämter Bettlerstand, wenn ich mein Menschenthum dafür eintausche und in aller Armuth reich bin am Busen der Natur und meines Weibes! —

Er warf sich wieder auf sein Lager, das Blut pochte ihm in den Schläfen, ihm schwindelte vor den kühnen Glücksträumen, die an seiner Seele vorüberzogen. Nerina! rief er leidenschaftlich und streckte die Arme aus, als stünde sie neben ihm und er könnte sie an seine Brust ziehen. Dann plötzlich wurde seine Traumwonne getrübt.

Rasender! rief er und stützte sich in den Kissen auf. Dieses arglose holde Geschöpf, das deine schönen Worte bethört haben, willst du an deine Seite locken? ihre blühende Jugend mit deinem siechen Elend verkuppeln? Und wenn sie dir Kinder bringt, die dir gleichen, die den Fluch ihres Vaters fortpflanzen durch Geschlechter hindurch, — wenn du diese glänzenden Augen nur noch in Thränen siehst und dir sagen mußt: die fließen um deine eigensüchtige Thorheit! — wärst du dann nicht tausendmal elender, als in aller Entsagung und stolzen Einsamkeit? Was bleibt dir verstoßener Sohn des Glücks, als das Bewußtsein, daß du *schuldlos* leidest? Wie könntest du den Tag herankommen sehen, an dem du die Augen nicht mehr zum Himmel aufschlagen dürftest und fragen: was hab' ich dir gethan, daß du mich mißhandelst? —

Noch eine Stunde lag er und sann. Dann wurde es still in ihm und immer stiller. Die früh geübte Kunst, sich alles Selbstbetrugs zu erwehren, kam ihm zu Statten. Als er endlich einschlief, war der Entschluß in ihm gereift, jeder neuen Begegnung mit dem

lieblichen Wesen auszuweichen und ein Zimmer des Hauses zu beziehen, wo der Klang ihrer Stimme ihn nicht erreichen könnte.

Er erwachte spät nach unruhigen Träumen, mit dem Gefühl aller seiner Leiden. Die Morgenstunden waren von je seine qualvollsten gewesen. Als er sich mühsam erhoben und in die Kleider geworfen hatte und nun im Lehnstuhl liegend darüber nachdachte, durch welche Arbeit er am besten seinen Geist von der trübseligen Genossenschaft des Leibes abtrennen könne, pochte es an der Thür, und Pietro, sein alter Diener, trat herein. Er meldete, daß ein Mann aus der Stadt den jungen Grafen Giacomo zu sprechen verlange; er rede von einem Bilde, das er ihm zu zeigen wünsche; es sei nicht recht klug daraus zu werden, der Herr Graf würde schon sehen, was an der Sache sei.

Ein Mann aus der Stadt? Ob er ihn kenne.

Er werde ihn ohne Zweifel kennen, es sei Niemand anders als der Luigi, der Hutmacher, dem das Haus gegenüber gehöre.

Leopardi war aufgesprungen, das Herz klopfte ihm heftig; nur mit einer Geberde konnte er dem Diener bedeuten, daß er den Mann hereinlassen möge.

Ein schlichter, anständig gekleideter Bürger trat ein, verneigte sich ehrerbietig, aber mit einer treuherzigen Miene, wie wenn er sagen wollte: wir kennen uns ja schon lange! — und trat dann näher auf den

jungen Grafen zu, indem er ihm seine derbe. gebräunte Hand entgegenstreckte.

Signor Contino, sagte er, oder Excellenz Herr Graf, wie es sich jetzt besser schickt, ich bitte um Verzeihung für meine Zudringlichkeit, aber Noth bricht Eisen, und da ich den jungen Herrn Grafen noch im Kinderröckchen gesehen habe — und wegen der nahen Nachbarschaft — und weil ein Sohn Adam's dem andern helfen soll — so will es unsere heilige Religion — nehmt es daher nicht für ungut, daß ich mich mit einem Vorwand hier eingeschlichen, lieber junger Herr Graf. Denn warum? Ich konnte doch dem Pietro, der es gleich der Sofia und der Martina wieder erzählt hätte, nicht sagen, daß es nur um mein armes Ding von Tochter ist, daß ich dem jungen Herrn Grafen seinen Beistand in Anspruch nehme. Und darum sagte ich das von dem Bilde, und das Bild besitz' ich wirklich, Signor Giacomo, und wenn der Herr Graf mir meine Bitte gewährt, kann ich es ihm zeigen. Obwohl ich gar nicht glaube — wie ich's dem Pietro weisgemacht habe — es sei eine sonderliche Rarität mit der alten Schwarte, und wenn ein Kenner es zu sehen bekäme, hundert oder zweihundert Scudi und mehr könnt' ich dafür kriegen, — sondern nur, damit ich gleich einen Vorwand wüßte, weßhalb der junge Herr Graf mir die Ehre anthun könnte, in mein Haus zu kommen und meinem dummen Ding von Mädel den Kopf zurecht zu setzen,

wenn Ew. Gnaden sich soweit herablassen wollten zu einem armen Nachbarn und Hausvater, der seine liebe Noth mit diesem einzigen Kinde hat.

Was fehlt Eurer Nerina? Und was könnte ich dabei thun? stammelte Leopardi.

Sehen Sie, lieber Herr, fuhr der Biedermann eifrig fort, den Stuhl, den der junge Mann ihm bot, mit dem Rücken der Hand wegschiebend, Sie müssen wissen, es ist das beste Kind von der Welt, ein wahres Kleinod von einer wohlgerathenen Creatur, und bis vor wenigen Monaten hat es uns nie eine böse Stunde gemacht, vielmehr es war der Kuchen auf unserm armen Tisch und die Blume an unserm Fenster. Wir sind zurückgekommen, seit wir den Prozeß verloren haben — Ew. Gnaden werden sich entsinnen — böse Menschen haben mich da ins Verderben gelockt — seitdem geht es nicht mehr vorwärts mit meinem Geschäft und sonst mit Nichts, was ich angreife. Nun hab' ich einen Vetter in Ancona, einen sehr wohlhabenden Kaufmann, und der hat einen Sohn Antonio, einen jungen Menschen, schön wie gemalt und von guten Sitten und so recht einer fürs Haus und das Geschäft, daß Alle sagen, er werde noch zehnmal reicher werden, als sein Papa. Nun, unsrer Verwandtschaft wegen und vielleicht auch, weil er von unserm Mädel hatte reden hören — eines Tages — es ist nun bald ein Jahr — kommt dieser Antonio nach Recanati herauf, und unsere Nerina sehen und

sich sterblich in sie verlieben, war Eins. Wir — was konnte uns Glücklicheres beschert werden, als das Kind so herrlich versorgt zu wissen? Und auch sie schien der Sache nicht abgeneigt, obwohl von so erschrecklicher Verliebtheit, wie bei dem Jüngling, nichts bei ihr zu verspüren war. Damals war sie erst sechszehn; ein Jahr macht viel bei den Weibern, und jedenfalls, da sie nicht die Stärkste auf der Brust ist, sollte sie noch ein Jahr bei uns im Hause bleiben, wozu der Antonio, ein verliebter Orlando wie er war, ein saures Gesicht schnitt. Endlich mußte er doch nachgeben, und wir versprachen, in diesem Frühjahr die Braut zu seinen Eltern auf Besuch zu bringen, hinunter nach Ancona. O lieber Herr Graf, von da fing unser Unglück an! Seitdem haben wir uns mit Sorgen ins Bett gelegt und sind mit Seufzen wieder aufgestanden.

Was ist geschehen in Ancona? Sind etwa die Eltern ihr nicht freundlich begegnet?

O, nicht doch, Signor Conte! Auf Händen hat man sie getragen, Alle und Jeder, und die Alten haben's womöglich noch närrischer mit ihr getrieben, als der Sohn. Aber Alles hat nichts bei ihr verfangen. Von den ersten Stunden, wo sie ihren Verlobten wiedergesehen, hat sie der Mutter erklärt, man möge sie nur gleich wieder wegführen, Den könne sie nicht lieben, und seine Frau zu werden, mache ihr Grauen. — Was sie denn gegen ihn einzuwenden

hätte? — O nichts; aber er sei ihr wie jeder Andere, und sie werde ihn niemals lieber haben, als den Ersten Besten, nur vielleicht hassen und fürchten, bloß weil sie ihm gehören solle. Stellen Sie sich vor, Signor Giacomo, ein siebzehnjähriges albernes Ding, das bis in den Himmel vergnügt sein sollte, eine Partie zu machen, um die alle reichen und angesehenen Bürgerstöchter in der Mark Ancona sich die Augen aus dem Kopf und die Seele aus dem Leibe beten würden, daß die Madonna ihnen das Glück bescherte, und unser dummes Kind sagt: ich mag nicht, und damit basta! — Wie uns zu Muthe war, und wie wir endlich, nachdem Alles umsonst gewesen, wieder abzogen und in unsere kümmerliche Hütte zurück — nun, der Himmel schickt eben Jedem seine Prüfung. Und dabei konnten wir dem Kinde nie recht von Herzen böse sein; es ist eine zu süße Creatur. Wenn ich manchmal mir vorgenommen, ich wollte recht derb ihr ins Gewissen reden, was sie an sich und uns für ein Unrecht thut, die einfältige Gans, die sie ist, — sie braucht mich nur ganz stillschweigend anzublicken und nicht mit einem Wörtlein sich zu vertheidigen, gleich werde ich wie umgewandelt, daß ich mich in Acht nehmen muß, sie nicht noch am Ende um Verzeihung zu bitten, weil die beste Heirath, die sich nur auf hundert Meilen blicken ließ, uns gerade gut genug war für das eigensinnige, garstige Mädel. O Herr Graf, wenn Sie sie kennten, wie wir! Es ist

eine harte Sache, große Kinder zu haben, die Vater und Mutter am Bändel führen, statt sich von ihnen regieren zu lassen.

Ich beklage Euch aufrichtig, guter Freund. Aber noch immer seh' ich nicht ab, warum Ihr bei mir Hülfe in Eurer Noth sucht.

Der wackere Mann sah ihm zutraulich ins Gesicht. Er zögerte aber dennoch, mit seinem eigentlichen Ansinnen herauszurücken.

Es ist zu viel verlangt, ich weiß es, sagte er kopfschüttelnd. Ihr seid ein Gelehrter, ein großer Professor, und kennt alle alten Schriften und habt keine Zeit, Euch um solche Kindereien zu kümmern. Und doch, wie mein Mädel gestern nach Hause kam und erzählte, daß sie Euch draußen angetroffen habe, und wie freundlich Ihr Euch mit ihr eingelassen, und daß sie vor keinem lebendigen Menschen größern Respect hätte, als vor Euch, und was Ihr zu ihr sagtet, das sei ihr wie Gottes Wort, geradezu ein Evangelium, — und dann war sie den ganzen Abend so aufgeräumt und gesprächsam, wie seit Ancona nicht mehr, ja wir haben sie sogar ganz spät noch singen hören. Mann, sagte mein Weib noch gestern Abend zu mir, wenn du am Ende zu dem jungen Grafen gingest, daß Der mit unsrer Nerina redete und sie zur Vernunft brächte! Denn wenn es noch Einer zu Wege bringt, kann Der es — der Signor Contino; — hast du nicht gesehen, wie ihr die Augen leuchteten, als sie von

seinem Genie und seiner großen Gelehrtheit sprach? — Und so — sehen Ew. Gnaden — so sprach mein Weib, und heute früh fing sie gleich dasselbe Lied wieder an, und darum habe ich mir ein Herz gefaßt, lieber Herr Graf, Euch zu besuchen und zu bitten, ob Ihr nicht einmal herüberkommen möchtet und bei unserm Kind, unserm Augapfel, nach dem Rechten sehen.

Leopardi war in den Lehnstuhl zurückgesunken; er hatte die Augen geschlossen und glich mehr einem Schlafenden, als einem Menschen, in dessen Brust heftige Gefühle mit einander streiten. Auch als der bekümmerte Vater seinen Spruch geendigt hatte, blieb er noch unbeweglich, und schon glaubte der wackere Mann, er habe einen vergebenen Gang gemacht; dieser junge Graf, den seine Tochter so hoch gerühmt, dünke sich zu gut, um einen armen Nachbarn nur anzuhören, und stelle sich schlafend, um ihn wieder los zu werden: als der jüngere Bruder, Carlo, der Liebling Giacomo's, ins Zimmer trat und mit einem heiteren „Guten Morgen!" die bange Stille verscheuchte.

Der Dichter stand langsam auf, reichte dem verdutzten Biedermann die Hand und sagte: Es bleibt also dabei, Herr Luigi. Heute Nachmittag komm' ich zu Euch hinüber und sehe mir das berühmte Bild an, und der Himmel gebe, daß es ein Werk des großen Rafael selber sein und Euch funfzigtausend Scudi ins Haus bringen möge. Gehabt Euch wohl und grüßt mir Eure gute Frau, und dankt ihr einstweilen in

meinem Namen, daß sie eine so gut Meinung von meinem Kunstverständniß gefaßt hat.

Die Stunden der Siesta waren kaum vorbei, als der Dichter aus dem Portal der Casa Leopardi trat und auf die niedrige Thür des Nachbarhauses zuschritt. Hinter einem viereckigen Schiebfenster neben dem Eingang kündigten ein paar Hüte in der Form, wie sie die Gebirgsbewohner tragen, den Laden des Hutmachers an, und auf einem schwarzen Schilde mit weißen Buchstaben über dem Thürsims stand der Name. Der Meister selbst aber schien den Tag, an welchem seinem niedern Dache die Ehre dieses Besuchs widerfahren sollte, als einen Feiertag anzusehen; er saß in vollem Anzuge auf dem Steinbänkchen neben der Thür, stand sofort höflichermaßen auf und geleitete seinen vornehmen jungen Gönner mit vielen Kratzfüßen ins Haus.

Wir haben dem Kinde gar nichts davon gesagt, raunte er Leopardi zu, als sie im finstern Hausflur die steile Treppe hinaufstiegen. Sie ist so curios, am Ende wäre sie uns weggelaufen, und die Mühe, die Ew. Gnaden sich geben, wäre umsonst gewesen. Hier, rechts hinein, wenn Ihr die Gnade haben wollt. Ihr müßt vorlieb nehmen mit unserer schlechten Einrichtung. Geringe Leute, lieber Herr Graf, geringe Leute, und wir haben bessere Tage gesehen, und sie könnten wiederkommen, wenn Alles ginge, wie es gehen sollte.

In dem großen, aber niedrigen und kahlen Zimmer, dessen Steinboden nur mit einer ellenbreiten Strohmatte bedeckt war, trat Nerina's Mutter ihnen entgegen und begrüßte den Besucher mit anständiger Freundlichkeit. Sie war offenbar von besserer Herkunft und feinerem Blut, als ihr Mann; oder war es nur, daß die Züge des stillen blassen Gesichts und die kohlschwarzen, aber erloschenen Augen an ihre Tochter erinnerten, jedenfalls hätte ihr Betragen keinem vornehmen Hause Unehre gemacht. Auch war ihre einfache Kleidung sauber und stand der noch immer nicht verfallenen Gestalt mit einer gewissen Zierlichkeit an.

Das Bild, das den Vorwand zu diesem Besuch hergegeben, hing im schlechtesten Lichte zwischen den beiden Fenstern, die auf die Straße gingen. Gleichwohl fand Leopardi auf den ersten Blick, daß es der Mühe nicht lohnte, es herabzunehmen und am Fenster sorgfältiger zu untersuchen. Es war eine Schülercopie nach einer bekannten Madonna des Guido, die auf einem Hausaltar ihren Platz ganz wohl ausfüllte, sonst aber sich über ihre ruhmlose Verbannung in das Haus eines kleinen Bürgers von Recanati nicht beklagen durfte.

Er habe es wohl gedacht! sagte der Besitzer achselzuckend, indem er mit einem Tüchlein den verstäubten Rahmen ein wenig blank putzte. Etwas Gutes verirre sich nicht zu ihm; er sei einer von Denen, die

nie den Löffel hätten, wenn es Brei regne; wenn seinetwegen ein Wunder geschähe, so wäre das das größte Mirakel von allen; übrigens würde er darum nicht klagen, wenn nur sonst —

Er verstummte, da eben die Thür sich aufthat und das Mädchen hereintrat. Sie hatte in der That nicht erfahren, wer kommen sollte, denn sie zeigte sich ganz, wie sie immer im Hause herumging, in einem ausgewachsenen Röckchen, das nur eben bis an die schlanken Knöchel reichte, über dem Mieder ein leichtes Tuch kreuzweis um Hals und Busen geschlagen, die Arme darunter bloß. Auch erröthete sie und that einen leisen Schrei, als sie Leopardi bei den Eltern stehen sah. Aber sie besann sich sogleich, strich nur einmal mit der Hand über die Haare und trat dann unverlegen näher. Er fand sie noch reizender in ihrer Haustracht; auch schien ihm das Gesichtchen heute voller und alle Farben frischer, da er es mit den gealterten Zügen der Mutter verglich. Und wie hell und schalkhaft klang ihr Lachen, als ihr der Vater das Märchen von dem Bilde vortrug, das er für was Apartes gehalten, und nun habe der Herr Graf ihm gesagt, es sei nicht eben viel Aufhebens werth.

Habt Ihr nicht in Ancona die Bilder gesehen im Dom, Babbo? sagte das Mädchen. Da konnte man doch sehen, was schöne Meisterstücke sind. Mir aber ist unser Bild dennoch lieb. Ich habe es schon immer betrachtet, wie mich die Mutter noch auf dem Arm

trug. Und später, wenn mir etwas weh that, ist mir immer wohler geworden, wenn ich die Augen recht still darauf richtete. Nicht wahr, Mutter, wir geben es nicht her um viel Geld? Und zum Glück will es ja auch Niemand haben.

Die Mutter, die nicht ein Wort gesprochen, aber das Kind mit einem langen Blick kummervoller Liebe angesehen hatte, ging jetzt hinaus. Nach fünf Minuten öffnete sie wieder die Thür und rief ihrem Manne, er möchte doch einen Augenblick hinunterkommen, es sei Jemand da, der eine Bestellung zu machen habe.

Der Meister entschuldigte sich bei seinem Gast und verließ das Gemach. Leopardi war mit dem Mädchen allein.

Er hatte sich in den Stunden über Tag mit nichts Anderem beschäftigt, als wie er die Rolle eines Beichtigers, die ihm aufgedrängt worden, auf die unmerklichste Art durchführen solle. Nun verließ ihn, diesen arglosen Augen gegenüber, all seine künstliche Ueberlegung.

Nerina, sagte er und faßte ihre Hand, hast du ein wenig Zutrauen zu mir?

O, viel! erwiederte sie und sah ihm mit einem Blick reinster Hingebung in die Augen.

Ich weiß es, meine kleine Freundin, fuhr er fort. Und darum bin ich herübergekommen, um Etwas mit dir zu besprechen, was mir Sorge macht. Du hast so gute Eltern, Nerina. Liebst du sie nicht?

Sie nickte nur, aber recht ernstlich und lebhaft, und legte dabei die Hand aufs Herz.

Wenn du sie aber liebst, wie sie es verdienen, warum betrübst du sie denn? Dein Vater hat mir erzählt, daß du verlobt gewesen seiest mit einem sehr braven jungen Menschen, und daß diese Heirath ein Glück für euch Alle wäre. Warum hast du nun plötzlich Alles umgestoßen und willst nichts mehr von diesem Bräutigam wissen und sagst nicht einmal der Mutter einen ordentlichen Grund, warum du plötzlich deinen Sinn geändert hast?

Bei den ersten Worten, die ihre Verlobung berührten, hatte sie sich abgewendet und den Kopf auf die Brust sinken lassen. Er sah, wie es sie heftig angriff, daß er auf diese Sache zu sprechen kam. Hat mich der Vater verklagt? brachte sie endlich mit stockender Stimme hervor.

Er liebt dich, Nerina, und möchte dich gern glücklich sehen, und betrübt sich, weil du nichts von dem Glück wissen willst, das er dir ausersehen hat.

Ein Glück für mich! — und sie kehrte ihm das über und über glühende Gesicht wieder zu. O wenn Ihr wüßtet, Signor Giacomo! — Aber wozu davon reden? Ihr könnt die Dinge doch nicht anders machen, als sie sind. — Und doch — Ihr allein — von Euch allein hab' ich's ja, daß das kein Glück wäre — keins für mich — wenn es auch dem babbo und der mamma so scheinen mag — denn Keiner ist ja dem

Andern gleich, und Jeder will doch nur sein Glück — ist es nicht so, Signor Giacomo?

Du hast Recht, Kind, und ich, wahrlich, ich werde dir nicht Unrecht geben. Auch mir muthet man zu, glücklich zu sein mit dem, was vielleicht Andere trösten könnte. Aber wo hätte ich dich das gelehrt? Wann haben wir je von Liebessachen gesprochen?

Sie schüttelte den Kopf. Gesprochen nicht! Aber doch weiß ich es nur von Euch, was Liebe ist. O, Herr Giacomo, Ihr werdet mich verachten, daß ich mir das erst von einem Dichter hab' müssen sagen lassen. Aber seht, wie der Antonio zuerst nach Recanati kam, war ich noch so viel jünger und kindischer, und weil er mir Bänder und Tüchlein und eine Kette von Korallen schenkte und selbst so hübsch gekleidet war, auch singen und tanzen konnte, besser als die andern jungen Leute hier oben, da glaubte ich, ich könnte recht von Glück sagen, wenn ich seine Frau würde, und ich hätte ihn lieb. Obschon — auch damals gleich merkt' ich, daß er mir gar nie fehlte, wenn er nicht da war, und daß mir die Zeit nur länger war, bis er wieder ging. Aber ich dachte, das sei nur, weil ich mich vor ihm scheute und schämte; ich sei eben noch ein zu kindisches Ding, um eine Liebschaft zu haben, wie die größeren Mädchen. Aber dann, wie er schon lange wieder fort war und schrieb mir die schönsten Liebesbriefe, die wenigstens der Mutter ausnehmend wohlgefielen, da war's, vor drei Mo=

naten, daß die Sofia mir Eure Gedichte lieh, und da —

Sie stockte einen Augenblick. Dann aber, die Augen fest auf das alte Bild geheftet, fing sie an, während eine liebliche Glut ihre Wangen färbte, die Verse herzusagen:

Ich weiß den Tag, da ich zum ersten Mal
Den Kampf der Liebe stritt und zu mir sprach:
Ist das die Liebe, weh, wie schafft sie Qual!

Am Boden haftete der Blick, doch ach,
Ich sah nur Sie, die mit unschuld'gem Triebe
Zuerst sich Bahn zu diesem Herzen brach.

Wie schlimm mißhandelt hast du mich, o Liebe!
Warum nur stürzt uns diese süße Lust
In solcher Schmerzen sehnliches Getriebe!

Nicht sanft, nicht freudig ward ich mir bewußt
Der neuen Macht. Sie kam mit Weh' und Klagen
Und schnürte mir mit dunkler Angst die Brust...

Wie leibhaft stand die reizende Gestalt
Im Finstern da, und ob ich auch die Lider
Zudrückte, sie erblickt' ich tausendfalt.

Wie floß mit süßem Grau'n durch meine Glieder
Verworr'ne Glut, wie wogten ohne Stocken
Gedanken durch den Sinn mir auf und nieder...

Und dann die Stelle, wissen Sie:

Wach lag ich noch in frühen Morgenstunden,
Da stampfend schon an unsres Hauses Thor
Die Räuber meines Glücks, die Rosse, stunden.

Und ich, verzagt und stumm, ein blöder Thor,
Hielt zum Balcon hin in den Finsternissen
Umsonst mein Aug' und mein begierig Ohr,

Ob ich noch einmal, eh' sie würd' entrissen,
Die Stimme hörte, die geliebte, traute,
Die Stimme nur! Mehr sollt' ich ewig missen.

Wie oft verletzten widrig rohe Laute
Mein zweifelnd Ohr; ein Frösteln fiel mich an,
Daß kaum das Herz zu klopfen sich getraute.

Und als die theure Stimme endlich dann
Mir an die Seele drang und von den Rossen
Und Rädern schlug der Lärm zu mir hinan,

Da, wie verwais't, die Augen fest geschlossen,
Krümmt' ich mich zuckend auf der Lagerstatt,
Die Hand aufs Herz gepreßt, in Gram zerflossen.

Dann schleppt' ich mich auf schwanken Knieen, matt,
Stumpfsinnig durch das schweigende Gemach
Und frug: was ist's, das dich erschüttert hat?

Und bitterlich ward die Erinnrung wach
In meiner Brust, für jedes Bild verschlossen,
Für jede Stimme, die zum Herzen sprach.

Ein öder Schmerz war über mich ergossen,
Wie wenn der Regen weit und breit ins Land
Herniederrieselt, traurig und verdrossen.

Noch hatt' ich dich, o Liebe, nicht gekannt,
Und achtzehn Sommer lebt' ich bis zum Tage,
Wo ich mit Thränen deine Macht empfand! — —

Aber Sie werden mich für eine Närrin halten, unterbrach sie sich plötzlich. Ich wiederhole Ihnen da

Ihre eigenen Verse und noch dazu so ungeschickt, wie ich bin, denn ich weiß gar nicht, wie man so schöne Worte hersagen muß; man sollte sie nur immer singen, wie die Rispetti, nicht wahr? nur mit einer viel, viel schöneren Melodie. O, Herr Giacomo, wie ich dies Gedicht von der ersten Liebe zuerst las, da wurde mir zugleich so froh und so traurig wie nie zuvor. Ich wußte auf einmal, daß ich Antonio nie geliebt hatte und nie lieben würde, und das ängstigte mich, denn es that mir leid um ihn und um mich. Zugleich aber fühlte ich auch, was für eine Paradieseswonne man erleben müßte, wenn man wirklich liebte; denn schon im bloßen Denken daran und wenn ich wieder und wieder las, wie Euch zu Muth war, als Ihr diese bitteren Wonnen zuerst erlebt, — nein, es war eine Seligkeit über alle irdischen Freuden, und was sie mir sonst als ein Glück vorgestellt, das mir Antonio bereiten würde, wenn ich seine Frau wäre, — nicht den Finger hätte ich danach ausstrecken mögen, geschweige meine beiden Arme!

Sie sah mit erhobenen Augen durch das Fenster gegen den Himmel, von dem ein kleines Stück über das Dach hereinblaute. Ihn selbst, zu dem sie Alles sagte, trafen ihre Blick nicht; es war, als spräche sie nur mit sich allein und seinem Genius, der ihr aus den Versen wieder nahe getreten, aber kein Zuhörer in Fleisch und Blut stände neben ihr. Und er war zu tief bewegt, um sie an seine Gegenwart zu erinnern.

Nie waren seine eigenen Worte ihm so schön erschienen, wie auf ihren Lippen, von einem so dunklen Ton getragen, als kehrten sie aus weiter Ferne, von einem zarten Echo wiederholt, zu seinem Herzen zurück.

Und so kam es! fuhr sie mit einem stillwehmüthigen Kopfnicken fort. So hab' ich ihn mit Zittern wiedergesehen, und Nichts hat sich in mir geregt, als die namenlose Angst, daß ich ihn niemals lieben würde. Einen Grund hätt' ich der Mutter sagen sollen? Ich hatte keinen andern, und den sagt' ich ihr, aber sie wußte nicht, was ich meinte. Sie ist so gut, und holte mir die Sterne vom Himmel, wenn sie könnte, aber doch will sie mir ein Glück schaffen, das mich zu Grunde richten würde. Ich hab' es ihr zu erklären gesucht; darauf hat sie zu dem Gevatter geschickt, dem Chirurgen, der hat gesagt, sie sollten mich noch eine Weile in Ruhe lassen, es würde sich von selber geben. Ich glaubte es gleich damals nicht — und jetzt — jetzt weniger als je!

Sie trat von ihm weg an das Fenster und bog sich hinaus; die Wangen brannten ihr, und sie fächelte sich Kühlung zu mit dem Zipfel ihres Busentuchs. Indessen hatte er Zeit gehabt, sich zu fassen und das zu überlegen, was er ihr zu sagen für seine Pflicht hielt.

Liebste Nerina, fing er zögernd an, es thut mir leid, daß ich dies Unheil mit verschuldet habe durch die unseligen Verse. Aber sieh, Kind, ich bin damals

in einem andern Fall gewesen, als du; ich wurde nicht geliebt, wie du, da wächs't dann die Glut zu so heftiger Flamme an, daß sie hernach auch ganz Fremde mit ansteckt. Wenn aber die Liebe erwidert wird, bleibt sie eine sanfte Glut, die das Herz erwärmt und belebt und das Haus und den Herd traulich macht und von Jahr zu Jahr wohler thut, und nur weh in der letzten Stunde, wenn Eins früher als das Andere aus der Welt gehen muß. Du solltest deinem Schutzengel danken, Nerina, daß er dich vor einem so wilden Brande bewahren möchte, wie er aus diesen Versen lodert. Sieh mich an, und frage dich, ob dir ein Glück beneidenswerth scheint, daß den, der es besitzt, so verzehrt und erschöpft, sein Gesicht ausgedorrt und seine Glieder entkräftet hat. Und es ist noch gütig von der Natur, daß sie nur Wenigen dies Loos zuertheilt, so leidenschaftlich sich verzehren zu müssen. Viele Tausende erfahren es nie, was in der Brust eines unglückseligen Poeten für süße Qualen sich regen, und wenn sie den feuerspeienden Vesuv von ferne donnern hören und die Glut aus ihm hervorbrechen sehen, mögen sie an ihrem stillen Herde sich segnen, daß ein wohlthätiges Feuer darauf brennt, das ihnen und den Ihrigen Wärme und Nahrung spendet, ohne ihre Hütte zu verwüsten. Sieh, mein theures Kind, so wird es auch dir ergehen, wenn du nicht diesen gefährlichen Träumen nachhängst, sondern annimmst, was das Leben dir Gutes bietet. Wer weiß, ob du

nicht, wenn du es verschmähst, alt und grau wirst und immer einsam bleibst, und immer wartest, ob dich nicht eine Leidenschaft ergreifen möchte, und niemals kommt Der, der sie in dir erwecken könnte, und statt dessen kommt der Tod, und du hast dein Leben versäumt!

Er hatte ihre Schulter berührt und sie sacht vom Fenster zurückgezogen. Plötzlich wandte sie sich nach ihm um und stürzte ihm an den Hals, in Thränen ausbrechend und das glühende Gesicht an seiner Schulter verbergend.

Er erschrak heftig. Einen Augenblick drohten ihm die Sinne zu vergehen.

Er hielt die heftig zuckende Gestalt an seine Brust gedrückt, sein Mund ruhte auf ihrem weichen Haar, das Herz wollte ihm springen vor Weh und Wonne.

Dann kehrte ihm die Besinnung zurück, zugleich mit einem Gefühl schneidenden Schmerzes, das ihn eisig durchschauerte.

Nerina, flüsterte er, mit Heldenstärke sich aufrichtend, mein armes, armes Herz, was thust du? Zu mir flüchtest du dich in deinem Kummer? Ich — ich Armseliger — ich vom Glücke Gemiedener — ein ruheloser Flüchtling von einem Ort der Qual zum andern! -- Komm! Komm zu dir! Sei stark, meine kleine Freundin! nimm dein Herz in deine Hände, eh' es dir ausbricht aus der zarten Brust! Nie werde ich vergessen, was mir diese bittere Stunde an Seligkeit be=

schert hat, nie werde ich dein Bild aus dem tiefsten Herzen verlieren, Nerina, und doch — es muß sein! wir müssen scheiden, heute noch, und für immer!

Sie ließ ihn plötzlich mit einem krampfhaften Schauder, wie wenn sie sich an eine Leiche geklammert hätte, aus ihren Armen. Ihr Gesicht, das er ganz dicht vor sich sah, war völlig entfärbt, ihre Lippen geöffnet, aber die weißen Zähne auf einander gepreßt, als ob sie einen Schrei zurückzuhalten hätten.

Ich muß fort, wiederholte er langsamer. Die Worte kosteten ihn eine unsägliche Mühe. — Ja wohl, Liebste, mein Verhängniß will es so. Wir werden uns nie wiedersehen. Aber damit ich nicht in alle Zukunft dein Angedenken mit mir trage wie eine mahnende Stimme der Schuld und Reue, versprich mir Eins, Nerina.

Sie sah ihn unverwandt an, und nur ein fast unmerkliches Bewegen der schwarzen Wimpern sagte ihm, daß sie hörte, was er sprach.

Versprich mir, wenn ich nun fort bin, daß du dir Mühe geben willst, dich in das Leben zu finden, wie es Tausende thun. Ich muthe dir nicht zu, deinem Herzen Gewalt anzuthun. Aber du bist jung, Nerina, und das Leben verwandelt uns wundersam, und wenn wir die Tage nur machen lassen und uns nicht selbst gegen ihre Macht verstocken, — es werden Dinge möglich, die wir vor Jahr und Tag nicht zu denken vermocht haben, und Manches beglückt uns einst, was

wir erst mit Abscheu von uns gewiesen haben. Nur daß du der Zeit Zeit lassen willst, nicht eigensinnig dich in deine Träume einspinnen, daß du bedenken willst, wie elend du mich machen würdest, wenn ich dich einst nicht glücklich denken dürfte, nur das versprich mir, meine geliebte Schwester. Willst du das, Nerina?

Er hielt ihr die Hand entgegen; sie berührte sie aber nicht. Eine Weile schien sie nachzudenken, dann erschütterte ein tiefer Seufzer die schlanke Gestalt, und sie sagte mit einer Stimme, die ihm durch die Seele ging:

Ich will es versuchen — um Euretwillen! — Lebt wohl!

Dann schritt sie langsam an ihm vorbei, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, und verließ das Zimmer.

Der Vater kam wieder herein, die Mutter folgte ihm. Sie fanden Leopardi am Fenster stehend, so tief versunken, daß er sie lange nicht bemerkte.

Als er sich endlich besann, wo er war, und den umflorten Blick aufhob und die Gesichter der guten Leute erkannte, die mit ehrerbietiger Zurückhaltung abwarteten, was er ihnen mitzutheilen hätte, zwang er sich mit äußerster Mühe, freundlich und gelassen zu erscheinen, sagte ihnen, daß sie die Hoffnung nicht aufgeben sollten, es werde sich noch Alles zum Guten wenden; nur gedulden sollten sie sich, das Mädchen

nicht drängen und ängstigen; es sei ein wundersames Kind, es werde immer das Rechte und Rechtschaffene thun, wenn man es gewähren lasse, — es habe ein Herz von Gold und einen Geist so rein wie die Himmelsluft.

Und nun gab er Beiden die Hand; der Mutter standen die Thränen in den Augen. Der Vater geleitete ihn mit vielen Betheuerungen seines Dankes bis zum Portal des gräflichen Hauses zurück; als Leopardi sich von ihm verabschiedete, warf er einen Blick auf das Fensterchen oben, an welchem der Nelkenstock blühte. Es war fest geschlossen.

Es öffnete sich auch nicht am Abend und nicht in der Nacht. Nur als am frühen Morgen der Wagen vorfuhr, der den jungen Grafen hinunterführen sollte, erschien ein blasses Gesicht oben hinter den Scheiben. Der Scheidende, nachdem er sich aus den Umarmungen der Seinigen gerissen hatte, bog sich im Fortfahren noch einmal aus dem Wagen und sah nach dem kleinen Fenster zurück. Als er die Hände erblickte, die ihm nicht nachwinkten, sondern still in einander gelegt auf dem Fenstersims ruhten, schnitt der Schmerz dieses Abschieds auf Nimmerwiedersehn ihm wie mit Messern durchs Herz. Er warf sich in den Wagen zurück und verbarg die überquellenden Augen in seine Hände.

Es hatte ihn keine geringe Mühe gekostet, Vorwände zu ersinnen, die seine übereilte Abreise vor den Eltern rechtfertigten. Nur das Versprechen, daß er

zurückkehren würde, sobald die dringenden Geschäfte, die ihn nach Florenz riefen, abgethan seien, hatte ihm endlich Urlaub erwirkt.

Er konnte sein Versprechen nicht halten. — Eine schwere Krankheit erbarmte sich seiner und umhüllte ihm wochenlang das Bewußtsein. Als er endlich zum Gefühl seines Unglückes wieder genas, brach ein früher Winter herein, und es war nicht daran zu denken, daß er in die rauhe Höhe seiner Heimath zurückkehrte. Er schleppte sich nach Pisa und verbrachte dort die Jahreszeit, die ihm immer am feindlichsten war, unter trefflichen Menschen, die ihn zu schätzen wußten und Alles thaten, seine Leiden zu lindern. Er lächelte wehmüthig zu diesen Bemühungen. Wußte er doch, daß Alles, was zu gewinnen war, nur eine neue Ruhepause seiner körperlichen Anfälle sei, in welcher seine Seele um so ungestörter ihrem Gram um das ewig Versagte nachhängen konnte.

Er schrieb fleißig an die Seinigen. Oft in den Briefen an Paolina wollte ihm die Frage aus der Feder, was Nerina mache. Doch immer wieder hielt er an sich. War es die Scheu, sein Geheimniß preiszugeben? oder die Furcht vor der Antwort, die, wie sie auch lauten mochte, seine Wunde von Neuem aufreißen mußte?

Gegen das Frühjahr endlich faßte er sich doch ein Herz, und in einer langen Liste von kleinen Erkundigungen nach allerlei Bekannten von Recanati ließ er

auch die Frage mit einfließen, ob ihre kleine Nachbarin noch so hübsche Lieder singe, oder ob sie etwa nach Ancona übergesiedelt und glücklich unter die Haube gekommen sei.

Schwester Paolina schrieb zurück, alle Anderen seien wohlauf und ließen ihn aufs Schönste grüßen und hofften, er werde bald in Person den Beweis führen, daß auch berühmte Leute die Luft von Recanati ertragen könnten. Was die kleine Sängerin im Nachbarhause betreffe, so sei ihre Stimme seit dem Sommer schon verstummt, und in den ersten Frühlingstagen habe man das arme Kind hinausgetragen an die Stätte des ewigen Schweigens. Ihre Brust sei zu schwach gewesen für die hellen Töne, die sie gern angestimmt. Es sei eine große Trauer um sie gewesen in der ganzen Stadt; Jedem scheine sie nun zu fehlen, obwohl Keiner vorher viel von ihr gewußt habe. Aber sie nur zu sehen, habe Jedem wohlgethan, und nun sei wieder eine Gestalt weniger vorhanden, die dem alten, häßlichen Häuserhaufen (auch Paolina verabscheute ihren Geburtsort) für Menschen, die das Schöne lieben, zum Schmuck gereicht habe.

Als Leopardi diese Botschaft empfangen, schloß er sich mehrere Tage selbst gegen seine Vertrautesten ab. Niemand ahnte den Grund. Niemand als der Schwester hat er je sein Herz über dieses Schicksal geöffnet.

Und auch diese Wohlthat, sich ihrer mitempfindenden Seele zu vertrauen, genoß er erst im folgenden

Jahre. Er fühlte sich nicht früher die Kraft, den Ort wiederzusehen, der ihm jetzt mehr als je das Grab all seiner Jugendhoffnungen war.

Als er sein Zimmer in Recanati zuerst wieder betrat, war er zu feige, die Thür des Balcons zu öffnen und nach dem Fenster hinüberzublicken. Er verbrachte die Nacht in dumpfer Trauer. Am Morgen, nachdem ihn kaum ein kurzer Schlaf ein wenig gekräftigt hatte, klopfte es wieder wie damals an seine Thür, und wieder trat der Nachbar Luigi bei ihm ein; doch sah er aus, als ob zehn Jahre zwischen dem Heute und dem Damals lägen. Das ehrliche Gesicht war tief gefurcht, die struppigen Haare ergraut, der Anzug vernachlässigt.

Er entschuldigte sich, mit einer Stimme, die barsch und müde klang, daß er den Herrn Grafen noch einmal belästige. Doch habe er einen Auftrag an ihn, der es ihm zur Pflicht mache. Sein Kind — der Herr Graf werde sich wohl noch entsinnen, er habe ja selbst eine so gute Meinung von der Nerina gehabt — nun, der Herrgott habe wohl auch eingesehen, daß sie zu gut für diese Welt sei, und habe sie in sein ewiges Paradies eingehen lassen. Alle menschliche Mühe und Pflege sei umsonst gewesen, auch eine Krankheit habe man nicht eigentlich an ihr bemerkt, sie sei so hingeschmolzen und vergangen an den ersten Strahlen des April, wie der weiße Schnee auf dem Felde. Ganz so rein sei sie auch gewesen, nur nicht so kalt; denn je

näher ihr Ende gekommen, je mehr habe sie sich Mühe gegeben, ihrer Mutter und ihm alles Liebe und Gute anzuthun. Zuletzt sei es übermenschlich gewesen, welch ein Herzweh sie um das liebe Kind ausgestanden hätten, das immer sanfter und heiterer geworden. In der letzten Nacht habe sie die Mutter an ihr Bett gerufen und sie gebeten, wenn sie nun todt sei und der Graf Giacomo komme einmal wieder herauf in die Stadt, so möchte sie ihm dies Täschchen geben und ihn von der Nerina grüßen. Die Mutter habe ihr das heilig angeloben müssen; sie wüßten ja auch, wie viel Respect und Zutrauen das Kind immer für den Herrn Grafen gehabt habe. Auch habe man auf ihr Bitten das kleine Büchlein mit seinen Canzonen ihr unter das Kissen legen müssen, auf dem sie nun den letzten Schlaf bis zur Auferstehung schlafe. Und hier sei das Täschchen; sein armes Weib habe sich nicht getraut, es dem Herrn Grafen selbst zu überbringen. Es greife sie noch immer so hart an, von dem Kinde zu reden.

Er wickelte aus einem leinenen Tuch, das er in der Brusttasche bei sich trug, ein kleines, viereckiges Täschchen heraus, das er dem Tieferschütterten übergab. Es war kunstreich aus schwarzen Seidenläppchen zusammengenäht, die Ränder mit goldenen Schnürchen eingefaßt, auf der einen Seite ein Kranz von kleinen Lorbeerblättern aus grüner Seide gestickt, ein L aus Goldfäden in der Mitte. Drinnen aber steckte, sorgfältig zusammengelegt und ganz rein gehalten, das

Blatt, auf welchem Leopardi an jenem Abend ihr die Strophe aufgeschrieben, die er am Hügel gedichtet. Die letzte Zeile war mit einem feinen Bleistift dreimal unterstrichen, als ob sie ihn hätte wissen lassen wollen, wie oft sie die Worte nachgesprochen:

„Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern!"

Als der Abend kam und das Siebengestirn wieder über der schlafenden Stadt leuchtete, saß Leopardi auf dem Balcon, die Mappe auf den Knieen, in der er — mit welchen Schauern der Erinnerung! — erst heute jenen langen Herzenserguß wiedergefunden hatte, den Zeugen der glücklichen Nacht, da er noch einmal an seine Jugend glaubte. Das Nelkensträußchen lag dabei, die Blumen waren dürr und gebräunt, die Schnur aus den schwarzen Haaren glänzte noch an dem Licht der Lampe, als er sie aufhob und betrachtete. Das Alles hatte er damals zurückgelassen, als er so eilig floh. Nun verschärfte es seine Schmerzen.

Wie es Mitternacht schlug, kam eine Stille über ihn. Er nahm das Blatt und schrieb unter die lange Beichte seiner „Erinnerungen" noch die folgenden Verse:

Und du, Nerina! Reden denn nicht auch
Von dir all diese Stätten? Wie? Du wärst
Mir aus dem Sinn geschwunden? Wohin gingst du,
Daß ich hier einzig nur dein Angedenken
Noch finde, Süßeste? Ach, deine Heimath
Erblickt dich nimmer; jenes Fenster dort,
Wo du mit mir geplaudert, drinnen jetzt

Sich nur so trüb der Strahl der Sterne spiegelt,
Ist leer. Wo bist du, daß ich deine Stimme
Nicht tönen höre, wie in jener Zeit,
Wo jeder ferne Laut von deinen Lippen,
Der zu mir drang, das Blut mir aus der Wange
Zum Herzen trieb? Vorbei! Vergangen ist
Dein Dasein, süßes Lieb; vergangen bist du.
Nun kommt's an Andre, durch die Welt zu wandeln
Und diese duft'gen Hügel zu bewohnen.
O, rasch vergingst du, und dein Leben war
Nur wie ein Traum! Als du dort tanztest, glänzte
Die Lust dir an der Stirn, glänzt' in den Augen
Die ahnungsvolle Zuversicht, das Licht
Der Jugend, — da verlöscht' es das Geschick,
Und stille lagst du. Ach, Nerina, immer
Herrscht noch in mir die alte Liebe. Oft
Bei Festen, in Gesellschaft sprech' ich heimlich
Zu mir: O nicht zu Tanz und Festen mehr,
Nerina, schmückst du und gesellst du dich! —
Und wenn der Mai kommt, grüne Zweig' und Lieder
Verliebte Knaben ihren Mädchen bringen,
Sag' ich: Nerina, nimmer kehrt für dich
Der Frühling wieder, nie die Liebe wieder!
An jedem heitern Tag, bei jeder Flur
Voll Blumen, jeder Freude, die ich fühle,
Sag' ich mir: Ach, Nerina freut sich nimmer,
Sieht Erd' und Himmel nicht! — Du gingst dahin,
Mein ew'ger Seufzer, gingst dahin! und mir
Bleibt treu gesellt bei allen lieblichen
Gefühlen, allem Süßen, Trüben, Theuren,
Was mich bewegt, ein herbes Angedenken!

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.

